s. Th.
4921.
(Naumañ)
Leben

JOH. GOTTL. NAUMANN,

Kurfürstlich Saechsischer Capellmeister.

Leipzig d. Binders Kunst Verlag

Oberlößnitz, 1848.

Des
Sächsischen Kapellmeisters
Naumann's Leben,

in

sprechenden Zügen

dargestellt.

Dresden,
Verlag von Justus Naumann.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dresden,
gedruckt in der Hofbuchdruckerei von C. C. Meinhold und Söhnen.

Vorwort.

Nur die Rücksicht auf örtliche, mit seinem Amte in Berührung stehende, Verhältnisse, so wie auf die religiösen Momente, welche, in Naumanns Lebensgeschichte verwoben, dem frommen Gemüthe so wohlthun, konnten den Herausgeber bewegen, seine Zeit und Kraft einem Werke zu widmen, welches seinen anderweitigen Studien und Geschäften sonst fern liegt. Zuvörderst machte sich's derselbe zur Pflicht, alle, ihm nur irgend bekannt gewordene, meist in Zeitschriften und Sammlungen zerstreuete Aufsätze und Notizen über Naumann's Character, Leben und Wirken zu durchforschen. Er las deshalb nach —

Neues biographisches Lexicon der Tonkünstler von Gerber, v. J. 1790. II. Thl. S. 6.
Briefe einer Kurländerin von Sophie Schwarz,

geborne Becker, vom Jahr 1791. I. Theil. S. 72. 110.
Neuestes gelehrtes Dresden von Kläbe, vom J. 1796. S. 100.
Neuer deutscher Merkur vom Jahr 1799. II. S. 343 ꝛc. und 1803. I. Bd. S. 107 ꝛc. 190. ꝛc. 274 ꝛc.
Staats-Post- und Zeitungs-Lexicon von Schumann, v. Jahr 1814. I. Bd. S. 403.
Allgem. deutsches Sach-Wörterbuch von Albert Schiffner vom Jahr 1827. VI. Bd. S. 475.
Allgemeine musikalische Zeitung vom Jahr 1829. No. 14 u. 15.
Leipziger musikalische Zeitung, Jahrg. IV. S. 558.
Conversationslexicon, v. J. 1835. VII. B. S. 723.
Musikalisches Conversations-Lexicon, von A. Gathy, v. J. 1835. S. 277.
Museum für sächsische Vaterlandskunde, Saxonia, II. Bd. vom J. 1836. No. 19 — 23., in welchem Letzteren sich eine gedrängte, aber nicht minder lebendige Biographie von Hohlfeldt befindet.
Neue Zeitschrift für Musik v. J. 1837. B. VII. Nr. 11.
Universal-Lexicon der Tonkunst von Dr. Schilling v. Jahr 1837. V. B. S. 130; eine zum Theil kritisirende Biographie von L. Rellstab.

Das Vollständigste jedoch, was über Naumann's Lebensgeschichte im Druck erschienen, ist, da eine von Naumann's Freunde, dem Ober-Kriegs-Commissarius Neumann, beabsichtigte Schrift nicht zu Stande gekommen, bis jetzt das

Werk in zwei Theilen geblieben, welches der Professor Meißner zu Prag im Jahr 1803 und 1804 unter dem bescheidenen Titel: „Bruchstücke, zur Biographie J. G. Naumann's“ mit großem Fleiß, mit vielem Geschmack und fühlbarer Vorliebe verfaßt und herausgegeben hat. Da derselbe, was er meistens aus Original-Papieren und mündlichen Mittheilungen damals lebender vertrauter Bekannten Naumann's geschöpft, auf eine höchst interessante Weise zusammen- und dar-gestellt hat, so hat der neue Herausgeber, der das Vorhandene nicht besser zu geben wußte, dessen Arbeit großen Theils wörtlich benutzt; nur in der chronologischen Ordnung einzelner Begebenheiten, in der Ausbeutung mancher Original-Manuscripte, die ihm durch die Güte von einigen Verehrern Naumann's und vorzüglich dessen Söhnen zu Handen gekommen, und in dem Streben, mehr Naumann's inneres und äußeres Leben, als dessen künstlerische Leistungen dem Leser darzulegen, hat er von dem ersten Herausgeber sich hie und da entfernt. Ja es würde dies wohl noch häufiger der Fall ge-

wesen seyn, wenn nicht diese Schrift zur kleineren Hälfte beinahe die Presse schon verlassen gehabt hätte, als der jetzige Herausgeber die eben gedachten Original-Materialien zur Durchsicht erhielt. So ist z. B. aus einem Briefe, welchen ein gewisser Puttrich auf Befragen nach Naumann's Tode aus Chemnitz geschrieben hatte, zu ersehen, daß Naumann mit ihm, der im sogenannten Fischhause wohnte, drei bis vier Jahr lang auch die Schule zu Loschwitz besucht, selbst im Winter weder durch Sturm noch Wetter bei der Ueberfahrt über die Elbe sich, wie Andre, habe zurückhalten lassen, sich frühzeitig schon durch Anlage und Lust zur Musik, namentlich auch durch Wohlklang und Fertigkeit im Singen, ausgezeichnet, und einmal in Bezug auf den Zippelpelz, den er gleich andern Dorfkindern getragen, zu ihm gesagt habe: „Laß du's gut seyn; man weiß nicht, was oft unter einem Zippelpelze steckt.“ Allerdings konnte Niemand damals ahnden, daß aus ihm ein solcher Meister der Tonkunst werden würde, über

dessen Werke Friedrich der Große folgendes Urtheil fällte:

„Es ist mir immer geschienen; als könne solche Melodieen nur ein wahrhaft guter Mensch ersinnen, und, wie es Naumann thut, festhalten und fortführen. Es ist, als läge ihm gar Nichts daran, selbst zu gelten, sondern nur die Sache geltend zu machen. Darum, wie sehr mich auch gute Musik anderer neuer Meister reizt, spannt, mitunter entzückt: mein Gefühl wird von keiner anderen eben in der Art, wie von der seinigen, bewegt, und Keine hallt auch so lange in mir nach. Gebe ich mich ihr ungestört hin, so stimmt sie mich alle Mal so, daß ich Freude machen, etwas Gutes thun möchte. Das kann ich anderer wenigstens nicht nachrühmen. Andere regt mich wohl mehr auf, aber auch leidenschaftlicher. Ich kann nicht glauben, daß die Kunst eigentlich hierzu da ist." — (N. Z. f. M. VII. B. S. 44.)

Sollte das Andenken an den edeln frommen Sinn, der in Naumann's Musik, wie in

seinem Wesen und Leben ausgeprägt ist, durch gegenwärtige Schrift angefrischt, in manchem Leser eine so heilsame Stimmung und Frucht hervor bringen, so würde der Herausgeber darin Gottes gnädigen Segen und den besten Lohn seiner Mühe erblicken.

Lebens-Skizze.

I. Epoche

vom Jahre 1741 — 1758.

Naumann's Geburt, Eltern und Geschwister. S. 1. 2. — Sein erster Unterricht, seine Erziehung und Neigung zur Tonkunst. S. 3 — 6. — Der Mutter Widerspruch. S. 7. — Naumann wird auf kurze Zeit Glaser-Lehrling, und dann Viehhirte. S. 8. 9. — Er bestimmt sich zum Beruf eines Schullehrers, und macht Fortschritte in der Musik. S. 10. 11. — Ein schwedischer Musicus Weeström lernt ihn kennen, und bietet ihm an, ihn mit nach Italien zu nehmen. S. 12 — 15. — Des Vaters Bedenken. S. 16. 17. — Kriegs-Gefahr wirkt der Eltern Einwilligung aus. S. 18. 19. — Ns. Abschied. S. 20 — 22. — Umweg über Hamburg. S. 23 — 24. — Ns. Bedrängniß daselbst. S. 25 — 27. — N. läuft seinem abgereiseten Herrn zu Fuße nach. S. 28. 29. — Begegnisse auf dieser Reise über Braunschweig. S. 30 — 34. — Ankunft in Venedig. S. 35. — Anforderung seines Herrn. S. 36. 37. —

II. Epoche

vom Jahr 1758 — 1760.

Naumann kommt nach Padua, und kopirt Noten. S. 38 — 40. — Sein Herr braucht ihn zum Broderwerb,

sogar zum Kochen, und läßt ihn darben, ohne ihn zur Musik anzuleiten. S. 41—43. — Der erste Schnee. S. 44. — Nn. erhält Zutritt bei dem berühmten Compositeur Tartini. S. 45. 46. — Nn. wird als akademischer Bürger inscribiret. S. 47—50. — Sein Herr mishandelt ihn, stößt ihn von sich, und will noch Geld von ihm erpressen. S. 51 — 57. — Nn. zieht zu einem jungen Sachsen, Namens Hunt, erwirbt seinen Unterhalt mit Pratschen-Spiel und Ertheilung von Unterricht, insonderheit auch im Hause des Kapellmeister Ferrandini. S. 58. 59. — Nn. findet am Kaufmann Streidt einen Wohlthäter. S. 60. 61. — Tartini erwirbt sich väterliche Verdienste um ihn. S. 62 -- 63. — Nn. gelangt zur Bekanntschaft mit dem berühmten Hasse. S. 63—64. — Nn. läßt sich auf dem Clavecin hören. S. 65. 66. — Die Nonnen hinter der eingestürzten Klostermauer. S. 67—70.

III. Epoche

vom Jahr 1760—1764.

Naumann geht mit Pitschern, einem Berliner, nach Rom und Neapel. S. 71. 72. — Sein Abschied von Tartini. S. 73. — Rückreise über Neapel und Bologna, wo er die Unterweisung des Musiklehrer P. Martini genießt. S. 74. 75. — Seine Trennung von Pitschern, sein Aufenthalt in Venedig, seine Tonsetzung einer Oper, und deren Aufführung allda. S. 76—80. — Sein Faro-Spiel. S. 81—84. — Abwendung einer Lebensgefahr. S. 85—87. — Tonsetzung einer zweiten Oper in Gemeinschaft mit zwei andern Künstlern. S. 88. — Sehnsucht nach der Heimath. S. 89. — Regierungs-Veränderung in Sachsen. S. 90. — Nn. empfiehlt sich der Kurprinzessin von Sachsen durch eine Composition, welche seine Mutter ihr überreicht. S. 91—95. — Es wird Erkundigung über ihn eingezo-

gen, und dann Anstellung und Reisegeld ihm zugesagt. S. 96. 97. —

IV. Epoche
vom Jahr 1764 — 1765.

Naumanns Heimkehr und Empfang bei seinen Eltern. S. 97 — 100. — Audienz bei Maria Antonia, Probe und Aufführung einer Messe. S. 101. 102. — Seine Anstellung als Kirchen-Compositeur. S. 103. — Fürsorge für seine Brüder. S. 104.

V. Epoche
vom Jahr 1765 — 1768.

Naumanns zweite Reise nach Italien mit Schuster und Seydelmann. S. 104. 105. — Aufenthalt in Venedig. S. 106. — Reise nach Neapel. S. 107. — Ruf nach Palermo. S. 108. — Tonsetzung einer Oper allda. S. 109. — Seesturm auf der Reise nach Neapel. S. 110. — Weiterreise über Rom und Bologna nach Padua. S. 111. — Fortsetzung des geheimnißvollen Unterrichts von Tartini und des Letzteren Tod. S. 111 — 115. — Neue Tonsetzung und Aufführung eines Oratorium. S. 116. — Des Vaters Absterben und früherer Briefwechsel. S. 116 — 126. N's. schleuniger Rückruf nach Dresden. S. 126.

VI. Epoche
vom Jahr 1768 — 1774.

Naumanns Tonsetzung von Clemenza di Tito zur Vermählung des Landesherrn. S. 127. — Seine mißliche Lage. S. 128. 129. — Seine dritte Reise nach Italien auf

eigne Kosten in Begleitung seines Bruders S. 130. — Aufenthalt und Aufnahme zu München, Weiterreise durch Tirol. S. 131 — 133. — Gemächliche Tonsetzung und beifällige Aufführung einer ernsthaften Oper zu Venedig. S. 134 — 136. — Vielseitige Anträge zu Compositionen; Aufführung seiner Armide zu Padua S. 136. 137. — Günstige Aufnahme seiner Opern in Venedig. S. 137. 138. — Sein Verhältniß zu den Frauen. S. 139. — Feuersbrunst des großen Opernhauses. S. 139 — 141. — N's Verhör vor dem Gericht der Staats-Inquisitoren S. 142 — 157. — N's Rückkehr ins Vaterland. S. 158.

VII. Epoche
vom Jahr 1774 — 1778.

Naumann lehnt einen Ruf zur königlichen Kapellmeister-Stelle in Berlin ab, und wird in dessen Folge zum wirklichen Kapellmeister in Dresden ernannt. S. 159. 160. — Gustav III., König von Schweden, ruft ihn zu einer Reorganisation des Musikwesens in Stockholm. S. 161 162. — Nn. ist mit seinem Hausbau in Blasewitz beschäftigt. S. 163. — Er folgt dem Rufe, und beschreibt von Stralsund aus seine Reise nach und durch Schweden. S. 164 — 178. — Seine Erzählung, wie es ihm unterwegs in Berlin und Potsdam ergangen. S. 178 — 184. — In einem schwedischen Grenzstädtchen präsentirt die Wache vor ihm. S. 185. 186. — Seine Ankunft in Stockholm. S. 186. 178. — Sein Benehmen beim Julklapp. S. 187. 188. — Mangelhaftigkeit der dortigen Kapell-Direction. S. 189. 190 — Nn. führt eine bessere Ordnung ein, wobei ihm der König seine Unterstützung und besondre Gunst gewährt. S. 191—193. — Einfluß davon auf Ns. dortige Stellung. S. 194. 195. — Glänzende Aufführung und Belohnung seiner ersten Oper Amphion. S. 196—199. — Nn. in schwedischer National-Tracht. S. 198—199. — Lockende Anträge einer Anstellung in Stockholm. S.

199—201. — Nn. als Arrestant am Hafen zu Götheburg. S. 202—206. — Ns. Rückkunft nach Sachsen, und Besuch seines neuen Anbau's in Blasewitz. S. 207.

VIII. Epoche

vom Jahr 1778—1784.

Naumann komponirt eine zweite Oper, Cora, für das Stockholmer Hoftheater S. 208. 209. — Der König von Schweden ladet ihn wiederholt ein. S. 209. 210. — Nn. folgt endlich der Einladung. S. 211. — Partheien zwischen den Verehrern Glucks und Piccinis. S. 212. — Wahrheit und Festigkeit im Kunst-Urtheile N's. S. 213—215. — Verzögerung der Aufführung der Cora; Composition einer Kirchen-Musik. S. 215. 216. — Naumann, erst im Trauer-, dann im Galla-Kleide. S. 217. 218. — Taufe des schwedischen Prinzen. S. 218. 219. — Die Cora wird mit größter Pracht und allgemeinem Beifall gegeben. S. 219. 220. — Nn. findet Weeströmen wieder. S. 220—223. — Ueber Kirchengesang und Orgelspiel in Schweden. S. 223. 224. — Der König trägt Nnn. die Composition einer dritten Oper, Gustav Wasa, auf, und verwendet sich für Verlängerung seines Urlaubs. S. 224—226. — Nn. kann weder die Aufführung der Oper abwarten, noch über Petersburg reisen. S. 226. 227. — Er bleibt vor einem Geldverlust bewahrt. S. 227. 228. — Er verweilt auf seiner Rückreise beim Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin zu Ludwigslust; geistliche Conzerts daselbst; Nn. componirt dazu Psalmen und Cantaten. S. 228—233. Seine Aufnahme beim Markgrafen von Schwedt. S. 233. 234.

IX. Epoche

vom Jahr 1784—1786.

Naumanns Stimmung und Stellung nach seiner Heimkunft. S. 234. 235. — Wiederholter Ruf nach Däne-

mark. S. 235—237. — Nn. begiebt sich nach Kopenhagen, und formt die musikalische Kapelle um. S. 238—240. — Er nimmt die angetragne Kapellmeister=Stelle nicht an. S. 241. 243. — Er setzt die Oper, Orpheus, in Musik, und erndtet davon großen Beifall. S. 243—245. — Zu gleicher Zeit kommt auch seine Oper, Gustav Wasa, in Stockholm zur Aufführung. S. 246. — Trotz seines bedeutenden Einkommens hängt Nn. nicht am Gelde. S. 247. — Nn. giebt einen glänzenden Ball, und kehrt nach Sachsen zurück. S. 248. 249. — Die königliche dänische Kommission bietet ihm mittelst dringender Zuschrift nochmals eine sehr vortheilhafte Anstellung in Kopenhagen an. S. 250—255. — Nn. hält um Entlassung aus Sächsischem Dienste an, empfängt aber statt der Einwilligung eine ansehnliche Gehalts=Zulage und mehrfache Vergünstigungen auf seinem Posten, an den er sich nun für immer bindet. S. 256—258. — Jeder weitere Versuch von dänischer Seite, ihn zu gewinnen, ist vergeblich. S. 259. — Nn. empfängt für seine Musik zur Cora vom dänischen Hofe ein Geschenk, und geräth dabei mit der Accise in Conflict. S. 260. 261. — Briefliche Fortsetzung seiner in Dänemark mit Fräulein Grodtschilling gemachten Bekanntschaft. S. 262—267.

X. Epoche

vom Jahre 1786—1790.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., trägt Naumannen die Unterweisung Himmels und die Tonsetzung der Oper, Medea, an. S. 267—269. — Nn. befreundet sich mit der Sängerin Todi, steigt nach Aufführung der „Medea" in des Königs Gunst immer höher, und verwendet sich für seinen Bruder. S. 269—274. — Nn. theilt sich ohne Eifersucht mit Reicharten in die Tonsetzung der Oper „Protesilaus," arbeitet aber auch später den andern

Theil selber aus. S. 275—277. — Der König überträgt Nnn. deu Unterricht der Mademoiselle Schmalz. S. 277. — Nn. bekommt mehrere Einladungen nach Paris, die er aber nach langen Unterhandlungen abschlägt. S. 278—281.

XI. Epoche

vom Jahr 1790—1793.

Naumann hält seine verstorbenen Eltern in Ehren. S. 281. 282. — Besuch eines entfernten Verwandten, und Nachricht über seine Vorfahren. S. 283—286. — Nn. fühlt sich einsam, und entschließt sich zur Verehlichung. S. 287. 288. — Heiraths-Vorschlag ohne Erfolg. S. 289—292. — Fortgesetzter Briefwechsel mit Fräulein Grodtschilling. S. 293—298. — Ns. Erkundigung, Bewerbung, Verlobung und Bräutigams-Stand. S. 299—313. — Nn. als Gatte und Vater. S. 314—318. — Seine älteste Tochter. S. 318—321.

XII. Epoche

vom Jahr 1793 bis 1797.

Naumann vereinet Liebe zur Kunst und Natur. S. 321. — Nn. wohnt der neuen Aufführung des „Protesilaus" in Berlin bei, und wird vom König daselbst wegen seiner Verdienste um der Schmalzin und Himmels Unterweisung, bei aller seiner Bescheidenheit, fortwährend in Ehren gehalten. S. 321—326. — Ns. Lebhaftigkeit bei Musik-Proben. S. 326. — Urtheil des Königs von Preußen über Ns. Compositionen. S. 327. — Ns. Vorliebe für die Singakademie von Fasch in Berlin. S. 328. 329. — Nn. spielt daselbst die von ihm in Musik gesetzten „Ideale Schiller's." S. 329. 330.

XIII. Epoche
vom Jahr 1797 — 1801.

An Naumannen ergehen neue Einladungen nach Italien. S. 330. 331. — Ns. Bekanntschaft mit dem Herzog und der Herzogin von Kurland, und seine Arbeiten für sie. S. 332—334. — Seine Befreundung mit dem Grafen Brühl. S. 332. — 334. — Seine Berufs-Thätigkeit und Zeit-Benutzung. S. 334. 335. — Seine Arbeiten für das Hoftheater und die Hofkapelle. S. 335. 336. — Sein Oratorium: „die Pilgrime." S. 336 — 339. — Seine Tonsetzungen für kleinere Kreise. S. 339. 340. — Seine thätige Theilnahme an musikalischen Akademieen, namentlich im Basemannischen Hause. 340 — 342. — Nn. in Herrnhut. S. 342. 343. — Sein Harmonika-Spiel. S 343 — 345. — Sein Verhältniß zum Kapellmeister Schuster. S. 345. 346. — Sein Benehmen gegen seine Schüler. S. 346. — Seine Wohlthätigkeit. S. 347 — 349. — Zweimalige Aufführung seines Vater-Unsers in der Neustädter Kirche, erst zum Besten der von Ueberschwemmung Betroffenen in Friedrichstadt, dann für den Fond des Stadtkrankenhauses. S. 349. 350. — Ueber die Composition und Aufführung dieser Musik. S. 351 — 354. — Aufführung derselben in Prag. S. 355 — 357. — Sein eignes Urtheil über diese Tonsetzung. S. 357. 358.

XIV. Epoche.
Das Jahr 1801.

Naumanns früherer Gesundheits-Zustand. S. 358. — Seine Schwerhörigkeit. S. 359. — Seine Kränklichkeit. S. 359 —367. — Geschichte seiner letzten Lebenstage. S. 361 — 367. — Seine letzte Zeile, sein letzter Gang. S. 368 — 370. — Nn. wird vermißt, gesucht, gefunden. S. 370 — 380. — Aerztliche Hülfe bleibt vergeblich; Nn. stirbt. S. 380 — 382.

XV. Epoche.

Naumanns Beerdigung und Grabmal. S. 383. — Tiedge's Trauergedicht. S. 334. — Musikalische Todesfeier S. 384. 385. — Verzeichniß der Werke Ns. S. 385—388. — Ueber die Wittwe Ns. S. 389. — Jubelfeier des Geburtstages Ns. zu Blasewitz, und Naumannsche Stiftung. S. 389—392.

Berichtigung.

Seite	19.	Z.	13.	v.	Oben	lies:	Commando	st.	Kammando
—	24.	"	11.	"	"	"	— da	"	Da —
—	40.	"	11.	"	"	"	möchte	"	solle
—	77.	"	5.	"	Unten	"	bezeigte	"	bezeugte
—	78.	"	2.	"	Oben	"	beschränkte	"	erstreckte
—	152.	"	8.	"	"	"	vor's	"	vor.
—	159.	"	6.	"	"	"	Ruhm	"	Nachruhm
—	170.	"	6.	"	"	"	gespickteste	"	geschickteste
—	267.	"	5.	"	Unten	"	Wilhelm II.	"	Wilhelm
—	278.	"	13.	"	Oben	"	er	"	Er
—	338.	"	13.	"	Oben	"	Hauptstücke	"	Hautpstücke
—	343.	"	14.	"	Unten	"	Zebaoth	"	Zebooth

Zu den vielen Zeugnissen der Weltgeschichte, daß die ausgezeichnetsten Männer großen Theils aus der Verborgenheit eines geringen Standes, aus dem Schoose armer Familien hervorgehen, liefert auch das Leben des berühmten Kapellmeister Naumann einen offenkundigen Beleg. In Blasewitz, einem Dorfe, welches eine kleine Anzahl von Häusern und Einwohnern hat, im Königreich Sachsen, eine Stunde von dessen Residenzstadt Dresden, am Ufer der Elbe, dem freundlichen Dorfe Loschwitz und dessen schönen Weinbergen gegenüber gelegen ist, und bekanntlich von Schiller in „Wallensteins Lager" erwähnt wird, ward unser Naumann im Jahre 1741 den siebenzehnten April geboren. Findet sich in mancher Schrift die Angabe eines späteren Geburtsjahres, so hat wohl Naumann dieß selbst dadurch veranlaßt, daß er wahrscheinlich aus wohlgemeinter Rücksicht auf seine, um die Dauer seines Lebens besorgte, Gattin und Freunde seine Altersstufe um einige Jahre zurück stellte. Sein Urgroßvater von väterlicher Seite war Hufschmied in Volkersdorf; sein Großvater, ebenfalls Huf- und Waffenschmied, (den er

jedoch nie gekannt hat) ward im J. 1676 geboren, und in Loschwitz den 6. März 1757 begraben. Sein Vater, Johann George Naumann, welcher sich mit Anna Rosina Ebert, der Tochter eines Schuhmacher in Nieder-Wachwitz (geb. d. 18. Sept. 1723) am 28. October 1739 verehelicht hatte, besaß auf dem Grundstücke in Blasewitz, welches auf der Straße von Dresden herein rechter Hand gegenwärtig mit Nr. 37 bezeichnet ist, ein kleines Häuschen, und ein paar schmale Felder von ziemlich sandigem Boden, deren Ertrag ihm einen sehr kärglichen Unterhalt gewährte, weßhalb er auch als Musicus bei ländlichen Vergnügungen sich einen Nebenverdienst zu erwerben suchte, und in den letzten Jahren seines Lebens das kleine Aemtchen eines Land-Accis-Einnehmers daselbst mit verwaltete. Seine Mutter, eine rüstige Frau, besorgte die wirthschaftlichen und häuslichen Geschäfte mit rastloser Thätigkeit, und wußte sich ebenfalls durch Anfertigung eines beliebten, unter dem Namen Stangenkuchen bekannten, Backwerkes einigen Erwerb zu verschaffen. So ließen beide Eltern sich's ungemein sauer werden, die nothdürftigsten Bedürfnisse ihres Hauswesens für sich, drei Söhne und eine Tochter zu bestreiten. Nach der frommen Sitte unsrer Vorfahren wollten sie ihre Söhne schon durch die Taufnahmen auf Gott hinweisen, und gaben darum dem ältesten Sohne, die Namen Johann Gottlieb, welche aber dieser — zwar niemals in seinen Briefen an die Eltern — meistens aber bei Ankündigung seiner musikalischen Werke in „Johann Amadeus“ umzuän-

dern pflegte; — dem zweiten, welcher als Kaufmann in der Fremde verschollen ist, den Namen Gotthard, — dem dritten, welcher königlich Preußischer Hofmaler zu Anspach wurde, den Namen Gotthold.

Den ersten Unterricht genoß unser Naumann mehrere Jahre lang in der Schule zu Blasewitz, welche nur in einer ermietheten engen Wohnung gehalten wurde, und zur Erlangung vielfacher Kenntnisse keine Gelegenheit darbot. Wohl aber genoß er im Hause seiner Eltern, welche durch Gottesfurcht, Ordnung, Fleiß, Eintracht ein rühmliches Beispiel gaben, und wegen ihrer Sittlichkeit von allen Nachbarn und Bekannten werth geschätzt wurden, eine recht gute Erziehung, die auf die Ausbildung seines Geistes und Herzens den heilsamsten Einfluß äußerte. Noch in den letzten Jahren seines Lebens, wenn seine Freunde sich verwunderten, wie Naumann seinen Kindern auf eine liebreiche Weise, in leichtem gefälligen Tone, unter Spiel und Scherz, unvermerkten Unterricht zu ertheilen, und manche nützliche Kenntnisse beizubringen verstehe, und dabei Keines seiner Kinder in seiner väterlichen Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit bevorzuge, pflegte er alles Verdienst hierbei mit der Versicherung von sich abzulehnen, daß er nur so wieder erziehe, wie er selbst erzogen worden sey, indem er oft sagte:

„Grade so sey auch ihm von seinen Eltern Folgsamkeit, Ordnungsgeist, und die Liebe zu einem höhern unbegreiflichen Wesen, das uns überall beobachte, und die Quelle alles Guten, alles Heils und Lebens sey, ein-

geflößt worden. Gerade so habe sein braver Vater ihn frühzeitig angewiesen, Gott in den Menschen zu lieben, dienstfertig und gefällig gegen Andre zu seyn, ohne erst Rücksicht zu nehmen, wie sie gegen uns handelten. Selbst jene Armuth sey für ihn die größte Wohlthat geworden; denn dadurch habe er in früher Jugend kein andres Bedürfniß, als Reinlichkeit, gekannt; habe zeitig gelernt, sich selbst zu bedienen, und durch äußerste Mäßigkeit in der Nahrung und Bedeckung seinen Körper dahin zu bringen, daß er in der Folge unter fremden Himmelsstrichen aller Einwirkung von Hitze und Kälte, allem Wechsel der äußern Luft kühnlich trotzen dürfen."

Eben so gedachte Naumann auch immer mit vorzüglicher Liebe seines Großvaters von mütterlicher Seite, der seiner Handthierung nach ein Huf- und Waffenschmied, und selbst in ziemlich hohem Alter noch ein Mann von vieler Kraft und Betriebsamkeit war. So oft ihn seine Geschäfte, — was allwöchentlich zwei bis drei Mal geschah, — hinein nach Dresden riefen, so oft ging ihm sein Enkel, kurz nach Sonnen-Untergange, bis in ein nahes Tannengehölz, einige hundert Schritt weit vom Dorf entgegen. Schon von ferne begrüßte dann der Greis den Knaben mit dem treuherzigen Zurufe: „Gott segne mein Söhnchen von Tage zu Tage!" brachte ihm oft aus der Stadt diese oder jene kleine Eßwaare zum Geschenke mit; begleitete sie aber auch mit guten Lehren und wohlangebrachten Ermahnungen, die auf das kindliche Herz gerade in den Augenblicken,

wo es von Erkenntlichkeit und Freude voll war, weit stärker, als trockne Sittensprüche, wirkten.

Von zarter Jugend an zeichnete sich Naumann durch Sittsamkeit und Gelehrigkeit, und durch einen stillen beschaulichen Sinn aus. Nicht ungesellig im Kreise seiner Spielgefährten und Schulgenossen, nicht gefühllos für ihre Freuden, sonderte er sich doch oft unbemerkt von dem größern Schwarme ab; war empfänglicher, als die Uebrigen, für die Schönheiten der Natur, für die nächtliche Pracht eines gestirnten Himmels, für das sanfte Wallen des herrlichen Elbstromes, der dicht bei Blasewitz vorüber gleitet, und für die anmuthigen Thäler, die auf der Elbe jenseitigem Ufer sich öffnen. Jeden Wink seiner Eltern und Lehrer befolgte er rasch und willig, und erwarb sich dadurch namentlich seines Vaters besondre Gunst. Weniger konnte er sich mit der Gewohnheit seiner Mutter befreunden, welche sehr viel auf Träume hielt, und daher fast jeden Morgen zu erzählen pflegte, was sie in der vergangenen Nacht schlafend gehört und gesehen hatte, und dann ihre Kinder oder Jeden, der ihr aufstieß, gern befragte, was wohl Dieses oder Jenes bedeuten dürfte. Während nun ihr jüngerer Sohn, ihr zu gefallen, auf manche Auslegung gewandt genug sich einließ, so antwortete dagegen unser Naumann in seinem ernsten Geiste meistens nur: „Liebe Mutter! Träume sind Träume! Ich vermag sie nicht auszulegen.“

Desto stärker zeigte sich aber bei unserm Naumann schon frühzeitig die Neigung und Anlage zur

Tonkunst, was zum Theil wohl ein Erbstück seines Vaters seyn konnte, dem es nur an weiterer Ausbildung gefehlt hatte, zum Theil auch den väterlichen Uebungen und Proben in des Knaben Gegenwart beizumessen war. Genug, gleich vom Besuch der Landschule an, bezeigte er die größte Lust, Klavier zu erlernen; ließ nicht ab mit Bitten, bis sein Schulmeister ihm Anweisung ertheilte, und machte auch bald Fortschritte, die beträchtlich genug für sein Alter und den erhaltenen Unterricht waren. Denn noch hatte er das zwölfte Jahr nicht vollendet, so hielt man ihn schon für fähig, die Orgel beim Gottesdienst in der Loschwitzer Kirche zu spielen. Als ihn hier sein Vater zum ersten Mal die bekannte erhebende Melodie: „Allein Gott in der Höh' sey Ehr' ꝛc." anstimmen hörte, wurde er vom Gefühl der Rührung und Freude so übermannt, daß er laut zu weinen anfing.

Von nun an besuchten Vater und Sohn fast nie mehr den Gottesdienst in der Dresdner Frauenkirche, wohin Blasewitz eigentlich eingepfarrt ist. Immer erhielt das nähere Loschwitz, doch gewiß nicht seiner Nähe halber, den Vorzug. Immer ergriff der junge Naumann begierig jede Gelegenheit, seine Kunst auf der Orgel zu erweitern; und immer ward auch im Vater und Sohne die Hoffnung lebendiger: daß künftig wohl gar eine — Schulmeisterstelle der Lohn dieser Bemühungen werden könne.

Doch laut und ernst widersprach die Mutter allen Wünschen und Entwürfen dieser Art mit der

Behauptung: „Ein geschickter Handwerker habe ein zehnfach besseres Loos, als der beste Schulmeister im ganzen Lande, zu erwarten! Der letztere erhalte gewöhnlich nur durch die Gunst eines Höhern sein Aemtchen, und sey selbst, wenn er es erhalten, abhängig von Hunderten, vor welchen er sein Leben lang sich biegen und schmiegen müsse. Vielfach sey seine Mühe, oft sehr groß seine Verantwortung, und fast immer äußerst karg sein Lohn. Der Handwerker hingegen, sobald er das Seinige redlich erlernt habe, finde bald durch sich selbst sein Unterkommen; brauche nicht mehr zu arbeiten, als er bezahlt erhalte; sey für äußerst wenig verantwortlich; genieße zur gesetzten Zeit seiner Ruhe, und könne überhaupt diejenige bürgerliche Tugend in der That selbst ausüben, die Jener nur lehre."

Auf den Sohn selbst, den es so innig freute, wenn von der Fertigkeit seines Spiels der Gesang einer ganzen zahlreichen Kirchengemeinde abhing, oder wenn nach vollendetem Choral zuweilen selbst ein paar bejahrte Männer ihren Beifall ihm zunickten, — auf ihn, der sich den Stand eines Dorfschulmeisters immer so ehrenvoll und so angenehm zugleich vorgestellt, und nebenbei im Geiste schon oft an der größten Orgel in Chursachsen seine Kunst bewährt haben mochte; — auf ihn wirkten zwar sicherlich Gründe dieser Art wenig oder gar nichts; doch desto stärker wirkten sie auf seinen Vater. Nicht gerechnet, daß vielleicht von je her die Stimme seiner Gattin bei ihm vielgeltend seyn mochte, fand er auch wirklich

jetzt ihre Einwürfe unwiderlegbar: und nach einigen Berathungen hinüber und herüber ward der nun im dreizehnten Jahre stehende Knabe zu einem Schlosser in die Lehre gebracht. — Wer hätte jetzt wohl in diesem Bauerknaben, der an der Seite seines Vaters in die Werkstätte eines so rußigen, beräucherten, obschon an sich höchst nützlichen, Handwerks eintrat, den Tonkünstler vermuthen können, dessen Name dereinst mehr als ein Königreich durchdringen, dessen Harmonien mehr als ein Tausend von Zuhörern entzücken sollten? Sein Loos schien nun fürs ganze Leben geworfen zu seyn. Zwar kam er nicht aus eigner Wahl, doch noch minder mit entschiedenem Widerwillen hieher! Und blos eines glimpflichen Lehrherren, einer anständigen Behandlung, einer nicht gleich anfangs zu sehr abschreckenden Arbeit hätte es bedurft, so würde der gutmüthige Knabe ganz nach dem Willen seiner Eltern sich gefügt, — würde seinen ihm zugetheilten Beruf erst erträglich, und dann allmählich wohl gar angenehm gefunden haben.

Doch Gott wollte ihn schon jetzt durch Bedrängnisse zu seiner weitern Bestimmung führen. Eine der hauptsächlichsten Verrichtungen nämlich, die dem Lehrling aufgetragen wurde, war — Glas zu stoßen, welches die Schlosser zum Löthen brauchen. Ein unbedeutendes, und doch für ihn höchst unangenehmes Geschäft! Der feine, bei dieser Gelegenheit aufsteigende, Staub wirkte so widrig auf seine Geruchsnerven, daß er es endlich wagte, seinen Lehrherrn um Verschonung mit dieser Arbeit zu bitten. Dieser hin-

gegen, — sey es, daß er für einen bloßen Eigensinn hielt, was ein natürlicher Abscheu war; oder daß er glaubte: grade auf die Befolgung seiner ersten Befehle müße, des bösen Beispiels halber, vorzüglich strenge gehalten werden; kurz dieser schlug jenes demüthige Gesuch so rauh als möglich ab. Der arme Knabe, der gar wohl spürte, daß dieses verhaßte Geschäft ihm nun noch öfter zugemuthet werden dürfte, kämpfte ein Weilchen mit sich selbst. Die Furcht, seinen Eltern mißfällig zu handeln, war groß; doch sein natürlicher Widerwille war noch größer. Er entschloß sich endlich kurz und gut, und lief — schnurstraks wieder nach Hause.

Der Empfang allda war nicht der freundlichste. Eine ziemlich ernste Züchtigung erging über den Flüchtling, und ward verschmerzt, wie man gewöhnlich in dergleichen Jahren die halb oder ganz verdienten Strafen zu verschmerzen pflegt. Nur dann, als die Mutter verlangte, daß er zurück zu seinem Meister kehren solle, versicherte er so entschieden: „lieber in den Tod!" daß man doch beschloß, nicht sofort die äußerste Gewalt, sondern ein anderes antreibendes Mittel zu versuchen. Es ward ihm zuerkannt, — das Vieh zu hüten. So beschimpfend diese Verrichtung für den Halbjüngling zu seyn schien, so gelassen unterzog er sich derselben. Er befand sich ja dann wenigstens in freier Luft, sah eine schöne Gegend rund um sich her, und konnte zuweilen seinen Gedanken ziemlich ungestört nachhängen. Als man nach einigen Tagen mit spottendem Ton ihn fragte:

wie dieses Aemtchen ihm gefalle? versicherte er so gelassen als möglich: er wolle es lieber lebenslang verwalten, als in die schwarze Schlosserstube, und zum Glasstoßen sich einsperren lassen.

Diese Ergebung in sein Schicksal paßte keineswegs in den Plan der Mutter; sie mochte sogar große Lust haben, es noch einmal mit der Strenge zu versuchen. Aber der Vater fühlte sich erweicht. Er kam jetzt auf den ersten Wunsch zurück, aus seinem Liebling einen Schulmeister zu erziehen. Er sprach deshalb von Neuem mit seiner Gattin; er suchte, — nicht sowohl jene Gründe zu widerlegen, als vorzüglich bei ihr den Gedanken lebhaft zu machen: „sie werde in ihren alten Tagen noch einmal so gern in die Kirche gehn, noch einmal so andächtig mitsingen, wenn ihr ältester Sohn dazu die Orgel spiele. Und wie leicht werde dies geschehen können, wenn er auf Einem der benachbarten Dörfer angestellt würde.“ — Sie gab endlich nach; ob überzeugt, oder blos überredet, läßt sich freilich nicht entscheiden.

Der glückliche Knabe! Nun konnt' er doch ganz seiner Neigung folgen; nun spielte er fleißig daheim Klavier; ging täglich in der achten Morgenstunde von Blasewitz nach Dresden in das Gymnasium, die Kreutz-Schule genannt, wo der verdienstvolle Kantor, Homilius, seinen Hauptlehrer im Wissenschaftlichen sowohl, als in der Musik abgab; blieb in der Stadt, bis gegen Abend seine Unterrichtsstunden vorbei waren, und begab sich dann wohlgemuth wieder auf den

Rückweg. Der ziemlich weite und üble Weg, Wind und Wetter, — so beschwerlich sie manchem erwachsenen Städter gewesen seyn würden, — fochten den ländlichen Knaben wenig oder gar nicht an. Sein Mittagsmahl bestand gewöhnlich in einem Pfennigbrode, welches größten Theils durch ein sparsames Stück Butter, oder zuweilen auch durch ein wenig Syrup schmackhafter wurde, welche frugale Leckerei er nach Jahren unter besseren Glücks-Umständen in Italien noch brieflich erwähnte, und scherzend sich zurück wünschte. So oft es Jahreszeit und Witterung verstatteten, nahm er sein Mittagsbrod auf den Stufen der Frauenkirche zu sich. Traf es sich dann zuweilen, daß innerhalb derselben eine kirchliche Handlung, eine Trauung, Taufe, Musikprobe u. s. w. vorging, daß Orgel und Gesang dabei ertönten; dann erst fühlt' er sich recht hochbeglückt! Dann gewiß schmeckte ihm seine magre Kost weit trefflicher, als dem üppigsten Schwelger seine weit her verschriebenen Leckerbissen.

Sein höchster Genuß aber war, Sonntags in der katholischen Kirche eine Messe von Hasse mit anzuhören; denn diesen großen Tonkünstler liebte er schon damals und bis in sein angehendes Alter mit wahrer Ehrfurcht.

Daheim war sein tägliches Bestreben, die Tonsetzungen von Sebastian Bach auf seinem, ohne Zweifel höchst mittelmäßigen, Klaviere durchzuspielen, damit er sie endlich mit Fertigkeit und Gefühl zugleich vortragen lerne. Ihn reizte als zarten Jüngling schon,

die Ueberwindung beträchtlicher Schwierigkeiten mehr, als der täuschende Klingklang mancher an und für sich mittelmäßiger Spielereien; und da er das Glück hatte, den, freilich sehr allgemeinen, Unterricht eines Mannes von ächter Gründlichkeit zu genießen, so gewöhnte er sich schon frühzeitig daran, schwer mit sich selbst zufrieden zu seyn. Reichliche drei Jahre verflossen ihm so, gewissermaßen höchst einfach, jedoch nicht nutzlos für den fleißigen Schüler. Daß er, in Dresden verbleibend, und fortwandelnd auf diesem Pfade, bald jenem bescheidenen Ziele, das der Wunsch des Vaters ihm steckte, nahe gekommen seyn würde, läßt sich zwar nicht bezweifeln; doch wurde seine Ausbildung durch eine außerordentliche Führung Gottes, so schwer sie ihm auch lange Zeit wurde, unter einem fernen Himmelsstrich, unter fremder Umgebung am glücklichsten gefördert.

Zu Dresden befand sich in den ersten Frühlingsmonaten des Jahres 1757 unter vielen andern Fremden auch ein schwedischer Kammermusikus, Weeström mit Namen, ein junger, munterer, in seiner Kunst nicht unerfahrener, aber auch das Leben gern genießender Mann. Bei seinen vielen Spaziergängen in der umliegenden Gegend war er durch's Ohngefähr auch einmal nach Blasewitz verschlagen worden, und hatte, wahrscheinlich in der Gesellschaft eines Dresdner Bekannten, allda die Erfahrung gemacht: daß unsers Naumanns Mutter zwar keine förmliche Gastwirthschaft halte, doch auf Begehren einen sehr guten Kaffee koche, sehr schmackhaftes Backwerk ver-

fertige, und mit einer sehr mäßigen Bezahlung vorlieb nehme. Alles dies gefiel ihm höchlich; er ward ein fleißiger Gast in ihrem kleinen Häuschen; und seine heitre fröhliche Laune machte gegentheils, daß man auch ihn vorzüglich gern kommen sah, und keine Sorgfalt sparte, diesen Kunden gut zu bedienen.

Einst sah er im Zimmer das kleine Klavier, worauf er wahrscheinlich bisher nicht geachtet hatte, offen stehen, und einige Musikalien von Bach darauf liegen. — „Ei, wer spielt denn diese hier?" fragte er mit neugierigem Tone.

„Mein ältester Sohn!" erwiederte die Wirthin.

„Ihr Sohn? Wie alt ist denn der? Und wo steckt er?"

„Er hat seine fünfzehn Jahre, und geht in Dresden auf die Kreutzschule."

Ein gewisses bedeutsames Lächeln machte jetzt in Weeströms Gesichtszügen sich äußern, blieb nicht unbemerkt, und verdroß den mütterlichen Stolz. — „Glauben Sie vielleicht," fragte sie empfindlich, „daß die Söhne von armen Leuten, wie wir sind, gar nichts lernen, gar nichts verstehen?"

„O nein, das keineswegs! Aber wenn Ihr Sohn in seinem sechszehnten Jahre schon das spielt, was hier liegt, so übertrifft er allerdings meine Erwartung, und ich wäre wohl neugierig, ihn von Person kennen zu lernen."

„Je nun, dazu kann Rath werden. Ich will's ihm sagen, und er soll zu Ihnen auf Ihr Zimmer hinkommen."

Wirklich unterließ sie nicht, ihrem Sohne noch an diesem Abend das ganze Gespräch wieder zu erzählen; und der Jüngling, dem es gewaltig schmeichelte, daß man doch auch in seiner Abwesenheit von ihm spreche, und daß er Fähigkeiten besitze, die ein so weit hergereister, so vornehmer, mithin auch so geschickter Herr ihm nicht einmal zutraue, — versäumte es noch minder, schon am andern Morgen in Weeströms Behausung sich einzufinden. Doch Weeström war Einer von denjenigen Menschen, die man nirgends gewisser verfehlt, als wenn man sie daheim aufsucht. Naumann kam vier bis fünf Tage hinter einander zu höchst verschiednen Stunden; immer war der Schwede schon ausgegangen; immer mußte der Jüngling mißmuthig von der verschlossenen Thüre abziehn. Ja, zur Mehrung seines Verdrusses erfuhr er ein paar Mal bei seiner abendlichen Heimkehr, daß der Gesuchte indeß zu Blasewitz sich eingestellt, und scherzend gefragt habe: wo denn sein Bachischer Klavierspieler bleibe?

Endlich, als eines Morgens Naumann noch früher als bisher anfragte, gelang es ihm den Herumstreifer noch im Bette liegend anzutreffen. Auf die Meldung, der musikalische Knabe aus Blasewitz sey da, ward er sofort eingelassen, und fand im eigentlichsten Sinne des Worts ein günstiges Gehör. Denn Weeström, nachdem er sich nicht nur die mitgebrachten Sonaten, sondern auch noch ein paar andre Musikalien zur Prüfung vorspielen lassen, gestand nun dem Jüngling frei heraus: daß er seiner Mutter

eine Abbitte und ihm eine Ehrenerklärung schuldig sey; erkundigte sich genauer: wo und wie lange er lerne? ermunterte ihn zu fernerm Fleiß; hing aber zugleich, wie halb verloren, die Frage mit an: Ob er ihn wohl mit nach Italien begleiten wolle? Denn dort könnt' er noch weit schönere Musik als hier hören, und sich selbst zum Tonkünstler bilden.

Noch nie vielleicht in seinem ganzen Leben hatte der Jüngling eine Rede gehört, die so süß ihm däuchte! Ach, er kannte aus der geographischen Stunde das Land gar wohl, das auf der Karte wie ein Stiefel aussieht; hatte im Gespräch mit seinem Lehrer und Andern schon gehört, daß dort die Tonkunst gleichsam zu Hause, und die Sprache selbst eine Art von Musik sey. Dahin zu kommen, dort Etwas zu erlernen, das war ihm freilich noch nie, auch im Traume nur, eingefallen. Kaum traute er daher bei diesem Vorschlage seinem eignen Ohre. Aber um desto rascher sagte er auch: „Herzlich gern, wenn es meine Aeltern nur zugeben!" — Weeström versprach, morgen oder übermorgen in Blasewitz selbst mit ihnen darüber zu sprechen; und unser Jüngling ging von ihm weg, den ganzen Kopf angefüllt mit Gedanken, Entwürfen und Erwartungen.

Heute, und zwar gewiß seit drei Jahren zum ersten Mal, schlichen die Schulstunden ihm so langsam und so lästig vorüber; heute verzehrt' er sein Mittagbrod auf den Stufen der Frauenkirche, ohne zu bemerken, was in ihr und um ihn rund herum vorgehe. Heute flog er in der Abenddämmerung zwie-

fach schneller als sonst seinem Dorfe zu; und kaum war er ins Zimmer seiner Eltern eingetreten, so erzählt' er ihnen mit einer Wärme, mit einer Lebhaftigkeit ohne Gleichen, wie gütig der schwedische Herr ihn behandelt, — mit welchem unverdienten Lobe er ihn überhäuft, — zu welcher unendlichen Wohlthat er sich erboten habe!

Aufmerksam hörte die Mutter seiner Erzählung zu, und dachte sich im Grunde dabei nichts Böses; aber gewaltig erschrack der Vater. Auch er kannte Italien dem Rufe nach, jedoch von einer ganz andern Seite, als sein entzückter Sohn. Er hielt es für den Hauptsitz einer Religion, die von der seinigen abwich. Er hatte von Rom, als von der Residenz des Pabstes, und von dem Bekehrungseifer, der durch ganz Welschland herrsche, so manches Geschichtchen erzählen gehört. Man hatte ihn überdies versichert, daß man dort oft die schönsten jungen Leute verstümmle, um aus ihnen gute Sänger zu machen; und er rief daher angstvoll aus: „Da sey Gott vor, daß ich dich dahin gehen ließe, wo du Schaden nehmen könntest am Leib und an der Seele!“ Verwundert und ungewiß, was der Vater damit meynen könne, fragten Sohn und Gattin zu gleicher Zeit nach dem Sinn dieser dunkeln Rede. Der ehrliche Landmann ließ sich nicht lange bitten. Er that sein Möglichstes, das Bild von Welschland eben so schwarz zu entwerfen, als es ihm geschildert seyn mochte. Bei der Gattin fand er Glauben, desto minder beim Sohne! Der Jüngling war überzeugt, daß man das

Land, wo so schöne Musik zu finden sey, beim Vater nur aus Bosheit verleumdet habe. Er versicherte, daß er auch dort gewiß Leib und Seele vor Schaden und Verderben wohl bewahren werde. Er konnte freilich damit nicht durchdringen, aber seine Eltern sahen doch bereits ein, daß sie ihn schwer davon abbringen dürften; und er hoffte, daß Herrn Weeströms eigne Worte sie eines Andern überführen würden.

Auch betrog er sich in dieser Hoffnung nicht. Als des andern Nachmittags der Schwede wirklich nach Blasewitz heraus kam, als er jenen Antrag wiederholte, und dagegen die wichtigen Besorgnisse des ältern Naumanns vernahm, war es ihm sehr leicht, die Furcht vor des Sohnes widernatürlicher Verstümmelung lächelnd dadurch zu beseitigen, daß er ihnen begreiflich machte, ihr Sohn habe die Zeit dieser Gefahr längst überstanden. Ernstlicher behandelte er die zweite Hälfte. Er versicherte, daß die Bekehrungssucht in katholischen Ländern bei weitem so groß nicht sey, als man im Protestantischen glaube; er heuchelte selbst so vielen Eifer für seine Religion; versprach ihnen so heilig, über jeden Schritt und Tritt ihres Sohnes zu wachen; erinnerte sie so geschickt daran, daß, wenn derselbe nicht ohnedem fest in seinem Glauben sey, er denselben auch leicht in einem Staate ändern könne, wo der Landesherr katholisch sey: und verband dies Alles mit so mancher Vorspiegelung vom Nutzen dieser Reise, von der Ausbildung ihres Sohnes, von der väterlichen Sorgfalt, die er gegen

ihn beweisen würde, daß endlich beide Eltern noch diesen Nachmittag einwilligten.

Viel mochte bei dieser Unterredung Weeströms Beredtsamkeit auf die redlichen Landleute gewirkt haben; doch vielleicht eben so viel, wo nicht noch mehr, wirkte im Stillen ein andrer Umstand auf die Willfährigkeit der Mutter. — Es war jetzt der erste Frühling jenes furchtbaren, blutigen, und zumal für Sachsen so grauenvollen siebenjährigen Krieges. Jedermann weiß, wie und womit derselbe begann. Das Preußische Heer setzte sich durch Ueberraschung bald in Besitz dieses schönen, aber offnen Landes. König Friedrich, wohl voraus sehend, welcher weit härtere Kampf von andern Seiten her ihm bevorstehe, nützte die hier errungene Obergewalt klüglich. Strenge Werbungen, auf fremdem Boden angestellt, verstärkten sein Heer; von Sachsens ländlicher Jugend wurden viele Tausende ausgehoben. In mehr als einer Rücksicht bangten Väter und Mütter dabei für ihre aufgewachsenen oder noch aufwachsenden Söhne. Die Strenge der Preußischen Kriegszucht war allbekannt, und um so mehr gefürchtet, je mehr sie damals von der einheimischen abstach. Auch sahen die Sachsen voraus, daß sie gewisser Maßen gegen ihr eignes Vaterland würden kämpfen müssen. Wer daher entweichen konnte, entwich; wer zurück bleiben mußte, schwebte in steter Angst. Auch unser Naumann war ergriffen, nach Dresden geführt, und allda unter das Maas gestellt worden. Noch blieb es dies Mal zwar bei der bloßen Besorgniß; denn ihm fehlten

noch drei reichliche Zoll an der gesetzten Größe. Gleichwohl harrte seiner, als er froh über seine Untauglichkeit nach Hause eilen wollte, ein andrer Unfall ähnlicher Art.

Er hatte dies Mal zum Heimgehen, — wahrscheinlich ohne selbst recht zu wissen, warum? — statt des gewöhnlichen, etwas sandigen Weges, den Fußsteig gewählt, der an der Elbe jenseitigem Ufer, etwas weiter, doch anmuthiger, längs den Weingebirgen hinläuft. Kaum fünf- oder sechshundert Schritte vor der Stadt, überholte er hier ein großes Preußisches Proviantschiff, welches stromaufwärts gezogen, und von einem Kammando Soldaten begleitet ward. Es ging mühsam damit her, und ein Unteroffizier trieb oft die Ziehenden an. Plötzlich gewahrte dieser des Jünglings, der ganz unbefangen seinen Schritt fortging. „Holla, Bursche", rief er, „hieher! Spanne dich mit vor, damit du auch zu Etwas nützest!" Umsonst bat Naumann flehentlich, ihn zu verschonen; umsonst schützte er seine geringen Kräfte und den elterlichen Befehl, bald heimzukommen, vor. Der aufgehobene Stock schreckte; die Uebermacht entschied, wie gewöhnlich, auch hier; er mußte das Schiff bis über Königstein fortziehen helfen, und zur Kost indeß mit einem magern Stücke Kommißbrod vorlieb nehmen. Drei Tage lang wußten seine Eltern nicht, was aus ihm geworden sey, und schwebten in der peinlichsten Besorgniß. Als er wieder zurückkam, war freilich ihre Freude sehr groß. Doch daß dergleichen Drangsale noch öfter vorfallen, und schlimmer enden,

— daß die drei fehlenden Zoll sich bald auswachsen dürften, davor zagte das mütterliche Herz im Stillen gar sehr; und deßhalb einer weit bängern Trennung gewärtig, stimmte sie viel leichter, als sie sonst gethan haben würde, zur Reise in ein zwar fernes Land, in welchem aber jetzt kein Krieg wüthe, noch auch so leicht zu befürchten sey.

Der Tag, den Weeström zu seiner Abreise anberaumt hatte, war nicht mehr fern; doch hatte er Naumanns Eltern schon im Voraus angekündigt: daß er nicht den nächsten Weg nach Italien nehmen wolle, sondern vorher noch durch unumgängliche Geschäfte auf einige Wochen nach Hamburg berufen werde. Unserm Jüngling war dies um so lieber, denn er sah ja dadurch der fremden Städte und Gegenden noch Mehrere. Gleichwohl, so wie sich nun die eigentliche Stunde der Abfahrt nahte, schlug allerdings sein Herz bange genug. Er war noch nie, — wenn man jenen gezwungenen Spaziergang bis nach Königstein ausnimmt, — nur eine Meile weit von seiner Heimath entfernt gewesen; er sollte sich jetzt von Allem trennen, was mit ihm verwandt und befreundet war; er sollte Vaterland, Sprache, ländliche Einfalt und Sitten vertauschen; auch sah er voraus, daß alles Dies auf lange Zeiten geschehen würde. Wahrlich, sein ganzes Herz mußte an der Tonkunst hängen, um eines Opfers dieser Art freiwillig vermögend zu seyn!

Auch seine Eltern benutzten noch die letzten wenigen Tage und Stunden treulich, um ihn mit Dem-

jenigen auszustatten, was sie allein ihm mitzugeben vermochten, — mit Ermahnungen zu allem Guten. „Hoffe auf Gott", sagte sein Vater mehr als ein Mal zu ihm, „erwarte Nichts von andern Menschen, sondern Alles blos von Gottes Segen und deinem eignen Fleiße! Thue nichts Böses, und könntest du dir das größte Glück der Welt erwerben! Das längste Leben ist kurz gegen die Ewigkeit, und gewiß findet dort das Gute seine Belohnung, und das Böse seine Bestrafung." — Die Mutter ermahnte ihn, immer reinlich und sparsam zu seyn, nie zu borgen, sondern lieber ein Weilchen zu darben; denn jeder Schuldner sey der Knecht eines Andern, und ende gemeiniglich mit Unglück und Verderbniß seines Herzens. Nicht minder rieth sie ihm, die Lügen, den Samen alles Lasters, und den Umgang mit schönen, aber liederlichen Frauenzimmern zu meiden, denn dadurch gehe Leib und Seele zugleich verloren. — Der Großvater schärfte mit zitternder Stimme ihm ein, nie das Gebet zu verabsäumen, aber auch nie blos aus Heuchelei zu beten; — kurz, Jeder von ihnen empfahl ihm diejenige gute Eigenschaft vorzüglich, die seinem eignen Charakter am angemessensten war; und der Jüngling versprach ihnen sämmtlich Befolgung, — versprach sie mit mancher Thräne, die aus einer tiefern Quelle, als aus dem bloßen Auge floß! Denn noch als sechzigjähriger Mann gedachte er oft der damaligen Scene mit überströmenden Gefühlen, und mit sich gleich bleibender Wiederholung jener Reden.

Endlich erschien der Zeitpunkt der Trennung. Seine Mutter und sein Großvater schieden am Tannenwalde von ihm; sein Vater geleitete ihn bis zur Stadt. Hier, auf dem sogenannten Neumarkte, beim Eingange der Moritzstraße, unter freiem Himmel, umarmte er ihn noch Ein Mal, drückte achtzehn sächsische Groschen in seine Hand; stammelte: „Weiß Gott, wie gern ich dir jeden derselben zum harten Thaler verwandelte! Aber mehr dir mitzugeben, vermag ich nicht!“ — und riß sich los von ihm.

Dieser Abschied hinterließ einen so unerlöschlichen Eindruck auf Naumann, daß derselbe noch wenige Tage vor seinem Tode zum Fenster seiner Wohnung heraus, die er in den letzten Jahren seines Lebens zu Dresden im Hotel de Saxe an der Moritzstraße linker Ecke hatte, seiner Freundin, Frau von der Reck, jene Stelle der Trennung mit den Worten zeigte: „Nie geh ich über jenen Ort, daß mir nicht das Bild meines guten Vaters gleichsam lebendig vor Augen träte; daß mir nicht der Gang meines ganzen Schicksals neu vor meiner Seele vorüber schwebte, und daß ich nicht mit dankbarem Gefühle meine damalige Armuth und meinen jetzigen Wohlstand zusammen vergleichen sollte!“

Nun so von Allem geschieden, was er bisher zu lieben und zu verehren gewohnt gewesen war, dagegen aber auch voll froher Erwartung dessen, was er sehen, hören und erlernen werde, schloß sich Naumann fest und ganz an den Mann an, den er als den einzigen Urheber seines Glückswechsels betrachtete, und

der in seiner Gegenwart so oft den besorgten Eltern das Wort gegeben hatte, er wolle für ihn der zweite Vater und vielleicht mehr noch werden. Daß dieser zu gleicher Zeit im vollen genauesten Sinne des Worts sein Herr geworden sey, der von ihm jede Dienstleistung und Aufwartung mit Recht fordern könne, fand er sehr in der Regel; und es war daher auch kein Dienst so mühsam oder so niedrig, dem er sich nicht mit Freuden unterzogen hätte. Er lauschte auf jedes Wort von Weeströms Munde, auf jeden Wink seiner Augen; und die Dürftigkeit, in welcher er aufgewachsen war, machte ihm jede noch so geringe Kost schmackhaft, machte ihn selbst bescheiden in seinen Wünschen und duldsam in Beschwerden.

Wirklich ging es gut genug bis nach — Hamburg. Grade in des Jahres schönster Zeit (d. 4. Junius 1757.) kamen sie hier an. Alle Gegenden unterwegs, alle Städte, die sie durchreisten, hatte der Jüngling im Stillen mit seiner vaterländischen Flur verglichen; hatte zu seiner eignen Befremdung jene weit unter den reizenden Ufern der Elbe bei Loschwitz, und diese unter dem prächtigen, damals noch von keiner preußischen Belagerung zerstörten, Dresden gefunden. Aber ein ganz neues Gefühl, eine Art starrer Bewundrung ergriff ihn, als er zuerst vom sogenannten Baumhause den Hamburger Hafen erblickte. Dies waren freilich andre Schiffe, als die kleinen, mit Holz oder Getraide beladnen Fahrzeuge, oder als die Gondeln und Nachen, die er oft in Blasewitz vorüber schwimmen sah. Dieser unübersehs-

bare Wald von Masten, diese rege Betriebsamkeit in tausend und aber tausend Händen, dieses Gewühl von Ankommenden, Abfahrenden, Arbeitenden, und Nachfragenden, — alles dies war ihm eine Erscheinung aus einer ganz fremden Welt. Einen solchen Anblick hatte der Bauerknabe von Blasewitz sich nimmer gedacht; und als zumahl Weeström, an dessen Seite er dies Alles erblickte, zu ihm sagte: „Komm nur erst nach Italien, mein Sohn! Dort wirst du noch ganz andre Hafen, weit größere Schiffe, und das Meer selbst erblicken!" Da — dünkte ihm der Mann, durch den er dies Alles sehen sollte, gleichsam ein höheres Wesen, ein schützender wohlthuender Engel zu seyn. Doch leider verschwand diese liebliche Täuschung nur allzubald, und durch bittre Erfahrung wurde ihm bestätiget, was der Vater vor seinem Abschied ihm eingeprägt hatte: „Es ist gut, auf den Herrn vertrauen, den wahrhaftigen treuen Gott, und sich nicht verlassen auf Menschen." — Der Aufenthalt in Hamburg, welcher Einen, höchstens zwei Monate hatte dauern sollen, verlängerte sich beinahe bis auf ein Jahr, und blieb für Naumanns musikalische Ausbildung ungenutzt, ob ihm gleich Weeström unterwegs mehrmals versprochen hatte, daß er ihm von Einem der dortigen geschickten Tonlehrer wolle Anleitung im Generalbaß ertheilen lassen. Und wenn auch wirklich der Umstand eintrat, daß Weeström aus seiner Heimath die gehofften Gelder nicht empfing, und darum nicht blos verstimmt, sondern auch ein Vierteljahr lang unpäßlich war, so konnte ihm dies doch keineswegs zur Entschuldigung gereichen,

daß seine ganze Außenseite sich änderte, daß er gegen seinen selbst erwählten Pflegesohn mit Härte und Vernachläßigung zugleich verfuhr, ja, daß er mehrere Monate hindurch für seine Kost und Nothdurft gar nicht sorgte, sondern sich seiner immer erst dann erinnerte, wenn er von ihm — bedient seyn wollte. — Fürwahr die Prüfung, die jetzt schon unser armer Jüngling zu bestehen hatte, war nicht gering! Funfzig Meilen weit vom Vaterheerd und von Verwandten entfernt, in einem Alter, wo er der Leitung noch so bedürftig, ohne Menschenkenntniß und Erfahrung, ohne einen Freund, der ihn berathen, ohne einen Gönner, der ihn beschützen konnte, entblößt von aller baaren Habe und selbst von so manchem Erforderniß der Kleidung und des Anstandes, hingeschleudert in eine so große, so volkreiche, so fremdartige Stadt, wo selbst des Lebens Nothdurft so theuer, wie leicht hätte der Jüngling da seinen Untergang in leiblicher und geistiger Hinsicht finden können. Doch Gott wachte mit Seinem Vaterauge über ihm, und führte ihm mitten unter fremden Menschen manchen wohlwollenden Biedermann zu, welcher durch das sanfte bescheidne Wesen, das in des Jünglings Reden und Benehmen lag, sich zu ihm gezogen fühlte, und seiner sich so kräftig annahm, daß sich derselbe wenigstens vor dem drückendsten Mangel gedeckt sah. Sein vorzüglichster Wohlthäter hieß Brißmann; auch ein Schwede von Geburt, seit mehrern Jahren in Hamburg wohnhaft, hatte er allda eine Erziehungs-Anstalt gegründet, in welcher Mehrere seiner jungen Landsleute Unterricht

in deutscher Sprache und andern nützlichen Kenntnißen, theils durch ihn selbst, theils durch andre Lehrer empfingen. Er hatte unsern Naumann bei Weeström kennen gelernt, und ihm auf Fürbitte desselben anfangs blos erlaubt, zuweilen ihn zu besuchen, und auf seinem guten Klavier (denn selbst daran gebrach es dem Jüngling) sich zu üben. Doch bei eben dieser Gelegenheit gewann er den Dürftigen lieb, gab Einen seiner Zöglinge bei ihm in musikalischen Unterricht, nahm ihn einstweilen, mit Weeströms Bewilligung, in Kost und Wohnung auf, und erbot sich endlich, ganz für sein Fortkommen zu sorgen, wenn er von seinem Landsmann sich trennen wolle. — In jeder Rücksicht war dieser Antrag lockend genug. Naumann sah hier die Gelegenheit vor sich, in mancherlei Künsten sich zu üben, und, meldete in Einem seiner Briefe seinen Eltern besonders mit großer Freude, daß er hier auch zeichnen lerne, und nicht blos im Generalbaß, sondern auch in der Mathematik Unterricht empfangen solle. Jedoch so wünschenswerth ihm dies auch war, so wohl versorgt und glimpflich behandelt er sich auch hier sah, und so schwer es ihm anderer Seits ankam, Weeströms mürrischen Eigensinn, harte Verweise, schlechte und schmale Beköstigung zu ertragen, so entschloß er sich doch, bei Diesem auszuhalten, und entfernte sich zuletzt ganz von Brismann, als derselbe ihm nicht mehr erlauben wollte, täglich einige Stunden bei Weeström hinzubringen.

So wie Naumann überhaupt in seinen Briefen von Hamburg aus mit naiver Zuversicht rühmte,

daß dort alle Menschen ihm gut seyen, und daß namentlich seine obersächsische Aussprache ihn vor Andern, welche plattdeutsch sprächen, beliebt mache, so fand er insbesondere an einigen dasigen Kaufleuten theilnehmende Gönner, welche ihn als Clavier-Lehrer bei ihren Kindern benutzen zu können glaubten, und ihm deßhalb Hoffnung machten, daß er, wenn er hier bliebe, durch sie einmal zur Stelle eines Organisten in einer Stadtkirche befördert werden solle, — eine Aussicht, die wahrlich für den siebzehnjährigen Bauerssohn, welcher noch vor wenigen Monaten eine Schulmeisterstelle für das höchste Glück betrachtete, lockend genug seyn mußte. Doch Zweierlei besonders hielt ihn ab, in diese Vorschläge einzugehen.

So wenig er auch bisher von Weeström musikalischen Unterricht empfangen hatte, der ihn nur, zur Begleitung seines eigenen Violinenspiels, die sogenannte Bratsche hatte spielen lehren, so hielt er doch die Hoffnung fest, an seiner Seite noch Italien, das Lieblingsland seiner Wünsche, zu besuchen. Hierzu kam noch die Furcht, das Mißfallen seiner Eltern auf sich zu ziehen, deren Zustimmung zu seinem längern Aufenthalte in Hamburg, wie er wohl wußte, nicht erfolgt, deren Besorgniß und Unruhe vielmehr gestiegen seyn würde, sobald er von demjenigen Begleiter sich trennte, in dessen Hände sie ihn übergeben hatten.

Auch hierin zeigte sich Naumann von einer ehrenwerthen Seite. Nie entschlüpfte ihm in seinen

Briefen, deren er doch mehrere von Hamburg aus schrieb, auch nur ein klagendes Wort über Weeströms Mißhandlungen; nie beschwerte er sich nur über die kleinste ihm fehlschlagende Hoffnung. Erst aus Italien, erst als der Unwürdige ihn fälschlich einer böslichen Verlassung, eines großen Hanges zur Lüge, und anderer Fehler mehr angeschuldigt, und dadurch jenen armen Landleuten manchen vergeblichen Kummer gemacht hatte, — erst dann lüftete Naumann sein volles Herz, that es auch jetzt nicht stärker, als zu seiner Rechtfertigung unumgänglich war, und verschwieg noch Manches, was das Bild seines Bedrückers weit schwärzer, sein eignes Betragen weit löblicher darzustellen vermocht hätte.

Endlich, nach einem Verzug von zehn Monaten, entschloß sich Weeström doch noch zum Aufbruch nach Italien; handelte aber auch hierbei nach — seiner eignen Sitte. Denn er reis'te ab, ohne unserm Naumann nur ein Wort davon zu sagen; und erst acht Tage später empfing der Zurückgelassene einen schriftlichen Befehl, daß er nachkommen sollte, und eine Weisung, wo er seinen Herrn antreffen würde. Mit größter Bereitwilligkeit folgte er diesem Rufe. Erneute Anerbietungen seiner Hamburgischen Gönner schlug er entschlossen aus.

Weeström selbst machte seine Reise auf dem Postwagen; unserm Jünglinge muthete er hartherzig genug zu, daß er ihm zu Fuß folgen, oder gewisser Maaßen gar ihn begleiten solle. Er hatte zu dem Ende genau die Wege ihm vorgezeichnet, die er ein=

schlagen müsse, hatte noch genauer gewisse Zeit- und Stand-Puncte bestimmt, wo und wann sie zusammentreffen könnten, und endlich am allergenauesten das baare Geld ihm zugemessen, so daß seines Zöglings tägliche Wegzehrung kaum auf achtzehn Pfennige sich erstreckte. War Naumann nun rasch oder glücklich genug, um zur bestimmten Zeit anzulangen, oder wohl gar, wie ein paar Mal geschah (und bei der schneckenmäßigen Bewegung der ehemaligen Postwagen sich leicht begreifen läßt), ein Viertelstündchen früher einzutreffen, dann war Weeström auch recht leutseligen Anblicks; dann empfing er ihn gewöhnlich mit dem Gruße: „Na, bist Du schon da, mein Söhnchen?" Verfehlte er aber die anberaumte Frist nur um ein paar Stunden, so wartete seiner gewiß die unglimpflichste, unanständigste Behandlung.

So gern Naumann auch, von Jugend auf höchst empfindlich, dieser letztern stets ausgewichen, und jenes väterlichen Grußes immer theilhaft geworden wäre, so sah er sich doch bald ganz außer Stand, die Vorschriften seines Zwangsherrn pünktlich zu erfüllen.

Denn obgleich dem Kalender nach der Frühling schon angegangen war, so ließ die warme Witterung doch gerade damals lange auf sich warten. Wahre Winterfröste mit Schneegestöber fielen ein; kalte Regengüsse wechselten damit ab; die Wege wurden grundlos. Unser armer Wanderer, durch seine einfache dünne Kleidung gegen die Rauhheit der äußern Luft nur sehr wenig gedeckt, mit Schuh und Strüm-

pfen so übel versehen, daß er fast barfuß einherging, litt unaussprechlich dabei; und die Unkunde der Wege, die er oft doppelt machen mußte, die Weite der Reise, die ihm mit jedem neuen Morgen unermeßlich dünkte, die Furcht vor seinem Gebieter, dessen Verweise er oft gleichsam von ferne schon hörte, — beschwerten sein Drangsal noch beträchtlich.

Eines Tages, als er, von Frost, Kummer und Müdigkeit belastet, nur nothdürftig sich fortschleppte, und im Herzen wahrscheinlich schon oft und bitter jenen ersten unseligen Entschluß, der ihn vom väterlichen Hause, und diesen zweiten, der ihn von Hamburg weggetrieben, bereut haben mochte, hört' er hinter sich einen Wagen gerollt kommen, und sah, daß es eine leichte, nette, mit vier Rossen bespannte Halbchaise sey, in welcher blos eine einzelne Dame sitze. Die Hoffnung, sich hier eine kleine Erleichterung zu verschaffen, bewog ihn, still zu stehen. Schon von Weitem zog er demüthig seinen Hut ab, und mit Geberden, die noch flehender als seine Worte waren, bat er um die Vergünstigung, — hinten aufzusitzen. Den Postillion auf dem Pferde und den Bedienten auf dem Kutschersitze schien sein Anblick zu rühren; Ersterer machte Anstalt, mit dem raschen Trapp seiner Hengste einzuhalten; aber die Dame rief mit unwilligem Tone: durchaus nicht! fahre zu! — Ihr Gebot ward erfüllt, und in wenigen Minuten war der Wagen aus Naumanns Augen verschwunden, aber nicht das Gefühl dieser Hartherzigkeit aus seinem Gedächtnisse. Nie (versicherte er noch nach vierzig

Jahren Einem seiner Freunde) habe er die stolze Unbarmherzigkeit mancher Reichen schmerzlicher empfunden, als in dieser Minute. Aeußerst muthlos, oder vielmehr lebenssatt, habe er sein Schleichen zwar fortgesetzt; doch mehr als Ein Mal habe er sich auf einen der Feldsteine am Wege niederlassen, und das Ende seiner Mühseligkeiten da abwarten wollen. Zum Glück sey ihm früher, als er selbst vermuthete, ein Dorf etwas seitwärts liegend, von ferne sichtbar geworden, und durch diesen Anblick zur Sammlung seiner letzten Kräfte ermuntert, habe er zeitiger, als sonst, hier ein Nachtlager gefunden.

Doch bald wartete eine zweite Prüfung, härter noch als die Antwort jener hartherzigen Dame, auf unsern Pilgrim. Durch diese eigenmächtige Abkürzung seiner Tagreise war es ihm unmöglich geworden, Weeströmen am bestimmten Orte zu treffen; und gleichwol hing ein sehr wesentlicher Umstand von dieser Zusammenkunft ab. Naumanns knappes Reisegeld war völlig aufgezehrt; ohne nur einen Pfennig weiter in seiner Tasche zu wissen, sollt' er noch zwei Tage und eine Nacht auf der Straße zubringen, bevor er den nächsten Vereinigungsposten, (wo Weeström seiner warten wollte, und der aller Wahrscheinlichkeit nach Braunschweig war,) erreichen konnte. Den Tag hindurch bezwang er nach Möglichkeit seinen Hunger, und schritt unausgesetzt fort, soviel nur Zeit, Witterung, Kleidung und Nüchternheit es erlaubten. Aber nun brach der Abend an; ein ländliches Wirthshaus lag am Wege; dem ermüdeten Wanderer versagten

die Füße durchaus allen weitern Dienst; er kehrte hier ein, und bestellte sich — denn der Hunger kennt kein Gebot! — ein kleines warmes Nachtmahl, ohne freilich zu wissen, wovon es bezahlt werden solle. Es schmeckte dem Hungrigen, Halb-Erstarrten vortrefflich. Aber mit dem letzten Bissen kehrte straks auch die Ueberlegung zurück, und der Gedanke: wie wird es dir dann ergehen, wenn nun dein Unvermögen an den Tag kommt? stand in seiner ganzen Furchtbarkeit ihm vor Augen. Bekümmert warf er sich auf ein ziemlich hartes Strohlager, schlief spät ein, und erwachte vor Sonnen-Aufgang wieder. Vielleicht wäre es ihm möglich gewesen, jetzt in dieser Frühe, und beim Mangel alles beschwerenden Gepäcks, unbemerkt und unverfolgt sich fortzuschleichen! Aber sein redlicher Sinn verabscheuete einen solchen Betrug. Er wollte lieber offenherzig bekennen, wozu die äußerste Nothdurft ihn genöthigt habe; er wollte bitten, daß man als ein Almosen ihm anrechne, was er freilich als Bewirthung nicht zu bezahlen vermöge.

Traurig schlich er sich, dieser Gedanken voll, zu einem Tische, der in der Nähe stand, und verrichtete mit heimlichem Bangen sein Morgengebet zu dem allbarmherzigen, allwaltenden Vater, der auch die Vögel unter dem Himmel ernähret. Er zog dann einen kleinen Taschenkalender hervor, in welchem er stets diejenigen Vorfälle, die ihm am wichtigsten dünkten, aufzuzeichnen pflegte; wollte in ihm auch seine jetzige Noth eintragen, und dann zum mißlichsten Geständniß seines ganzen bisherigen Lebens schreiten. Plötz-

lich fiel aus dem Futteral des Almanachs ein kleines fremdes Silberstück, das er schon vor mehreren Monaten von Einem der Brismannischen Zöglinge zum Geschenk bekommen, und, als dort nicht gangbar, aufbewahrt hatte. Längst war es von ihm ganz vergessen, oder wenigstens nicht mehr bemerkt worden; aber jetzt! — der Anblick eines unermeßlichen, tief unter der Erde entdeckten Schatzes kann seinem Finder nicht überraschender und erwünschter kommen, als diese kleine Münze unserm, sich nun gerettet fühlenden, Jünglinge. Mit innigstem Dankgefühl und mit thränendem Blick schaut' er ein paar Sekunden empor zu jenen Höhen, wo der allwissende und allgütige Retter thronet, der des Armen Gebet gnädig erhöret, und dem Bedrängten die erflehete Hülfe zur rechten Stunde sendet. Schnell eilte er nun zum Wirthe, hielt ihm von Weitem schon das Geldstück als Bürgschaft für seine Redlichkeit entgegen, und entdeckte ihm jenes Wagstück und die gewaltige Angst, in welcher er noch vor wenigen Augenblicken geschwebt habe. Sein offenes Geständniß und das Feuer seiner Erzählung rührten den Gastwirth; zwar verstand er sich gleichfalls nicht auf den eigentlichen Werth dieser Münze; doch nahm er sie nicht nur an Zahlungs Statt an, sondern er gab auch — wahrscheinlich blos um ein gutes Werk auszuüben — noch einige Groschen darauf heraus.

Voll Freude wandte Naumann, der viel von der berühmten Braunschweiger Mumme gehört hatte, und jetzt so nahe Gelegenheit hatte, deren Geschmack und

Wirkung selbst zu prüfen, einen Theil dieses Erlöses dazu an, um sich ein gläsernes Fläschchen zu kaufen, und es mit Mumme füllen zu lassen. So setzte nun unser Naumann ohne erneuete Bedrängniß seinen Lauf fort, bis er das ihm gesteckte Ziel erreichte.

Als Weeström jetzt bei der nächsten Zusammenkunft den traurigen Zustand seines sogenannten Pflegesohns wahrnahm, und auch an den Reden desselben gar wohl verspürte, daß er entschlossen sey, sein Unterkommen lieber am ersten besten Orte bei ganz fremden Menschen zu suchen, als eine so mühsame Fußreise länger fortzusetzen, da wandelte doch die Furcht ihn an, diesen Jüngling, auf welchen schon so mancher seiner weitern Pläne sich gründen mochte, ganz zu verlieren. Er zahlte daher für ihn ein paar Stationen auf der Post, und bewog auch zuweilen die Postillions unterwegs durch ein stärkeres Trinkgeld, ihn als überzählig mitzunehmen. Hier geschah nun unserm Naumann der kleine Unfall, daß die Mumme durch das Rütteln des Postwagens in Gährung gerieth, und plötzlich den Pfropf mit starkem Knall heraus sprengte, so daß kein Tropfen im Fläschchen zurück blieb. Die übrigen, anfangs stutzenden, Passagiere lachten herzlich, als sie die Veranlassung dieses Schreckschusses entdeckten: aber Weeström war desto unwilliger darüber, und rief dem Naumann voll Verdruß zu: „So, mein Söhnchen, du hattest also doch noch Geld zu dergleichen Kindereien übrig,“ ja er vergriff sich zugleich thätlich an ihm, so daß die Nachbarn

seiner Heftigkeit Einhalt thun mußten. Bei dem Allen war unser Naumann doch froh, daß er nun ein bequemeres Fortkommen hatte, ob er gleich nicht ohne eine gewisse innere Beklemmung sich den Ländern nahete, von welchen er wußte, daß er in ihnen andere Sitten und Gebräuche, eine ganz andere Sprache, und auch — was ihn durch die vielen Vorstellungen seiner Eltern am stärksten bekümmerte — eine ganz andere Religion antreffen würde; doch diese Furcht minderte sich bald, als er nun wirklich nach Italien selbst kam; und eine Verwunderung, eine Freude, wie er sie noch nie gefühlt hatte, bemächtigte sich zumal dann seiner, als er — Venedig erblickte.

Immer war bisher noch Hamburgs Hafen das größte, erhabenste Bild geblieben, das seiner Seele sich eingeprägt hatte; selbst die Tyrolischen Alpen hatten ihn mehr mit einer Art von furchtbarem Schauder ergriffen. Aber diese große, schöne, mit allen ihren prachtvollen und zahlreichen Palästen gleichsam aus des Meeres Mitte empor steigende Stadt, dieses Gemisch von tausend größeren und kleineren Schiffen, Fahrzeugen und Gondeln, dieses Eiland, ganz ohne festen Boden, nur aus Brücken und Gebäuden bestehend, dieses herrliche, die Stadt von allen Seiten her umfluthende, Meer, verbunden mit diesem milden Himmelsstrich, dieser Fruchtbarkeit und Schöne seiner nachbarlichen Ufer, diesem feierlichen Ernst in allem Leblosen und Belebten, — dies ergriff ihn mit vereinter Kraft, und schien ihm die Aussicht aus einer Feenwelt zu öffnen. Alle Mühseligkeiten der

Reise, alle Drangsale, die er auf Niedersachsens Durchwanderung erlitten, verschwanden schnell aus seinem Gedächtniß. Er glaubte sich nun geborgen vor jeder Reue, jedem Kummer. Er glaubte nun, nicht in den Hafen Venedigs blos, sondern auch in den Hafen des sichern Glückes selbst einzulaufen.

Nicht lange ließ Weeström unsern Naumann in einem so schönen Traume, sondern veränderte auf dem fremden Boden, wo der junge Mensch, entfernt von allen Bekannten, seiner Willkühr und Gewalt ganz Preis gegeben war, alsbald seine Sprache und sein Benehmen gegen ihn, und machte länger kein Hehl daraus, daß er, wenigstens seit seinem Aufenthalte in Hamburg, ihn nur deßhalb bei sich behalten wollte, um einen wohlfeilen, fest an ihn gebundenen, selbst zum Mit-Erwerb brauchbaren Diener zu haben, aber keineswegs um auf seinen Unterhalt oder auf seine Fortbildung Etwas zu verwenden. Kaum waren sie daher in Venedig angelangt, so erklärte er seinem Begleiter: Er müsse durchaus trachten, sich wenigstens einen b a a r e n Zuschuß aus seiner Heimath zu verschaffen; denn sonst sey es unmöglich, daß sie länger auf dem bisherigen Fuße bei einander bleiben könnten. Vergebens berief sich Naumann bei einer so unerwarteten Forderung höchst erschrocken auf so manche frühere Zusage; vergebens stellte er die Unbilligkeit vor, ihn erst von Dresden, und dann wieder von Hamburg weggelockt zu haben; vergebens suchte er, die Armuth seiner Eltern und ihr vielfaches Bedrängniß in den damaligen Kriegs-

zeiten geltend zu machen; er fand stets ein taubes Ohr, und mußte endlich, mit mancher Thräne im Auge, einen Brief, den Weeström selbst ihm in die Feder sagte, niederschreiben, des Inhalts: „Er sey nun gerade ein Jahr bei seinem Herrn, und habe ihm, der die meiste Zeit krank gewesen, wenig genützt und viel gekostet. Sie möchten ihm daher, nebst einem kleinen Zuschuß an Wäsche, mindestens zwanzig Thaler alljährlich aussetzen, und auf ein paar Jahr voraus übersenden; sonst sey sein bisheriger Wohlthäter, sich von ihm loszusagen, genöthigt; und für ihn, der doch nur zur Musik Neigung empfinde, werde dies höchst schädlich seyn."

Man kann leicht denken, mit wie bangem Herzen Naumann diesen Brief siegelte. Einer abschläglichen Antwort im Voraus gewiß, sah er zagend seinem Schicksale entgegen, wenn Weeström einen Ernst aus jener Drohung mache. Auch seinen Eltern verursachte diese Anforderung nicht geringe Bestürzung; ihr zu entsprechen war ihnen schlechterdings unmöglich. Durch vielfache Einquartierung, durch hohen Preis der Lebensmittel, durch manche andre Lasten des Krieges ganz erschöpft, vermochten die Armen gerade damals kaum die eigne Nothdurft zu erschwingen; fanden schon oft das blose Postgeld für die seltenen, sehnsuchtsvoll erwarteten, Briefe ihres Sohnes schwer genug. Woher hätten sie also wohl eine für sie so überschwengliche Summe hernehmen sollen? Sie schrieben blos im kläglichsten Tone an ihren Sohn sowohl, als auch an seinen vorgeblichen Gönner.

Sie ermahnten den Erstern zu jeder Tugend, wodurch man sich beliebt machen könne; sie beschwuren den Letztern, seinen Zögling wenigstens in der Fremde nicht zu verstoßen. Doch ehe dieser Brief, welcher ohne klingenden Inhalt wohl kaum Etwas ausgerichtet haben würde, in Italien ankam, hatte Gott Selbst dem bekümmerten Jüngling einen Ausweg aus seiner großen Bedrängniß geöffnet. Nachdem sich nämlich Weeström nur wenige Tage in Venedig verweilet hatte, sollte nun Padua der Hauptort seines Aufenthaltes in Italien, und seine Hauptbeschäftigung allda ein genaueres Studium der Tonkunst unter Anleitung des berühmten Tartini werden, welcher Vorsteher des Orchesters von der St. Antonius-Kirche zu Padua war, und zugleich für einen der vortrefflichsten Violinisten in seinem Vaterlande galt. Der damals fast durch ganz Europa ausgebreitete Ruf dieses merkwürdigen Mannes, — welcher tiefe wissenschaftliche Kenntnisse mit ausgezeichneter Kunstfertigkeit verband, und dabei sein jugendliches Feuer bis in ein hohes Alter von beinahe achtzig Jahren bewahrte und bewährte, wovon auch Naumann einmahl bei einer öffentlichen Kirchenmusik bewundrungsvoller Zeuge war, — zog aus Italien sowohl, als aus noch weiterer Ferne eine Menge von Schülern jeglichen Standes an sich. Unter ihnen befanden sich um diese Zeit auch zwei junge, edle Venetianer. Ihre Mutter, eine Wittwe, fast ganz in der Liebe zu ihren Söhnen lebend, hatte sich ihrenthalben schon seit Jahr und Tag auch nach Padua begeben. Eben damals

sah sie sich nach einem Kopisten um, zur Abschreibung der mannigfachen Musikalien, die Tartini seinen Schülern mitzutheilen pflegte. Unser Naumann, kaum eine Woche lang in Padua, erfuhr es, und fand einen Weg, sich ihr vorschlagen zu lassen. Trotz der Schüchternheit seines Betragens, der Armuth seines Gewandes und seiner Unkunde in der Landessprache, gewann der Fremdling mit seiner gutmüthigen, treuherzigen Miene ihr Wohlgefallen und Vertrauen, so daß er, mit Weeströms Bewilligung, zu jenem Geschäft von ihr angenommen ward. Wie herzlich sich Naumann über diese Gelegenheit freute, sich selber forthelfen zu können, bezeugt folgender Brief an seine Eltern: „Herzallerliebste Eltern! Gott betrübt wohl, aber Er erfreut auch wieder! So hat Er auch an mir gethan. Denn Sie können wohl glauben, daß ich Dasjenige aus Venedig nicht gern an Sie berichten wollte, aber ich mußte es thun. Unterdessen habe ich Gott gebeten, daß Er doch ein ander Mittel senden möchte, damit sie verschont blieben. Gott hat auch mein Gebet erhöret und es so gemacht, daß wir gerechte Ursache haben, Ihm dafür zu danken" rc. Ja, damit seine Eltern gleich beim ersten Anblick seines Briefes, den er vermuthlich unter anderm Einschluß abgehen ließ, sofort es wahrnehmen sollten, daß derselbe dieß Mal tröstlichen Inhalts sey, verschloß er ihn durch ein schmales Papier-Streifchen mit der Aufschrift: „Gute Bothschaft von J. G. Naumann in Italien", — welches sich die Eltern dann sorgsam aufbewahrten.

Von der Stunde an, da er in dem Hause jener Venetianerin Zutritt erhielt, brachte er dort den größten Theil des Tages beim Schreibtische zu. Im Ganzen wurde er hier von Allen liebreich behandelt, und mit Speise und Trank bis zum Ueberflusse beköstigt, so daß oft Dasjenige, was ihm seine Wohlthäterin gewöhnlich mit nach Hause gab, sogar dazu hinreichte, auch Weeströms Bedürfniß mehrere Tage hindurch zu befriedigen. Wie sehnlich wünschte daher der genügsame Jüngling, daß das Leben noch lange in dieser Weise fortgehen solle; denn durch seinen unverdrossenen Fleiß verdiente er sich so viel, daß er doch wieder in anständiger Kleidung erscheinen, ein kleines Taschengeld sich erübrigen, und auch die süße Hoffnung hegen konnte, bald aus eignem Verdienste die Unterrichtstunden bei geschickten Musikmeistern zu bezahlen, die Tonsetzung gründlich zu studieren, ja wohl gar seinen Eltern von Italien aus einige baare Unterstützung zu senden.

Schöne Luftbilder, deren größter Theil bald wieder zerstäubte! Die Venetianische Dame verließ Padua zwar erst nach fünf Monaten, aber doch immer noch weit früher, als Naumann vermuthet und gewünscht hatte. Seine kleine, so mühsam ersparte, aus neun Zechinen bestehende Geldsumme borgte Weeström ihm ab, und zahlte sie — nie zurück. Er selbst trat freilich wieder in die Dienste des Letzteren, welcher aber in seinen habsüchtigen Entwürfen so weit ging, daß er anfänglich den Jüngling nach Venedig schickte, und verlangte, er solle auch dort durch Noten-Kopirung

seine eigne Nahrung, und für ihn eine beträchtliche Zubuße erwerben. Doch als er spürte, daß Naumann allda mehr aufs eigne Studium der Musik, als auf Geldverdienst denke, rief er ihn bald wieder zurück, aber freilich unter Bedingungen, die äußerst drückend waren. Weeström lud, im buchstäblichsten Sinne des Worts, Alles auf seinen Nacken, was sich nur irgend einem leibeignen Diener auflasten ließ. Vom frühesten Morgen bis tief in die Nacht beschäftigte er ihn im Uebermaaße mit Notenschreiben, so daß Naumann in einem Briefe an seine Eltern versicherte, er habe damals in der Frist von sechs bis sieben Monaten mehr als siebenzig Konzerte — eine ungeheure Menge kleinerer Musikalien ungerechnet — abschreiben müssen, welche dem Weeström augenscheinlich nur zum Broderwerb dienten. Das Schlimmste aber war, daß Dieser dem fleißigen Jüngling noch überdieß jede Handarbeit, selbst die mühsamste und gröbste, selbst die weiblichen Geschäfte am Heerde und in der Küche zumuthete. Allerdings war es in Italien — zumal bei unverheiratheten Herren — etwas Gewöhnliches, daß der Bediente auch die Küche mit besorgen mußte. Aber Naumann, der in der Jugend nie zu ähnlichen Geschäften angehalten worden, staunte nicht wenig, als er sich dergleichen zuerst unterziehen sollte. Doch fand er sich bald darein, einige einfache Gerichte, von welchen er äußerst selten auch nur einen Bissen kosten durfte, zu verfertigen; und kaum merkte dies Weeström, als er sofort wieder manche launige Forderungen an ihn ergehen ließ. So z. B. hatte

Weeström einst einige Deutsche für den nächsten Tag zu Tische geladen, und ihnen unter andern ein deutsches Gericht, das aus einer Rindszunge mit Kapern bestehen sollte, vorzusetzen versprochen. Naumann, als er diesen Küchenzettel empfing, stutzte, und erklärte, daß seine Kochkunst bis auf dieses Gericht sich nicht erstrecke. Doch keine seiner Entschuldigungen ward angenommen, er selbst aber hart bedroht, wenn es ihm mißlingen sollte. Nothgedrungen versuchte er es also, und siehe da, die Gäste, die anfangs vor Lachen ersticken wollten, als ihnen erzählt wurde, wie es damit hergegangen sey, versicherten nachher, seit ihrer Entfernung vom deutschen Boden keine Speise so wohlschmeckend in ihrer Art gefunden zu haben. Leider aber bekam der arme Koch gemeiniglich, wenn er mit Bereitung der Speisen fertig war, nicht das Geringste davon. Wenn die Stunde der Mahlzeit erschien, konnt' er hingehen, wohin es ihm gut däuchte; denn gewöhnlich entließ ihn dann sein Gebieter mit dem freundlichen Zurufe: „Nun, mein Sohn, siehe zu, wo du Etwas zu essen her bekömmst!"

Wahrlich, hätte Naumann nicht durch sein bescheidnes, dienstfertiges Wesen gegen Jedermann, schon in jenen ersten Monaten, als er noch im Hause der Venetianerin wohnte, manchen Freund unter den Einwohnern Padua's, und unter den vielen allda Studierenden erworben, so würde er manchen Mittag ohne Speise, und bei manchem Schlafengehen noch nüchtern geblieben seyn.

Was ihn, außer dieser Vernachläßigung, noch vorzüglich kränkte, war, daß er bei aller Anstrengung seiner Kräfte, bei aller Mühe und Betriebsamkeit, gleichwohl auf sehr lange Zeiten, nicht die geringste Hoffnung vor sich sah, seinem eigentlichen Ziele näher zu kommen, das heißt, auf eine gründliche, wahrhaft nützliche Art seine Kenntnisse in praktischer uud theoretischer Tonkunst zu erweitern. Was halfen ihm alle die hundert tausend Noten, die er abschreiben mußte, und die immer nur für seinen Zwangherrn, wahrscheinlich auch oft zum Verkauf an Andre, bestimmt waren? Was half es ihm, sich in dem sogenannten Vaterlande der Musik zu befinden, da er den ganzen Tag mit unwürdigen und lästigen Geschäften überhäuft war, und kaum des Nachts sich vom Schlafe ein paar Stunden abdarben konnte, in welchen er an seinem Klaviere sich übte? An seine weitere Ausbildung dachte Niemand! — Zwar hatte Weeström abermals versprochen, ihm den Unterricht eines berühmten Meisters im Violoncello zu verschaffen: zwar war sogar wirklich schon ein Anfang mit dem ersten Monate gemacht worden. Aber dieser Unterricht kostete monatlich einen Zechin, und er fiel daher sogleich wieder weg, als der Jüngling durch seine Schreiberei sich keinen baaren Zuschuß mehr erwerben konnte, und seine neun Zechinen an Weeström ausgeliehen hatte. So oft er seitdem kam, und bald auf diese, bald auf jene Art Weeströmen bat, wenigstens dafür zu sorgen, daß er einige Anleitung im Generalbaß empfange, ward ihm immer die untröstliche Antwort

zu Theil: „damit habe es noch gute Weile! dazu sey er jetzt noch viel zu jung!“

In diesen Zeitpunkt, wo es unserm Naumann oft um eine freie Mahlzeit oder sonst ein geringes Geschenk gar sehr zu thun seyn mochte, fällt wahrscheinlich auch folgende Anecdote, die er einst lachend einer Freundin erzählte: In einem Kloster zu Padua war der seltsame Gebrauch, demjenigen dürftigen studierenden Jüngling, der vom ersten frisch gefallenen Schnee die erste Nachricht brachte, ein Stück Geld und allerlei Lebensmittel zum Botenlohn zu verehren. Auf den Erwerb dieses Zehrpfennigs hatte auch Naumann sein Absehn gerichtet, und war zu der Zeit, als man sich, einfallender Kälte wegen, bald eines solchen Ereignisses versah, sogar mehrmals des Nachts aufgestanden, um ja diesen neuen Gast zuerst zu erblicken. Endlich, am ersten Weihnachtsabend gegen Mitternacht, wurden die Steine weiß. Spornstreichs eilte der Jüngling dem Kloster zu. Freudig erblickt' er am Thore desselben noch keinen frischen Fußtapfen; ganz gewiß hofft' er dies Mal der Erste zu seyn, und ziemlich stark pocht' er an die Pforte, zog an der Klingel. Doch plötzlich fiel ihm ein: „Sie schlafen jetzt Alle, und nehmen es gewiß übel, in ihrer Ruhe gestört zu werden. In einer Stunde wird hier Messe gelesen; in jener nahgelegenen Kirche ist jetzt schon Musik. Ich gehe dorthin, höre ein Weilchen zu, genieße der schönen Musik, und bin dann kurz vor Eröffnung des Thors wieder hier!“ — Gedacht, gethan! Doch ach, als er wiederkam, fand er seine Beschei-

denheit übel belohnt. Andre Jünglinge hatten den Schlaf der Herren Geistlichen minder geschont; hatten anhaltender geklopft und geklingelt; kurz, hatten den Preis ihm weggehascht. Traurig schlich er sich heim, blos um die Erfahrung reicher, daß eine günstige Gelegenheit schnell zu ergreifen sey, und mit dem festen Vorsatze, in Zukunft die Gegenwart ohne Aufschub möglichst zu nützen. Bald nachher trieb ihn nun seine unbegrenzte Wißbegier, sich selbst in der trostlosen Leibeigenschaft, in der er sich drei oder vier Monate befunden haben mochte, Rath und Hülfe zu verschaffen. Es waren nämlich nach Padua zwei junge Sachsen gekommen, Eyselt und Hunt mit Namen; sie waren beide bereits in der Dresdner Hofkapelle angestellt, und sollten sich jetzt, durch einen Jahrgehalt der Kurprinzessin unterstützt, in Italien noch mehr vervollkommnen. Weeström kannte sie vielleicht schon von Dresden her, oder gerieth wenigstens hier bald in Umgang mit ihnen; auch Naumann empfing, als ein dürftiger Landsmann, zuweilen eine kleine Wohlthat von denselben, und war ihnen dagegen in mancherlei Betracht dienstlich. Unter Andern traf ihn oft das Geschäft, ihre Musik-Instrumente zu Tartini hinzutragen, oder von ihm abzuholen. Mit welchen Gefühlen betrat er dann die Schwelle dieses für ihn gleichsam heiligen Hauses! Mit welcher Ehrfurcht erblickte er zuweilen ihn selbst, den greisen, allerdings ehrwürdigen Tonkünstler und Lehrer! Und wie oft seufzte er beklemmt im Stillen: „Ach, warum muß ich nur immer für Andre, nie für

mich selbst herkommen!" — Wohl möglich, daß der freundliche Blick des guten Alten das anfangs blöde Zutrauen des Jünglings nach und nach merklich erhöhte! Genug, als Naumann einst wieder hinkam als er denselben ganz allein und, dem Anscheine nach, in heitrer Gemüthsstimmung antraf, da sammelte er alle seine Herzhaftigkeit, redete ihn an und bat: „Ob es ihm nicht erlaubt werden könne, dann und wann, wenn sein Herr oder Einer seiner Landsleute Unterricht empfange, an der Zimmerthüre stehen zu bleiben, und von Weitem mit zuzuhören? Er sey (fuhr er fort) von fernen Landen, aus Sachsen her, blos deshalb nach Italien gekommen, um hier Musik zu studieren. Er habe auch wirklich Gelegenheit, oft sehr schöne Musik mit anzuhören; aber wie er es anfangen müsse, um selbst einmal ein guter Tonkünstler zu werden, das erfahre er nirgends. Allem Anscheine nach werde er mit seinem Herrn Padua bald verlassen müssen, und dann werde er es lebenslang bedauern, einem so großen Lehrer der Tonkunst zwar nahe, aber seiner Armuth halber fruchtlos ihm nahe gewesen zu seyn."

Mit Rührung hatte Tartini die Rede des Jünglings angehört; mit gütevollem Tone antwortete er ihm: „Nein, mein Sohn, du sollst nicht blos bei der Thüre stehen bleiben, denn ein solches Zuhören hülfe dir doch so viel als gar nichts. Du sollst mit in die Stunde gehen. Ich will es untersuchen, ob du schon einige Wissenschaft, und vorzüglich, ob du Anlage zu etwas Größerm besitzest; und finde ich

es dem also, dann will ich gern auch unentgeldlich dir Unterweisung ertheilen." — Mit Freudenthränen küßte Naumann vielfältig die Hände seines zukünftigen Lehrers und Wohlthäters; mit Entzücken flog er heim, und erzählte sofort seinen Landsleuten und Weeströmen, welches Glück ihm zu Theil werden solle. Nicht ohne Verwundrung erfuhr der Letztere diese Nachricht, und wahrscheinlich mochte sie ihn nicht zu sehr erfreuen. Doch wagte er es nicht, einen lauten Widerspruch zu thun, oder ein förmliches Hinderniß ihm in den Weg zu legen, denn er mußte sich ja nun Tartini'n selbst zu beleidigen scheuen. Naumann ward schon Tags darauf mit Eyselt zugleich in Eine Stunde versetzt, und sein Eifer, seine Fähigkeit zeichnete sich bald aus. Tartini ahnete schnell genug, hier einen Schüler gefunden zu haben, der seinem Lehrer dereinst zur Freude und zum Stolz gereichen werde.

Ohngefähr um diese Zeit, oder vielleicht noch etwas früher, war es auch, als Naumann förmlich unter die Zahl der akademischen Bürger auf der Universität Padua eingetragen ward, womit es folgende Bewandniß hatte. Seit langen Jahren schon genoß zu Padua jeder Deutsche, der sich allda, nach akademischer Kunstsprache zu reden, inscribiren ließ, nicht nur einige, ziemlich bedeutende Freiheiten, sondern es war ihm auch jährlich, durch eine gewisse milde Stiftung, ein kleiner baarer Zuschuß zur Aufmunterung in seinen Studien ausgesetzt. Kaum hörte Weeström davon, so suchte er diesen Vortheil mitzu-

nehmen. Er kündigte daher Naumannen einst unerwartet an, sich bereit zu halten, weil er in ein paar Tagen Student werden solle. Anfänglich hielt es der Jüngling für einen Scherz, und lachte darüber. Doch als Weeström mit einem Schwure betheuerte, daß es sein voller Ernst sey, da verwandelte sich Naumanns Miene plötzlich, und er entgegnete: Wie es denn möglich wäre, so etwas ihm anzusinnen, da er ja keine Zeile Latein verstehe, und auch in allen eigentlichen Universitäts-Wissenschaften durchaus keine Kenntnisse besitze? — „Schadet nichts!" war Weeströms Antwort, „dazu brauchst du nichts, als die Ablesung einer lateinischen Formel. Das kannst du gewiß; oder wenn selbst das Lesen dir schwer fiele, so wollen wir es durch ein wenig Uebung indessen schon lernen." — Naumann wehrte sich noch lange dagegen; es schien ihm eine Unmöglichkeit und eine Art von Betrug zugleich in diesem Begehren zu liegen; doch da Weeström der Mann nicht war, auf welchen vernünftige Vorstellungen und moralische Gründe wirkten, so mußte der Schwächere auch hier sich endlich fügen.

Zitternd und todtenbleich ging er daher wenige Tage darauf, an der Hand seines Herrn und künftigen Mitbürgers — denn auch Weeström war längst als Studierender eingetragen worden — bis zum Saal, worinnen der akademische Senat sich versammelt hatte. Als jetzt die Thüre sich öffnete, und Naumann in diesem hochgewölbten, gewaltig großen Hörsaale nicht nur die ansehnliche Reihe sämmtlicher Professoren, son-

dern auch eine, seinem Bedünken nach, unzählbare Schaar ihrer Zuhörer erblickte, da fiel ihm seine eigne, durch die Furcht noch vergrößerte, Unwissenheit so zentnerschwer aufs Herz, daß er im Gefühl derselben schier zur Erde gesunken wäre. Immer besorgte er, Dieser und Jener von den Lehrern werde ihn lateinisch anreden, und er dann in einer Blöße und mit einer Schmach da stehen, die er sich nicht schimpflich genug denken konnte. Schon hatte er große Lust wieder umzukehren; aber Weeströms schwere Hand, und der auch dann allgemein seiner harrende Spott, stellten sich gleich fürchterlich seiner Einbildungskraft dar, und er sah wohl, daß der einmal angehobne Schritt nun auch vollendet werden müsse. Wie er die schon vorher auswendig gelernte Formel hergelesen, wem er den Handschlag gereicht, was man ihm darauf erwiedert habe, das Alles wußte er in nächster Stunde selbst nicht mehr. Genug, er ward eingeschrieben, und beim Herausgehen auch von Vielen, die ihn kannten, lächelnd als ihr Mitgenosse begrüßt.

Als Naumanns Eltern durch eine dritte Hand erfuhren, daß ihr Gottlieb Student zu Padua geworden sey, so fiel dieß Beiden, vorzüglich dem Vater, gewaltig aufs Herz, indem sie einen solchen Schritt, auf einer katholischen Universität gethan, für sehr bedenklich hielten. Ist auch die Nachricht, die ihnen der Sohn hierüber brieflich ertheilte, vielleicht nicht in jedem einzelnen Punkte richtig, so ist sie doch der Mittheilung werth:

„Von wegen des Studiosus kann ich es Ihnen nicht besser erklären, als auf folgende Manier: Die deutsche Nation hat vor alten Zeiten der hiesigen Republik große Dienste gethan, wofür der damalige Fürst ihr viele Freiheiten gegeben, welche die andern Nationen nicht haben; wenn ein Deutscher herkömmt, und sich immatrikuliren lassen will, so kann er es thun, und es kostet ihm nichts, da man sonst viel bezahlen muß; welches ich auch habe versucht. Ich kann es ja mitnehmen, und man hat weiter Nichts zu thun, als man geht etliche Mal ins Collegium, wo der Professor lateinisch liest, und so hört man zu, sonst weiter Nichts! Wer hernach Zeit übrig hat, und will studieren, etwa Juris oder sonst Etwas, der kann es thun, aber er ist nicht gezwungen; er führt den Titel immer als Studiosus, wenn er nur ins Collegium kömmt, welches Nichts schaden kann, und jeden September-Monat bekömmt jedweder Scholar 30 Lire, die ohngefähr 6 Gulden ausmachen, welches auch ein Privilegium ist, und das alle Jahre, so lang' man hier bleibt. In Summa, es ist eine gute Sache, denn man genießt dadurch Sicherheit und Schutz, welches hier nöthig ist. Es sind 22 Nationen hier auf der Universität, worunter sogar Juden und Türken sind; und wenn sich ein Jude will doktoriren lassen, so muß er an die Universität 200 Pfund Konfekt bezahlen, wovon die deutsche Nation zehn Pfund bekömmt, welches hernach unter die Studenten ausgetheilt wird, wo Einer ein Pfund bekömmt, denn wir sind just zehn; das ist ein alter

Gebrauch. Einem Juden kostet es viel, sich hier zum Doktor machen zu lassen, da es uns Deutschen nicht den vierten Theil soviel kostet, und das geschieht blos darum, weil er ein Jude ist. Sonst alle Protestanten und alle Glaubensgenossen haben dieselbe Freiheit u. s. w."

Nachdem also Naumann seine Angst glücklich überstanden, und die Vortheile dieses Schrittes erbeutet zu haben glaubte, nahm er keinen Anstand, einige Wochen darauf, zur gesetzten Zeit auf jenes oben erwähnte kleine Stipendium Anspruch zu machen, worauf jedoch Weeström ganz trocken sagte: „Mit nichten, mein Söhnchen, so war es nicht gemeint! Du bist für mich Student geworden." — Und Naumann bekam das erste Jahr keinen Heller.

Auf ähnliche Weise pflegte aber Weeström fortwährend gegen ihn zu verfahren, ja er schien immer unbilliger, härter, aufbrausender gegen ihn zu werden, je mehr sich seine eignen Umstände verschlimmerten, und je länger wiederum seine Gelder aus der Heimath ausblieben. Und wenn er sich durch Rechthaberei und Streitsucht, durch unvorsichtige Urtheile über die Sitte und Religion des Landes, Verdruß, Zank und Feindschaft zugezogen hatte, oder wenn er, von seinen ehemaligen Freunden, die seine Gläubiger geworden waren, ernstlich gemahnt, mismüthig heimkam, so war unser Naumann der Einzige, an dem er seine böse Laune auslassen konnte. Dennoch aber, ob Dieser sich gleich in einer so übeln Stellung befand, daß er oft nicht wußte, wo er sein Mittagsbrod hernehmen

sollte, und seine bessern Kräfte ohne allen Lohn zu so unwürdigen Geschäften verschwenden mußte, und obgleich alle seine Bekannten, welche herzliches Mitleiden mit seiner sichtbarlich-bedrängten Lage hatten, ihm vielfach zuredeten, sein bisheriges Verhältniß mit Weeström aufzulösen, so schlug doch Naumann alle ihm gebotenen Auskunftsmittel aus, und verleugnete und bekämpfte sich selbst, wenn der Unwille über erlittenes Unrecht bei ihm zum Ausbruch kommen wollte. Eingedenk dessen, daß Weeström ihm die erste Veranlassung zu seiner Herreise, und früher auch manche Unterstützung gegeben hatte, vermied er es, irgend einen Schein des Undanks auf sich zu laden. Vornehmlich bewog ihn aber auch zur Ausdauer die Ehrfurcht gegen seine Eltern, welche, als sie noch unbekannt mit den Bedrängnissen ihres verschwiegenen Sohnes waren, und das von Weeström geforderte Kostgeld nicht aufbringen konnten, Diesem auf sein ausdrückliches Begehren das Versprechen geleistet hatten, daß ihr Sohn wenigstens zwei Jahre lang bei ihm bleiben sollte.

Endlich aber stieß der unverträgliche Weeström den geduldigen, treu ausharrenden Naumann selbst von sich, wovon die nächste Ursache in einer Kleinigkeit lag, die zwar an baarem Werthe kaum einen Groschen Sächsischen Geldes betrug, aber doch nicht unerzählt bleiben kann, weil dies Ereigniß gar großen Einfluß auf Naumanns nachheriges Leben hatte.

Weeström stand, wie schon früher erwähnt worden, in ziemlich genauer Bekanntschaft mit jenen bei-

den Sachsen, Eyselt und Hunt, die damals in Padua studierten, und erhielt von ihnen, die freilich in weit besseren Vermögens-Umständen sich befanden, manchen Freundschafts-Dienst, selbst manche kleine Aushülfe. Eines Tages bat ihn der Jüngere von beiden, Hunt, um die Leihung oder auch um den Verkauf einer Violinsaite, deren er gerade benöthigt seyn mochte. Weeström schickte sie ihm durch Naumann, dem er befahl, sich zehn Soldi dafür zahlen zu lassen. Naumann hörte das ungern, denn er wußte, daß sie nur — sechs Soldi kostete, doch forderte er seinem Auftrag gemäß. Zum Unglück kannte Hunt den eigentlichen Preis dieser Waare genau; schüttelte daher lächelnd mit dem Kopf, behielt zwar einstweilen die Saite, ließ aber Weeströmen zurück sagen, für dieses Geld sey sie ihm zu dünn und zu theuer zugleich. Ohne Zweifel würde dies Naumann sogleich ausgerichtet haben, aber es schlug die Stunde einer musikalischen Akademie, bei welcher Weeström sowohl, als auch er selbst spielen sollte. Diese nicht zu versäumen, hielt der Musik-begierige Jüngling für seine erste Pflicht; er eilte daher hin, und vergaß im Feuer des Spiels jener Kleinigkeit ganz. Erst spät Abends, als sie wieder daheim waren, und Weeström das Geld von ihm begehrte, hinterbrachte er ihm Hunt's Antwort. Den stolzen Schweden verdroß diese Antwort. Unvermögend, seinen Unwillen sofort an Demjenigen auszulassen, den er vorzüglich traf, schalt er den Jüngling aus, daß er die Saite unbezahlt dort gelassen habe, und gebot ihm, sofort hinzugehen, und entweder sie selbst

oder das Geld dafür zu holen. Naumann, willig zum Gange, bat blos um Aufschub damit bis zum nächsten Morgen; aber jede seiner Vorstellungen, daß es schon eilf Uhr des Nachts sey, daß es vermögende Menschen wären, — Personen, mit welchen er bisher Freundschaft gepflogen, und die sich nun beleidigt achten würden: — alles dies, so vernünftig es an sich selbst war, blieb fruchtlos. Er mußte sich stracks zum Gange entschließen. Die Sachsen, schon im Begriff sich schlafen zu legen, staunten nicht wenig über den Besuch, über die Botschaft und über Weeströms Ungestüm. Hunt schickte sofort die Saite zurück, doch mit dem Zusatze, er werde die Höflichkeit, womit Weeström Deutsche behandle, beim Meister Tartini zu rühmen wissen.

Wohl möglich, daß Naumann klüglicher gehandelt haben würde, wenn er diese Worte entweder ganz verschwiegen, oder doch erst später hinterbracht hätte, nachdem die Hitze auf beiden Seiten verflogen! Aber verzeihlich war es gewiß auch, wenn der arme, zur Nachtzeit noch geplagte, Jüngling wörtlich und gradezu wieder sagte, was ihm aufgetragen worden war. Weeströms Zorn stieg nun noch höher. Er bedrohte Naumannen sogar mit Schlägen, wenn er sich nicht sofort aus seinen Augen entferne. Alle Mittel, ihn zu besänftigen, waren vergebens. Naumann, in der offenbaren Gefahr, Mishandlungen erdulden zu müssen, und von seinem Herrn selbst sonst oft bei kälterm Blute ermahnt, seinem ersten Zorne ja aus dem Wege zu gehen, hielt es endlich für den besten Aus-

weg, wenn er noch einmal zu seinen Landsleuten hinflüchte, und sie um ein Nachtlager anspreche. Es ward ihm gewährt; doch schon am frühen Morgen kehrt' er in seine Wohnung zurück, und setzte sich zu einer Arbeit nieder, die Weeström Tages zuvor ihm aufgetragen hatte. Der gutmüthige Jüngling mochte glauben, aller Zwist von gestern werde beendigt und vergessen seyn, wenn seines Herrn erster Blick ihn schon wieder fleißig finde. Er irrte gar sehr! Als Weeström nach ein paar Stunden die Augen aufschlug, war seine erste Frage: wo Naumann die Nacht hingebracht habe? Beim offenherzigen Geständniß des Befragten funkelte wieder sein Blick, und mit erneutem Zorne gebot er ihm, sich fortzupacken, und ihm nie mehr vor die Augen zu kommen. Noch ein paar Mal wagte es Naumann, ihm glimpfliche Vorstellungen zu machen; da sie nicht fruchteten, ging er endlich fort, — und zwar mit dem Vorsatze, nach einer andern Freistätte sich umzusehen. Seine Landsleute nahmen ihn um so williger auf, da sie sich für die unschuldige Ursache des ganzen Vorfalls ansahen; Hunt versprach wenigstens zwiefach besser, als der Schwede, für ihn zu sorgen, und — hielt sein Wort.

Bald genug mochte Weeströmen diese unbesonnene Hitze reuen; bald mochte er einsehen, daß er allein dabei verloren habe. Aber auch dann nahm er nicht zu einem aussöhnenden Schritte, sondern zu noch unwürdigeren Maaßregeln seine Zuflucht. Nicht zufrieden, daß er Naumanns geringe Habseligkeiten, wovon er auch nicht das kleinste Stück ihm angeschafft

hatte, unter seiner Verwahrung behielt, ließ er einige Tage nachher ihn selbst zu sich berufen. Naumann, voll Zutraun auf sein gutes Gewissen, erschien alsbald. Doch kaum war er eingetreten, so verriegelte Weeström die Thüre, befahl ihm, sich zu setzen, und einen Schuldschein über sechs Dukaten zu schreiben, die er binnen vierzehn Tagen entweder abzuzahlen oder abzuverdienen sich verpflichte. Erstaunt und erschrocken zugleich, fragte Naumann: was denn dies für eine Schuld seyn solle? Ganz bescheiden versuchte er, seine eignen vorgestreckten neun Dukaten in Erwähnung zu bringen; doch Weeströms zorn-glühender Blick, sein Zuruf: „Schweig', und thu', was ich dir sage! Du bist mir wohl funfzig Dukaten schuldig!" und eine Deutung der Hand nach jener zugeriegelten Thür, — alles Dies, zusammen vereint, hätte wohl auch einen Erfahrnern in Furcht gesetzt. Zitternd schrieb daher der Jüngling, was ihm vorgesagt ward. Allem Anscheine nach mochte der Bedrücker muthmaaßen, er werde nun zu vielen Bitten, zu neuen demüthigen Selbstanträgen sich bequemen. Doch grade dieses that Naumann keineswegs. Kaum sah er die Thüre offen, und seine Haft beendigt, so eilte er erst zu seinen Landsleuten, und dann zu dem alten, ehrwürdigen Tartini; ihnen entdeckte er sofort, wozu er genöthigt worden sey. An beiden Orten tröstete man ihn über die Folgen dieses Vorfalls; vorzüglich versicherte ihn sein Lehrer, daß Weeström dies zu seinem eignen Schaden gethan habe, und versprach ihm kräftigen Beistand, wenn der Unredliche einen Gebrauch

von der erzwungenen Verschreibung machen wolle. — Aber wahrscheinlich fühlte Dieser selbst bei etwas kühlerm Blute das Nutzlose seiner Gewaltthätigkeit. Endlich schüttete er sein Herz vor Tartini aus. Naumann ward in dieser Erzählung des schwärzesten Undanks beschuldigt; jene Verschreibung sollte nur ein Schritt seyn, sich sicher zu setzen. Der biedre Greis ließ Weeströmen ganz gelassen ausreden; doch dann sprach er zu ihm ohne Hehl und Scheu. Er zeigte ihm, wie ungerecht es sey, an einem Jüngling, den er eigentlich aus seinem Vaterlande heraus gelockt habe, so zu handeln; wie lächerlich, von einem Diener, dessen Schuldner er selbst sey, und dem er es stets an dem Nothwendigsten habe mangeln lassen, — noch überdieß einen erdichteten Ersatz zu begehren. Er rieth ihm endlich, sich aufs baldigste aus einem Handel zu ziehen, der ihn mancher Unannehmlichkeit blos stellen dürfte, wenn er bekannter unter den Studierenden würde. Weeström verstummte, erblaßte, und versprach zuletzt Befolgung dieses Raths. Schon des andern Morgens berief er abermals Naumannen zu sich, verschloß abermals die Thüre, aber nur um sein kleines Eigenthum und jene Verschreibung ihm wieder einzuhändigen. Er bat zugleich, daß er die Letztere vor seinen Augen zerreißen möge. Der gutmüthige Jüngling war willig dazu. Doch genügte nachher Tartinin diese Sicherheit keineswegs. Er ruhte nicht, bis Weeström eine schriftliche Versicherung ausstellte, daß er durchaus Nichts an seinen bisherigen Begleiter zu fordern habe. Bald nachher verließ Weeström

seiner vielen Schulden halber Padua heimlich, und kommt in der Lebensgeschichte unsers Naumann später nur noch Ein Mal zum Vorschein. So böse nun Weeström es mit Naumann zu machen gedachte, so gut, ja überschwenglich gut, gedachte es Gott mit ihm zu machen, wie es nun bald an den Tag kam. Denn von nun an wurde Naumanns Lebensgang weit leichter und heiterer, ja glücklicher, als er — ein so junger, geringer und armer Fremdling — nur je hätte erwarten können.

Unser Naumann befand sich nun bei dem jungen Sachsen weit besser als früher; denn Hunt behandelte ihn mehr als Gesellschafter und Mitschüler, als einen wirklichen Diener, und freute sich herzlich über die Fortschritte seines Untergebenen, ob er gleich selbst, wegen öfterer Kränklichkeit und geringerem Maaße von Talent, hinter ihm zurückblieb. Und wenn auch Naumann, der ihm treulich Pflege und Beistand leistete, nicht seinen vollen Unterhalt bei ihm fand, so hatte er doch Gelegenheit, von andrer Seite her sich manchen Zuschuß zu erwerben. Denn das Instrument, das er damals, und zwar mit Vorzüglichkeit spielte, war die sogenannte Bratsche. Nur wenige Musik-Liebhaber pflegen sich ausschließend ihr zu widmen, und doch ist sie unentbehrlich bei jeder, irgend etwas bedeutenden, Musik. Wahrscheinlich trug dies viel dazu bei, daß Naumann sehr oft zur Beihülfe aufgefordert, ja, daß in Padua fast keine noch so kleine musikalische Gesellschaft gehalten ward, wozu man ihn nicht einlud. Oft erhielt er dann freilich für seine

Mühe nur einen freundlichen Dank, aber nicht selten auch eine anständige Vergütung, oder er bahnte sich wenigstens manchen Zutritt, der ihm anderweit nützlich wurde. So, zum Beispiel, im Hause des auch als Tonsetzer bekannten Ferrandini, kurfürstlich Bayerschen Kapellmeisters und Titular=Geheimeraths, welcher sich gewöhnlich mit seiner ganzen Familie in Padua aufhielt, daselbst ein sehr anständiges Haus machte, und oft große musikalische Akademieen veranstaltete. Dort pflegte Naumann zu spielen, und erwarb sich des Hausherrn Vertrauen in solchem Maaße, daß ihm dieser den Auftrag ertheilte, erst seine älteste, und dann seine jüngere Tochter in der Musik und deutschen Sprache zu unterrichten, von welchem letzteren Unterrichte, ob er sich gleich nur aufs Lesen und Schreiben beschränkte, doch Naumann in einem Briefe an seine Eltern bemerkte, seine Schülerin würde, bei einer längeren Ausdauer, ihm gewiß noch Ehre gemacht haben.

Ganz angenehm waren jedoch Naumannen Geschäfte dieser Art nicht, weil er dadurch in der Verfolgung seines Hauptzwecks aufgehalten zu werden fürchtete, weßhalb er auch dergleichen Anträge von mehreren Familien ablehnte; doch bei Ferrandinin, welcher seines Wissens bei der Sächsischen Kurprinzessin in hohen Gnaden stand, machte er eine Ausnahme, weil er durch ihn in seinem Vaterlande einigen Vortheil zu gewinnen hoffte, wie es auch später wirklich der Fall war.

Noch ersprießlicher für die Gegenwart selbst war ihm die Bekanntschaft mit einem gewissen protestantischen Kaufmann, Namens Streidt. Seit vielen Jahren schon lebte Dieser zu Padua, und genoß nun in Ruhe der beträchtlichen Güter, die seine Thätigkeit früher erworben hatte. Unter seinen dortigen Glaubensgenossen war er offenbar der angesehenste. Mehrere derselben versammelten sich sonntäglich in seinem Hause, und ein Kandidat des Predigt-Amts, aus Augsburg von ihm berufen, hielt hier eine Art von Privat-Gottesdienst. Naumann wohnte demselben andächtig und ohne Versäumniß bei. Die Kunst, der er sich widmete, hatte zwar, allem Anschein nach, nur wenig Empfehlendes für den Greis, der durch sein hohes Alter schon harthörig geworden war; aber desto mehr gefiel ihm die bescheidene Miene, das sittsame Wesen, und der ernste fromme Sinn des jungen Sachsen. Die Dürftigkeit seiner Umstände ward ihm bald bekannt; um so mehr wunderte er sich, daß Naumann noch nie um eine Beihülfe gebeten habe, und trug sie ihm nun selbst an. Denn nicht zufrieden, ihn alle Sonn- und Fest-Tage an seine Tafel zu ziehen, ward er auch noch, im eigentlichen Sinne des Worts, sein Wohlthäter. Alljährlich Ein, auch wohl zwei Mal machte er ihm an Kleidung und Wäsche Geschenke von beträchtlichem Werthe, was Naumann auch sogleich mit folgenden Worten seinen Eltern mittheilte: „Herr Streidt hat sich neulich ein Clavecin hinbringen lassen, weil er mich wollte spielen hören. Er hat zwar kein gutes Gehör, allein, da ich gespielt,

da hat er eine solche Freude gehabt, daß ich es nicht sagen kann, und hat mir lassen ein ganz neues feintuchnes Kleid machen, nemlich Rock, Weste, zwei Paar Hosen und einen Rockelor mit Aermeln, einen neuen Hut, zwei Paar Schuhe, sieben Paar Strümpfe, worunter ein Paar seidne, acht Hemden, zwölf Halsbinden, und noch einen Rock, im Hause anzuziehen; welches ein Geschenk ist, was ihm wird gewiß was Ehrliches kosten. Das sind Gnaden vom lieben Gott, deren ich nicht würdig bin. Unser Herr Gott erhalte ihn nur bei langem Leben und Gesundheit!"

Wenn Naumann erkrankte, — und dieser Fall trug sich einige Mal ernstlich genug zu, — schickte ihm Streidt sofort seinen eignen Arzt, bezahlte alle Arzeneien, unterstützte ihn mit manchem Bedürfniß, und ermahnte ihn noch überdies, seine Zuflucht bei jedem Mangel zu ihm zu nehmen. Von ganzer Seele erkannte dies Naumann, ehrte den guten Alten, — der allerdings schon zuweilen etwas kindisch zu werden anfing — als seinen zweiten Vater, und pries ihn fast in allen, nach der Heimath geschriebenen, Briefen als seinen ersten Gönner zu Padua.

Nur einen einzigen Mann in ganz Italien setzte er doch noch weit über ihn, und dieser Einzige war — Tartini, sein Lehrer. Nie hat wohl ein Schüler dankbarer, emsiger, unwandelbarer an dem Unterricht seines Meisters gehangen, als Naumann! Keine Mühe war ihm zu groß, keine Zeit zu unbequem, keine Wiederholung zu lästig. So rasch er in seinen Kenntnissen fortschritt, so fern hielt er sich doch von dem

stolzen schädlichen Wahn, in irgend einer Sache genug gelernt zu haben. Als er schon fast drei Jahre hindurch Tartinis Stunden unausgesetzt besucht, und — in der Kunstsprache zu reden — einen ganzen Curs schon vollendet hatte, als sein anfänglicher Mitschüler, Eyselt, schon seit Jahr und Tag aller fernern Anweisung entbehren zu können glaubte, und mit stolzherabsehendem Blick sich selbst als einen angehenden Meister betrachtete, — selbst dann hielt es Naumann mit der aufrichtigsten Freude für einen unschätzbaren Vortheil, daß er den Unterricht in der Tonsetzung mit seinem erst eintretenden Herrn noch einmal empfangen, und seine bisherige Kenntniß dadurch ergänzen oder befestigen sollte. Jeden eignen Versuch unterwarf er sorgsam seines Lehrers Prüfung; jede Erinnerung desselben erkannte er mit Dank; jeden Tadel ertrug er ohne Unwillen; jede, in seinen Arbeiten gemißbilligte, Stelle verwarf er zwar deshalb noch nicht sofort mit allzuknechtischem Gehorsam, aber er überdachte sie nun gewiß von Neuem, und war unverdrossen in ihrer Verbesserung.

Diese Sinnes- und Handlungs-Weise mußte ihm fast mit jedem Monate mehr und mehr das Herz jenes ehrwürdigen Greises gewinnen. Tartinis frühere Hoffnung ging bald zur Gewißheit über; bald erklärte er unverholen, daß er diesen Fremdling mehr als zehn Eingeborne liebe; daß er ihn als Einen seiner besten, und gewiß auch liebsten Schüler betrachte. Aber nicht blos auf Naumanns Wißbegier, Willfährigkeit und den Umfang seiner geistigen Kräfte

gründete sich dieses Lob. Noch zartere und edlere Bande einer innigen Seelen=Verwandtschaft flochten sich immer fester um den Lehrer und Lernenden. Naumanns tiefes Gefühl und warme Begeisterung für alles Göttliche und Höhere, für alles Wahre und Gute und Rechte, Naumanns sanfter, stiller, frommer Sinn fand in dem Gemüthe des biedern, zu südlicher Schwärmerei sich hinneigenden, Greises so schönen und vollen Anklang, daß sich dessen Liebe auch außerhalb der Lehrstunden, wo er nur mit Rath und That ihm förderlich werden konnte, allenthalben kund gab, und allmählich den Entschluß in ihm keimen ließ, diesen Jüngling einst, als gereiften Mann, zum Erben seiner geheimsten Wissenschaft, seiner wichtigsten Erforschungen einzuweihen.

Da Tartini's Name, schon bemerkter Maßen, damals durch ganz Italien, und auch jenseits der Alpen und der Tyroler Gebirge im günstigsten Rufe stand, so reis'te gewiß kein Tonkünstler, kein Musikfreund und überhaupt fast kein Fremder von einiger Bedeutung dnrch Padua, ohne ihn besucht zu haben. In seinem Hause, unter seinem Schutze, erwarb daher Naumann manche Bekanntschaft, die ihm noch Vortheil in spätern Jahren brachte. Aber Eine davon rechnete er sich durch's ganze Leben als den höchsten Gewinn vor Allen an; und diese war die Bekanntschaft des berühmten Hasse. Von seinem ersten Jünglings=Alter an hatte Naumann die Werke dieses Tonsetzers nicht mit Liebe blos, sondern mit der größten Bewunderung verehrt. Wie oft war er

an Sonn- und Fest-Tagen, trotz Regen und Sturm, trotz der Gefahr, sein Mittagsbrod zu versäumen, von Blasewitz nach Dresden gewallfahrtet, um einer Messe von Hasse, in der Hofkapelle aufgeführt, beizuwohnen. Wie kalt und kraftlos hatte ihm dann Wochen-lang jede andere Musik gedäucht! Wie oft hätte er es damals schon für ein neidenswerthes Glück geachtet, nur ein einziges Mal den Schöpfer dieser trefflichen Harmonien sehn und sprechen zu dürfen; und wie wenig hatte er es doch gewagt, ihn in Venedig selbst, — wo Hasse schon seit geraumer Zeit lebte, — aufzusuchen! Jetzt im zweiten Jahre seines Studiums sah er ihn bei seinem Lehrer; noch mehr, er genoß der überschwenglichen Freude, daß er, von Tartini selbst aufgemuntert, Einen seiner musikalischen Versuche ihm überreichen durfte; daß Hasse denselben aufmerksam durchblickte, und den sich immer noch entfernt haltenden, merklich bebenden, Verfasser mit mildem, gleichsam väterlichen Tone so fortzufahren ermahnte, weil er auf diesem Wege sich gewiß Verdienst und Ruhm erwerben, und somit der Dritte nach Händel und Hasse seyn werde, den Italien unter dem Beinamen „des Sachsen" kennen lerne. Nie hatte der junge Mann sich wohl je so entzückt und erhoben gefühlt, als durch solch' Zeugniß eines solchen Meisters. Er beugte sich demüthig herab, um die Hand des so gütigen Kunstrichters zu küssen; Dieser aber drückte ihn liebevoll an seine Brust. Von dieser Zeit an lebte Naumann, so oft er mit Tartini nach Venedig reisete (was alljährlich wenigstens Ein Mal

geschah), im Hause des Kapellmeister Hasse, dessen Gattin — die in den musikalischen Jahrbüchern wohlbekannte Faustina — ihn gleichfalls mit ihrer Gewogenheit beehrte, und in seinem Vaterlande zu baldiger Beförderung zu empfehlen versprach. Doch bei aller Gunst und Aufmunterung, welche ihm von Seiten so vieler Kunstfreunde und Kunstkenner zu Theil wurde, drängte sich doch Naumann nie selber vor, sondern blieb immer in den Schranken der Bescheidenheit und Zurückhaltung. So hatte er zum Beispiel auf dem Clavecin, auf welchem er es schon als Jüngling zu einer bedeutenden Fertigkeit gebracht hatte, durch fleißige Uebung, zu welcher er in Hamburg sowohl als in Italien, selbst seinem Schlafe manche Stunde der Nacht und des frühen Morgens abgedarbt, sich längst ein meisterhaftes Spiel angeeignet, ohne jedoch davon öffentlichen Gebrauch zu machen. Erst im Juli 1760, nachdem er bereits zwei volle Jahre in Padua zugebracht hatte, wagte er es, in einer musikalischen Akademie (in welcher auch bald nachher seine ersten Sinfonien eine sehr günstige Aufnahme fanden), sich auf dem Clavecin hören zu lassen, worüber er seinen Eltern Folgendes meldete:

„Die hiesigen Grafen und Edelleute haben ein Collegium-Musicum errichtet. Es befanden sich zwei Clavecins dabei, und waren ohngefähr ein funfzig Grafen und Edelherren, und hernach die Damen; es war eine recht schöne Versammlung; da ging ein Jeder hin und spielte; und ich ging auch hin, und

spielte die Bratsche. Da aber die letzte Akademie war, stand ich auf, und ging an das Piano-Clavecin, und fragte einen Grafen: ob's erlaubt wäre, daß ich möchte ein Konzert spielen? so sagte er: Vom Herzen gern; und Derjenige, der das Clavecin spielte, ein hiesiger Organist, mußte aufstehen, und ich setzte mich nieder. Als ich anfing, da war es so stille, daß mir selbst angst und bange wurde. Alle Menschen sahen auf mich; kurz: ich spielte das ganze Konzert. Wie ich fertig war, so fing Alles an zu lärmen, und mit den Händen zu klatschen und zu schreien: Bravo, Bravissimo! Ich wußte nicht, wohin ich mich zuerst sollte hinwenden, mich zu bedanken. Hernach, so wollte ich an die Bratsche gehen; aber ein Graf führte mich wieder hin zum Clavecin, und sagte: ich sähe besser aus am Clavier, als mit der Bratsche; worauf ich, das ganze Kollegium hindurch, den Sängern die Arien accompagnirt habe. Mit dem Konzert habe ich mir viel Ehre erworben. Auch habe ich seitdem hier in der Opera das Clavecin gespielt, wobei ich Vieles profitirt habe. Ich brauche hierinnen nun keinen Lehrer mehr, und muß mir selbst forthelfen; auch habe ich genug mit dem Kontrapunkt zu thun, welches das Vornehmste ist!"

In diesem Zeitraume, dessen einzelne, wenn auch auf seine künftige Denk- und Handlungsweise manchen Einfluß habende, Begebenheiten Naumann in seinen spätern Lebensjahren nur selten ausführlich zu erzählen pflegte, begegnete ihm folgendes Ereigniß, welches uns einen Blick in sein zartes Gemüth wer-

sen läßt, von ihm aber nur vertrauten Freunden mitgetheilt ward:

„In den Jahren 1759 oder 1760 hatte Padua eine ziemlich starke Erderschütterung gefühlt, und unter andern war auch von der Gartenmauer eines Nonnenklosters ein nicht unbeträchtliches Stück eingerollt. Naumann, der, auf seinem Wege zu Tartinin, alltäglich wenigstens zwei Mal, durch ein enges Gäßchen hier vorbei zu gehen gewohnt war, wandelte des andern Morgens in Begleitung von noch Einigen seiner Mitschüler ganz gelassen vorüber. Plötzlich erblickten sie diese Lücke, und durch dieselbe sahen sie auch im Garten selbst einige, ziemlich munter hin und her hüpfende, weiße, weibliche Gestalten. Daß dies Nonnen, oder auch Novizen wären, begriff sich von selbst, und Naumanns Gefährten eilten nicht nur an diese Oeffnung, sondern ein Paar von den Unternehmendsten machten auch Anstalt, über die Stein-Trümmer hinüber zu steigen; doch kaum wurden die Nonnen dieß gewahr, so drohten sie ihnen ernstlich mit den Fingern, und fingen an, nach ihrem Kloster zurückzufliehen. Die Studenten riefen ihnen zu, daß sie bleiben möchten; wichen ebenfalls ein paar Schritte zurück; und die Nonnen hielten in ihrer Flucht ein. Auf wiederholtes Winken von der männlichen und nach einigem Kopfschütteln von der weiblichen Seite, bequemten sich endlich doch die heiligen Jungfrauen, näher, und immer wieder etwas näher zu kommen, und ein recht freundschaftliches Gespräch entspann sich zwischen ihnen und den jungen Männern. Nur eine

Einzige, — eine schlanke, holde, jugendliche Gestalt, mit ächtem Madonnen-Gesicht, mit einem Ausdruck himmlischer Andacht in ihrer Miene, blieb in bescheidner Entfernung; und gerade auf ihr, auf ihr allein, haftete Naumanns Blick. Er hatte sich immer diese, dem Himmel gewidmeten, Frauen mit einer Achtung, mit einer Ehrfurcht gedacht, wie man sie bei Männern seines Alters und seines Glaubens nur selten finden dürfte. Diese, von der Welt abgeschiedenen, den irdischen Freuden abgestorbenen Wesen dünkten ihm hienieden wenigstens schon halbe Heilige zu seyn, und die schöne Musik, die er oft von ihren Chören herab erschallen hörte, trug nicht wenig zur Vollendung seines Traumes bei. — Jetzt sah er Mehrere derselben zugleich, und zwar nicht ganz so, wie er sie sonst sich gedacht hatte. Er konnte unmöglich, wie die andern Studenten, mit ihnen scherzen; es mißfiel ihm sogar, daß sie näher herbei gekommen waren. Aber Jene, die so sittsam zurückblieb, so schüchtern sich entfernt hielt, — ja sie entsprach dem Ideal seines Geistes! Unverwandt starrte sein Auge nach ihr hin; und siehe da! auch sie bemerkte ihn, schien ihn auszuzeichnen, schien mehrmals, nicht unfreundlich, nach ihm hinzublicken. Jetzt erscholl die Betglocke; die Nonnen flohen in's Kloster zurück; die Jünglinge eilten gleichfalls, unter einander scherzend, von dannen. Aber Naumann blieb noch einige Minuten lang fest stehen, und schaute unverwandt nach dem leer gewordnen Platze hin. Es war ihm, als müsse sie wiederkehren. Langsam schlich

er endlich seiner Wohnung zu, den ganzen Tag hindurch wollte ihm keine seiner Arbeiten gelingen.

Des andern Morgens, zur gleichen Stunde, wandelte er mit den gestrigen Gefährten denselben Weg, und schon aus der Ferne erblickten sie wieder die Nonnen; weit dreister, als das erste Mal, nahten sie sich jetzt von selbst der Oeffnung; ihr Gespräch hatte ganz den Ton einer längern Bekanntschaft. Auch Naumann's Lieblingsgestalt trat dies Mal der Mauer näher. Sie erröthete, als er sie zuerst, — oder vielmehr sie allein grüßte. Er wagte es, sie anzureden; sie antwortete mit bescheidener Freundlichkeit; der Ton ihrer Stimme war ihm eine Musik von höchster Anmuth; so hatte noch keine weibliche Rede ihm geklungen. Was er sie fragte, was sie ihm antwortete, war gewiß höchst unbedeutend an sich selbst; aber er fühlte sich dabei glücklicher als jemals. Eine Wonne von wenigen Minuten! denn die Betglocke ertönte, und die Nonnen flogen davon. Doch ward der Zuruf von Einem der Jünglinge: „Morgen wieder!" vorher mit einem halblauten „Vielleicht!" vergolten. — Jetzt waren in Naumanns Seele Empfindungen erwacht, die er im ganzen bisherigen Leben noch nicht gekannt hatte. Auf jedem seiner Schritte umschwebt' ihn nun das Bildniß der reizenden Nonne; jeden Augenblick bis zur bewußten Morgenstunde zählt' er mit ängstlicher Ungeduld; jedes Wort von ihr wiederholt' er sich im Stillen tausendfältig.

Auch die dritte Zusammenkunft blieb ungestört, obgleich wahrscheinlich nicht mehr unbemerkt. Immer zutraulicher wurden die Nonnen. Immer schöner stand vor Naumanns Augen die holde Jungfrau; immer reizender wußte seine schwärmerische Einbildungskraft auch in der Abwesenheit sie zu vergegenwärtigen. Er dachte sich dieselbe in ihrer einsamen Zelle, im Gesange der Horen, und — am schönsten, am liebsten, wenn sie am Bet-Altar kniete, und dieses himmlische Auge empor zum Himmel, ihrem Vaterlande, richtete. Schon begann er sich Gewissens-Vorwürfe zu machen, ob er nicht vielleicht die Ruhe einer Gott-geweihten Seele störe? Schon überdacht' er sich, was er das nächste Mal sie alles zu befragen habe? Schon wünscht' er, der lästigen Nachbarschaft seiner Gefährten sich entledigen zu können. Schon entwarf er Pläne der Unschuld und Jugend zugleich; da — ach, da stand am vierten Morgen eine sehr hohe, breterne Wand vor der Oeffnung. Seine Gespielen, als sie dieselbe erblickten, und nirgends nur die kleinste Spalte finden konnten, lachten, zuckten die Achseln, scherzten über die weisliche Vorsicht, und eilten davon. Naumann schlich stumm und traurig heim. Zwanzig bis dreißig Mal ging er in den nächsten acht Tagen vorüber; die Breter-Wand blieb, und er sah seine Nonne — niemals wieder. Sein Roman war ausgespielt, bevor er noch anfing. Auch gewann seine Vernunft bald von Neuem die Herrschaft. Aber lange blieb doch in einsamen Minuten jenes Bild in seiner Seele frisch und lebendig. Auch war das Andenken an die

Jungfrau in mancher Rücksicht ihm heilsam. Denn jede andere Frauen-Gestalt verglich er nur mit ihr, und jede verlor dann ungemein. Jede Spur von Wollust oder heftiger Begierde im weiblichen Antlitz ward ihm um so widriger, wenn er sich an den reinen Spiegel bescheidner Sanftmuth in jenen Gesichtszügen erinnerte. Sein Herz wurde dadurch vor mancher Lockung, mancher Gefahr bewahrt, die unter diesem Himmelsstrich sonst, noch öftrer, als anderswo, den Fremden, und zumal den deutschen Jüngling umgarnt.

Nachdem sich Naumann schon drei Jahre und zwei Monate zu Padua aufgehalten hatte, bot sich ihm unverhofft und ungesucht eine Gelegenheit dar, auch die übrigen Städte Italiens zu besuchen, und mit dem mannichfachen Geschmack der musikalischen Schulen und Schaubühnen dieses Landes bekannt zu werden.

Pitscher, ein Berliner, aus der Kapelle des Prinzen Heinrich von Preußen, war von seinem Gebieter zur fernern Ausbildung auf Reisen geschickt worden, und war nach Padua gekommen, um allda sich um Tartini's Unterricht zu bewerben. Doch der alternde, allmählig etwas schwieriger werdende Tonkünstler lehnte es ab, weil er den neuen Ankömmling noch allzu schwach in der Landessprache fand. Höchst unangenehm war diese Fehlbitte für Pitschern. Doch da er indeß Naumanns genauere Bekanntschaft erlangt, und auch bald gespürt hatte, daß dieser junge Sachse ihn an Kenntnissen weit übertreffe; da er hörte und sah, welches vorzügliche Zutrauen Tartini selbst in denselben setze, da hoffte er, Dasjenige, was ihm der

Meister verweigert habe, von dessen ersten Schüler zu empfangen, und trug Naumannen, für eine freundschaftliche Unterweisung, freie Reisegesellschaft durch ganz Italien, und noch eine anständige baare Vergütung an. Höchst unerwartet kam dem bescheidenen, gegen seine eigenen Kräfte mißtrauischen, jungen Mann ein solcher Vorschlag; ziemlich lange zögerte er, ihn anzunehmen; doch Pitschers wiederholtes Zureden — sein eigner, längst gehegter Wunsch, auch Florenz, Rom und Neapel zu sehen, am stärksten die Hoffnung, dort auch in der Vokal-Musik mehr Sicherheit und Vervollkommnung zu erlangen (wozu in Padua, bei Ermangelung eines feststehenden Theaters, auch fast alle Gelegenheit ihm fehlte), machten zuletzt, daß er einwilligte.

Zwar erklärten Viele seiner Landsleute und Bekannte diesen Entschluß für allzurasch und allzugewagt; ja es behaupteten wohl gar, wie Naumann an seine Eltern schrieb, Mehrere seiner heimlichen Neider, er würde mit dem Bettelstabe zurück nach Padua kommen; aber die Bessern unter seinen Freunden billigten sein Vorhaben, ob sie gleich seinen Abschied bedauerten. Der alte Streidt versicherte ihm mit feuchten Augen, er würde zwar seine Unterstützung mit Freuden noch fünf bis sechs Jahre fortsetzen, doch wolle er seinem Entschlusse nicht hinderlich werden, sondern versorgte ihn zuletzt noch mit Kleidung und Wäsche. Am schwersten nahm Tartini von ihm Abschied, weil er sich ganz an des Jünglings Nähe gewöhnt hatte, gab jedoch unweigerlich seine Einwilligung zu diesem Schritte, den er

als unumgänglich für Naumanns Vervollkommnung erkannte. Noch in der letzten Woche verwandte er jede einzelne Stunde, die er sich abdarbte, zu lehrreichen Gesprächen und liebevollen Ermahnungen, in denen er ihn hauptsächlich zur thätigen Lebens-Weisheit anleitete, und ihm für manche bevorstehende Schwierigkeiten und Gefahren heilsame Rathschläge ertheilte. So gab er z. B. Naumannen, als ihm dieser Eine seiner letzten Arbeiten überreichte, dieselbe nach erfolgter Durchsicht mit den Worten zurück: „Ich bin überzeugt, lieber Sohn, es wird in dir kein Stümper, zum Nachtheile der Kunst, ausgebrütet. Wenn es dir aber Ernst ist, dereinst ein wahrer großer Künstler zu werden, so laß folgendes Bild deiner Seele nie entfallen." Er stellte ihm hierauf zwei herrlich strahlende Tempel vor, erbauet auf dem schwer zu ersteigenden Gipfel eines hohen schroffen Felsen, wovon der Eine der Tempel der Kunst, der Andere der Tempel der Weisheit sey. Unter Andern sagte er von dem Letzteren, daß der Weg zu ihm nur durch den geheiligten Hain der Religion gehe. „Hat man dieser" — sagte er — „aus Ueberzeugung gehuldigt, so verläßt sie uns nie wieder auf unserer fernern Wallfahrt; sie wird unsre Stütze, wenn wir straucheln, unsre Trösterin, wenn wir Unfälle leiden; sie warnt uns vor Uebermuth im Glücke, und bringt uns wohlbehalten in's Heiligthum der Weisheit. Geht nun von diesem unser Streben empor zum Ziele der göttlichen Kunst, so belohnen uns zwar, je weiter wir dringen, desto un-

ausſprechlichere Freuden; aber eben dieſelbe führen auch ſtets einige Tropfen Wermuth bei ſich. Denn je geläuterter unſre Begriffe werden, je mehr erhöhen ſich auch unſere Ideale, je mehr fühlen wir den edlen Künſtler-Schmerz, vermöge deſſen wir uns nie gänzlich gnügen, nie Dasjenige vollſtändig leiſten, was unſerm Geiſte vorſchwebt."

Mehr als Ein Mal ließ ſich Tartini, ehe Naumann von ihm ſchied, von dieſem die Hand darauf geben, daß derſelbe wieder nach Padua kommen wolle, wobei er ihm immer zu verſtehen gab, daß dann noch eine ausgezeichnete Belohnung ſeines Fleißes ihn erwarte.

In den letzten Tagen des Auguſt 1761 verließ nun Pitſcher mit unſerm Naumann das Venetianiſche Gebiet, und reiſete zunächſt nach Rom, wo jedoch ihr Aufenthalt wenige Wochen dauerte, da ſie ſich ſchon in der Mitte des Octobers zu Neapel befanden. In dem glücklichen Klima dieſer reizenden Stadt gefiel es Pitſchern ſo wohl, daß er reichliche ſechs Monate allda verweilte, womit auch Naumann ſehr wohl zufrieden war, weil er ſich nun in dieſer Stadt, deren Theater damals zu den vorzüglichſten in ganz Italien gerechnet wurde, dem Studium der theatraliſchen Muſik faſt ausſchließlich widmen konnte. Wenigſtens faßte er hier zuerſt den Entſchluß, nächſtens ſelbſt eine Arbeit für die Bühne zu verſuchen, und componirte auch einige einzelne Arien aus Metaſtaſiſchen Singſpielen, die von ihm an einen Freund nach Padua geſchickt, und dort in verſchiedenen mu-

sikalischen Akademieen mit vielem Beifall aufgenommen wurden.

Auch in Neapel erwarb sich Naumann durch seine liebenswürdigen Eigenschaften die Freundschaft mancher angesehenen Kunstfreunde, so daß ihm bald die Aufnahme in ein vornehmes Haus, bald eine Reise nach Spanien, ganz kostenfrei, angeboten wurde. Doch lehnte Naumann solche lockende Anträge ab, theils um seinen Reisegefährten nicht zu verlassen, theils um von seinem eigentlichen Reisezweck nicht etwa abzukommen. Bei Annäherung des Frühlings verließ er mit Pitschern Neapel, beging das Osterfest zu Rom, und begab sich dann auf einige Monate nach Bologna, wohin ihn der Ruf des berühmten Musiklehrers P. Martini zog. Naumann ward, in Folge eines eigenhändigen Empfehlungsschreibens von Tartini, auch von diesem großen Meister, um welchen sich Schüler aus allen Himmelsgegenden versammelten, — zum Theil schon um nur als seine Schüler ein günstiges Vorurtheil für ihre eigne Kunstfertigkeit zu gewinnen, — aufs freundlichste und traulichste aufgenommen, und fand in ihm Tartini's biedern, väterlichen Sinn wieder. Er brachte die fünf bis sechs Monate, welche er in Bologna verlebte, größten Theils in dem Studierzimmer und Büchersaale dieses ehrwürdigen Meisters zu, was er unter dem 16. Juni 1762 an seine Eltern mit den Worten meldete: „Ich arbeite unter dem Padre Maestro Martini, um von der Zeit zu profitiren, auf daß ich meinen lieben Eltern künftig beistehen kann 2c. 2c." So vergaß Naumann auch

in weiter Ferne, auch im heißen Drange seiner Studien nicht, wie es wohlgethan und vor Gott angenehm sey, den Eltern das Gute mit Gleichem zu vergelten.

Wohl hätte Naumann seinen Aufenthalt in Bologna, an welchen er noch in seinem späteren Leben oft mit besonderer Vorliebe gedachte, noch gern einige Zeit verlängert, wenn er nicht die Unterstützung verloren hätte, welche er durch Pitschern hier genossen hatte, weil dieser nach Ablauf seines Urlaubs von seinem Gebieter wieder auf seinen Posten zurück gerufen wurde. Gern hätte vielleicht Naumann seinen Freund in die Heimath begleitet; allein da das arme Sachsenland unter den vielfachen Drangsalen des siebenjährigen Krieges ganz danieder lag, da auch seine Eltern in ihren Briefen aufs bitterste über Sorge und Noth klagten, die er jetzt noch nicht zu lindern oder wohl gar zu heben im Stande war, da sich also unter diesem feindlichen Gewühle, und namentlich unter den Schrecknissen, welche Dresden und seine Umgebung unter dreimaliger Belagerung auszustehen hatte, für seine künstlerische Laufbahn dort gar keine Aussichten zeigten, so zog es Naumann mit Recht vor, lieber noch einige Zeit in Italien zu verweilen. Nur schwankte er noch in der Wahl seines künftigen Aufenthalts-Ortes zwischen Venedig und Padua. Wohl bot ihm die letztere Stadt, wo seine warmen Freunde, namentlich Tartini, Hunt, Streit, ihn herzlich willkommen geheißen hätten, gar mancherlei Annehmlichkeiten und Vortheile dar. Dennoch zog er für jetzt den Aufent-

halt in Venedig vor, wo man mit seinen frühern armseligen Verhältnissen unbekannt war. Nicht um als Musiklehrer einen bleibenden Erwerbzweig zu haben, sondern nur um vor der Hand, da er jetzt allein für sich zu sorgen hatte, die nöthigsten Lebensbedürfnisse für sich zu sichern, gab er daselbst Unterricht im Klavierspielen, und meldete seinen Eltern, als er drei Schüler hatte, von deren Jedem er monatlich Einen Zechin erhielt, daß dies zu seinem anständigen Auskommen hinreiche. So genügsam und sparsam, so zurückgezogen von kostspieligen Vergnügungen und großen Cirkeln sich aber Naumann hielt, so wurde er doch wegen seines netten Aeußern, wegen seines gefälligen Umgangs, wegen seiner strengen Sittlichkeit in manchem vornehmen Hause bekannt und beliebt, namentlich auch in den Häusern des Grafen von Rosenberg und des Baron von Taxis, welche sich als große Musikfreunde in Venedig geltend machten, und ihm ihre Gewogenheit in vorzüglichem Grade schenkten. Insbesondere verdankte er es der Empfehlung des Ersteren, daß ihm — bevor er noch zwei Monate in Venedig zugebracht hatte — für das herannahende Karneval, im Theater von St. Samuel, die Tonsetzung einer komischen Oper aufgetragen ward. In mehr als Einer Rücksicht konnte das für eine Auszeichnung gelten. Aeußerst selten nur bezeugte man damals in Italien gegen Deutsche überhaupt ein solches Zutrauen, aber noch merkwürdiger war es, daß man dasselbe jetzt gegen einen jungen Mann äußerte, von dem man gar wohl wußte, er habe noch

nie ein Stück für irgend eine Bühne geschrieben. Der Zeitraum, der ihm dazu vergönnt ward, erstreckte sich höchstens auf vier Wochen. Seine Oper sollte auf jenem Theater das Karneval eröffnen.

Die kurze Frist, die ihm zu diesem ersten Versuche zugemessen war, von dem doch so Viel für seine ganze Lebenszeit abhängen konnte, und die Ungewißheit des Erfolges, der auf so manchen Zufälligkeiten beruhte, ließen ihn mit eben so viel Angst als Sehnsucht dem Tage der ersten Aufführung entgegenharren, wozu der acht und zwanzigste December bestimmt war, der sogenannte Tag der „unschuldigen Kindlein", was dem sinnigen Gemüthe Naumanns nicht ohne Bedeutung war. Oft erinnerte sich Naumann in späteren Jahren noch mit Lächeln der jugendlichen Freude, mit welcher er damals ausging, sobald nur der Morgen des eben so erwünschten als gefürchteten Tages angebrochen war, und seinen Namen gedruckt — zum ersten Mal gedruckt! — an einer Gassenecke von Venedig prangen sah. Nicht zufrieden, daß er ihn Ein Mal las, eilte er noch an vier oder fünf ähnliche Orte, um nachzusehn, ob er auch da richtig angeschlagen sey; — ob er auch hier so schön wie dort sich ausnehme? Daß er heute das Gespräch und die Erwartung von halb Venedig ausmache, dessen war er so gewiß, als seines eignen Lebens; dessen freute er sich so lange von ganzer Seele, bis nun die Stunde heran rückte, die über ihn entscheiden sollte. Mit Zittern wankte er seinem Platze im Orchester zu; mit noch größerer Angst warf er ein paar Blicke auf die

Versammlung, die ihm im Schauspiele noch nie so zahlreich gewesen zu seyn dünkte. Er schickte folgende Erzählung davon an seine Eltern: „Ich habe mich also an den Flügel gesetzt, und gezittert wie ein Schulknabe; ja ich habe vor Angst meine eignen Noten nicht gesehen. Endlich, so fängt die Sinfonia an, und war alles Mäuschen-stille. Kaum ward das erste Allegro von der Sinfonia geendigt, so fing Alles an in die Hände zu klatschen, welches ein Zeichen ist, daß es gefalle. Sodann ward das Andante gemacht, da war Alles wieder stille; es war kaum aus, so fing Alles wieder an zu klatschen, und schrie laut: **E viva il Maestro, e viva il Maestro!** Alsdann habe ich ein wenig Muth und Corragio bekommen; denn wenn die Sinfonia gefällt, so sagen gleich die Italiener: **principiamo bene!** Gegentheils sagen sie, wenn die Sinfonie nicht gut ist: **o hime, principiamo male.** Unter dem letzten Allegro wurde das Theater aufgezogen, und die Opera fing an, und ist vom Anfang bis zu Ende applaudirt und approbirt worden, welches ich niemals erwartet hätte; aber Gott, der mich noch nie verlassen, hat mir auch dieses Mal beigestanden" ꝛc. ꝛc. So erklang, bei allen Anwandlungen natürlicher Eitelkeit, doch in Naumanns Brust als Grundton der Psalm: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gieb Ehre!"

Obgleich nun diese Oper den ganzen Karneval hindurch sich auf der Bühne erhielt, und in wenigstens zwanzig Vorstellungen stets Parterre und Logen füllte, so war doch der baare Gewinn, den Naumann

anfangs davon hatte, sehr gering, und da er schon froh war, eine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, gefunden zu haben, so hatte er sich wohl gehütet, etwas Bestimmtes, etwas Ansehnliches zu begehren; seine ganze Forderung beschränkte sich auf ein freiwilliges Geschenk, wofern seine Musik ihm gelingen würde. Sie war gelungen, und dieses Geschenk bestand in — zehn ärmlichen Zechinen, von welchen Naumann sofort sieben zum Ankauf eines Scharlachmantels verwandte, wie es die dortige Sitte mit sich brachte.

Indeß trug die günstige Aufnahme, welche dieser Oper zu Theil geworden war, allerdings Viel zur Verbesserung der nachherigen Lage Naumanns in Venedig bei. Sein Name war nun hier allgemein bekannt, sein Kredit gegründet worden. Unter der zahlreichen deutschen Kaufmannschaft fand er manchen Freund, der nicht blos sein Haus ihm öffnete, und zu seiner Tafel ihn dann und wann einlud, sondern auch sonst noch jede Gelegenheit ihm zu dienen ergriff. Seine Unterrichtsstunden wurden ihm, — zumal da er in Umgang mit einigen Engländern kam, — reichlicher als bisher bezahlt. Er konnte wählen, wen er zum Schüler oder zur Schülerin haben wollte; und verschiedene kleine musikalische Arbeiten, bei dieser und jener Gelegenheit ihm aufgetragen, blieben nicht unbelohnt. Kurz, der erste Schritt war gethan, — mit Glück gethan. Selbst bis nach Padua erscholl der Ruf davon, und nachdem er im März 1763 dort selbst einen Besuch abgestattet hatte, konnte er seinen Eltern nicht genug rühmen, mit welcher Freude und

Liebe Tartini, Hunt, Ferrandini und Andre seiner Freunde und Landsleute ihn empfangen hätten. „Die Musik,“ schrieb er ihnen, „die ich zu Venedig gemacht, hat Vieles gewirkt; denn sie haben zu Padua Alle nicht geglaubt, daß ich capabel sey, so Etwas zu machen.“

Während dieses ersten Karnevals, welches Naumann zu Venedig verlebte, gerieth er auch einmal zu der großen Faro-Bank, welche damals auf dem bekannten Ridotto, sogar unter dem Schutze der Regierung gehalten wurde, und zu dieser Zeit die Spieler aus fernen Ländern um sich sammelte. Schon ihr Aeußeres trug das Gepräge einer gewissen Feierlichkeit an sich. Niemand durfte anders, als maskirt, in dem ihr bestimmten Saale sich einfinden; alles Ansehen des Ranges war hier aufgehoben. Nur der Bankhalter, der stets ein Nobile di Venetia seyn mußte, erschien unverlarvt. Ihm zur Seite saßen zwei Senatoren vom ersten Range. Ein großer Theil des Hauptgeschäftes lag ihnen ob. Denn nach jedem Karten-Abzuge blickten sie ernst auf der Tafel umher, strichen von den Blättern, die verloren gegangen waren, die darauf stehenden Summen in die Bank; sahen zu, daß das weitere Spiel der gewinnenden Blätter gehörig bezeichnet werde, und zahlten Denjenigen aus, der nicht weiter zu gehen gedachte. Ein dumpfes Schweigen herrschte unter dem oft gedrängten Haufen. An Zwist oder Streit war hier nie zu gedenken. Höchstens ein einzelner Ausruf entschlüpfte, und

gewiß auch der äußerst selten nur, dem allzu unglücklichen Spieler. Manche Tonne Goldes war hier schweigend verloren worden.

Obgleich Naumann noch am 30. October 1761, und gewiß in Wahrheit, schrieb: „Spielen kann ich nicht, und mag es auch nicht können, worüber sich die Italiener sehr wundern; denn hier spielt Alles Karten, und ich kenne keine;" — so verlockte ihn doch eines Tages die Neugierde zu der verhängnißvollen Tafel hin. Und als er nun dem bunten Gewühl kommender und wieder weggehender Masken eine geraume Zeit zugeschaut, — als er über das Steigen und Verschwinden der aufgethürmten Goldmünzen, und über den Wechsel der Leidenschaften (bei manchen Spielenden trotz der Maske und des erzwungenen Schweigens noch merklich genug) seine Betrachtungen angestellt, und unter Anderm gesehen hatte, wie Einer seiner Nachbarn drei oder vier Zechinen in Zeit einer halben Stunde zu einem ganzen Berge glänzenden Metalls erhöhte und gelassen einstrich; da kam ihm die Lust an, auch einmal sein Glück zu versuchen, und den einzigen Zechin, den er grade in seiner Tasche trug, auf ein Blatt zu setzen.

Er wählte das Coeur-As dazu; es gewann; und da Naumann, dem Spiele ganz fremd, mit seiner Karte nicht die kleinste Aenderung vornahm, schob ihm der Auszahler gleichgültig seinen Gewinn zu. Naumann blieb treulich bei diesem Asse, und es gewann — beinahe unglaublich und dennoch wahr — es gewann ein und zwanzig Mal hinter einander. Ein

und zwanzig Mal empfing er seinen einfachen Zechin! Daß er ihn stehen lassen, verdoppeln, versechsfachen und so weiter könne, kam ihm nicht in den Sinn. Er sah freilich die Einbeugungen seiner Mitspieler, doch verstand er sie nicht.

Dieses anhaltende Glück einer Maske, die aus Feigheit oder Unwissenheit so durchaus nicht ihr Spiel zu machen vermöge, ward bald einigen Nebenstehenden, und zuletzt auch den Bankhaltern selbst, bemerklich. So oft Naumann wieder einmal so anspruchslos als möglich sein ihm hingeworfnes Goldstück in Empfang nahm, so oft hört' er hier und da ein che bestia! oder che poltrone! brummen. Warum dieses geschehe, war ihm zwar unbegreiflich; da aber diese Stimmen im Verfolge seines Spiels immer deutlicher und immer zahlreicher wurden, da besorgt' er doch auch allmählig, daß diese Nichtbilligung ihm gelte; und als endlich einmal sein As verloren ging, hielt er für das Klügste, sich nun hinweg zu begeben.

Sein reiner Gewinn betrug also zwanzig Zechinen. Eine an sich unbedeutende Summe! Aber allerdings wichtig genug für Denjenigen, der damals um die Hälfte derselben eine ganze Oper schrieb, und eine solche Baarschaft gewiß noch nie besessen hatte! Oft schien ihm unterwegs das ganze Ereigniß ein Traum gewesen zu seyn. Oft griff er in seine Tasche, um zu wissen, ob er wirklich so reich sey? und wenn er sich wieder davon überzeugte, dann wechselte Freude, Verwunderung und Dank-Gefühl in seinem Innersten ab.

Sein Gang war spornstreichs nach Hause gerichtet. Er wohnte damals bei ein paar ältlichen, dem Anschein nach, sehr rechtschaffenen Wirthsleuten. Er hatte es im Gebrauch, sie oft bei seinen kleinen häuslichen Angelegenheiten um Rath zu befragen; sie auch jetzt zu Vertrauten seines heutigen Abenteuers zu machen, schien ihm um so nöthiger, als eines Theils seine wonnetrunkne Seele sich herzlich nach Jemand sehnte, vor welchem sie ihre Freude ergießen könne, andern Theils noch immer in sein Ohr die tadelnden Aeußerungen seiner Nachbarn erschallten, die ihm unbegreiflicher wurden, je länger er darüber nachdachte. Er eilte daher sofort in ihr Zimmer, zeigte ihnen mit beiden Händen die schönen funkelnden Zechinen, erzählte denselben so rasch, und doch auch so ausführlich, als möglich, die Geschichte von dieser Erbeutung. Sie stutzten bereits beim ersten Anblick; aber sie schlugen noch weit erstaunter die Hände bei seiner Erzählung zusammen.

So ein Glück, meynten sie einstimmig, wäre unerhört! Um so eine Vernachlässigung sey es Jammerschade! Heute habe es nur bei ihm gestanden, die ganze Bank zu sprengen. Hätten sie das vorher gewußt, — hätte er ihnen von seinem Vorsatze nur ein Wörtchen vorher gesagt, und einigen Unterricht, wie er seinen Vortheil benützen solle, erhalten, dann wäre er ein gemachter Mann für alle Zukunft gewesen. Naumann horchte bei diesen freundlichen Verweisen hoch auf; es that ihm allerdings leid, seinen Glücksstern nicht sorgfältiger verfolgt zu haben; aber

er meynte, was heute versäumt worden sey, lasse sich vielleicht morgen noch nachholen. Er bat daher seinen Hauswirth, ihn mit den Regeln und Feinheiten dieses Spiels genau bekannt zu machen. Derselbe war willig dazu; ein großer Theil des Abends ward mit Unterricht und Versuchen hingebracht. Kaum konnte Naumann den andern Tag erwarten, um ernstlichen Gebrauch von dem Erlernten zu machen. Mit allen seinen Zechinen wohl versehen, ging er am nächsten Morgen zeitig wieder zur Faro-Bank. Heute wechselte er mit seinen Karten; heute bog er seine Paroli's und Septleva's so vorsichtig als möglich ein; und heute, — bevor eine Stunde verging, — hatte er von seiner ganzen Baarschaft kein einziges Goldstück mehr übrig. Traurig schlich er heim; ein paar Stunden lang war ihm das Weinen näher als das Lachen. Aber dann machte er von seinem diesmaligen Unglücke einen bessern Gebrauch, als er wahrscheinlich vom größten Glück gemacht haben würde; denn er that bei sich selbst das Gelübde: das sollte der letzte Versuch dieser Art gewesen seyn, und — er hielt es! Keiner seiner nachherigen Freunde hat wieder, — selbst nicht beim kleinen gesellschaftlichen Spieltisch, — eine Karte in seinen Händen erblickt. So ließ der treue Gott unsern Naumann zwar versuchet werden, aber die Versuchung so ein Ende gewinnen, daß derselbe vor dem argen Laster der Spielsucht bewahret blieb.

Eine göttliche Bewahrung in drohender Gefahr wiederfuhr ohngefähr zu gleicher Zeit unserm Nau-

mann auf folgende Weise: Naumann ging eines Morgens, in Einer von den engen Seitengassen Venedigs, ganz gelassen vor sich hin, als er dicht hinter sich: Platz, Platz da! ausrufen hörte. Er schaut zurück, und erblickt einen Mann aus der untern Klasse des Volks, der am hellen Tage mit einer brennenden, in seiner rechten Hand hochgehaltenen, Fackel so schnell als möglich daher gelaufen kommt, und unaufhörlich: Platz, Platz da! ausruft. Naumann und einige Andre machen ihm wirklich Raum; er schießt bei ihnen vorüber; aber zehn oder zwanzig Schritte vorwärts stürzt er sammt seiner Fackel zu Boden. Naumann, noch jung, und durch dies zwiefach drollige Schauspiel überrascht, vergißt sich, und ein lauter Ton des Auflachens entfährt ihm. Der Hingefallene rafft sich schnell wieder empor, scheint das Lachen des Fremden nicht einmal bemerkt zu haben, und beugt sich in ein Quergäßchen hinein; Naumann verfolgt unbesorgt seinen graden Weg. Plötzlich ruft ihm seitwärts ein Greis in ängstlichem Tone zu: „Um Gottes willen, mein Sohn, flieh', was du kannst!" Die Bedeutung dieser Worte nicht errathend, blickt Naumann abermals hinter sich, und siehe da! jener dahin gestürzte, von ihm ausgelachte, und seiner Fackel indeß ledig gewordene, Mann kömmt, einem Rasenden gleich, mit gezogenem Dolch hinter ihm her, ist schon nahe dran, ihn zu fassen. Naumanns Entsetzen dabei läßt sich denken; unverzüglich begiebt er sich auf die Flucht; doch sein Feind, immer nur zwei oder dritthalb Schritt noch von ihm entfernt, verfolgt ihn

unablässig. Durch einige Gassen schon dauert dieser angstvolle Lauf; da besinnt sich endlich Naumann, daß der St. Markus-Platz ihnen nahe sey, und als ein geheiligter, auch von den Gesetzen hochgesicherter Ort betrachtet werde, auf welchem durchaus keine Mordthat geschehen dürfe. Dorthin richtet er daher seine Flucht, und erreicht ihn, als eben seine letzte Kraft ihm zu entschwinden droht; denn kaum ist er noch zwei Schritte weit auf diesem Freiheits-Platze angekommen, so sinkt er odemlos zu Boden.

Aber auch sein Verfolger war nun, da er ihn nicht früher einzuholen vermochte, zurück geblieben. Naumann, als er sich wieder empor richtete, und immer noch angstvoll umschaute, erblickte ihn nicht mehr. Dagegen sah er langsam den Greis herbei kommen, dessen Zuruf ihm das Leben gerettet hatte. Er ging zu ihm hin, und dankte ihm aus vollster Seele für seine menschenfreundliche Handlung. Dem guten Alten standen die Thränen im Auge. Er bezeugte seine aufrichtige Freude über die Erhaltung unsers Landsmanns, aber er rieth ihm nun, auch wenigstens zwölf Stunden hier zu verharren, und dann nur mit größter Vorsicht durch sichere Umwege heim zu gehen; zugleich warnte er ihn, ja nicht wieder durch ein Lachen, oder sonst einen unbedachtsamen Scherz, den Zorn eines Venetianers zu reizen; und man kann leicht denken, daß Naumann diesen Rath befolgte.

Anderthalb Jahre fast brachte er, mit Ausnahme von ein paar Ausflügen zu seinen Freunden in Padua, ununterbrochen in Venedig zu, wo ihm auch im

nächsten zweiten Karneval, bei Eröffnung eines ganz neuen Theaters zu St. Cassino, die Tonsetzung einer Oper angetragen wurde. Da jedoch die, zu dieser Arbeit ihm vergönnte, Zeit nur sehr kurz war, fürchtete er, durch Uebereilung wieder einzubüßen, was er im vorigen Jahre an Achtung und Beifall gewonnen hatte, und unterzog sich daher diesem Auftrage nur in Gemeinschaft mit zwei andern Künstlern. Er schreibt hierüber seinen Eltern, „er habe neun Stücke dazu gesetzt, sechs Arien, zwei Duette und ein Terzett. Höchstens zehn Tage habe er daran, und zwar, seiner Unterweisungs-Stunden halber, größten Theils nur des Nachts gearbeitet. Das Stück selbst sey von der sonderbarsten Zusammensetzung gewesen; fast jeder Auftritt hätte etwas Neues und Ungewöhnliches enthalten; eben deshalb habe es auch um so mehr Beifall gefunden.“ Hierbei hatte er die Befriedigung, wahrnehmen zu dürfen, daß gerade die Singstücke von s e i n e m Satze weit besser, als die übrigen, gefielen, und daß er durch den Vergleich, den man zwischen ihm und seinen zwei Arbeitsgenossen anstellte, mehr Lob, mehr Auszeichnung gewann, als selbst vielleicht ein ungetheiltes ganzes Werk ihm verschafft haben dürfte. Man betrachtete ihn nun durchgängig nicht mehr für einen Anfänger blos, sondern für einen schon bewährten Meister in seiner Kunst. Verschiedene seiner Sinfonien wurden selbst von den eigensinnigsten Kennern für vortrefflich erklärt. Vom Theater zu St. Moses ward ihm für das kommende Jahr die Bearbeitung einer ernsten Oper, unter weit bessern

Bedingungen angetragen, da er bisher nur immer kärglich, und auch für das von ihm gefertigte Drittheil der letzten Oper blos mit zehn Zechinen, belohnt worden war.

Ob es nun gleich von Naumanns Willkühr abhing, ehrenvolle Rufe von andern noch größeren Theatern zu erhalten, so regte sich doch in seiner Brust die schlummernde Sehnsucht nach seinem lieben Heimathlande immer aufs Neue, ja immer stärker, nachdem ihm die Kunde von dem zu Hubertusburg geschlossenen Frieden zugekommen war. Mit lieblichen Farben mahlte er sich die Bilder deutscher Geradheit und Redlichkeit aus, und empfand daher sein Misbehagen an dem vorherrschenden Charakter der dortigen Landes-Bewohner, den Mangel an herzvertrauten Jugendfreunden, die Entfernung von Blutsverwandten, die er kindlich ehren oder brüderlich lieben könne, drückender als je. Auch Italiens heißeres Klima schien in den letzten Jahren einen nachtheiligern Einfluß auf seinen Gesundheits-Zustand zu äußern, als früher. Insbesondere fiel es ihm aber sehr schwer, daß er unter den fremden Religions-Genossen nicht so ungestört, wie sein Herz es begehrte, den evangelischen Gottesdienst feiern konnte. Hierzu kam, daß seine Eltern, — ohngeachtet er in allen seinen Briefen diesen Gegenstand mehr oder minder berührte, mit höchster Wärme sich über die Wahrheit und Trefflichkeit der evangelischen Glaubenslehren aussprach, und dagegen mit lebhaftem Misfallen die religiöse Lauheit schilderte, welche die Mehrzahl der Italiener unter al-

lem Pompe ihres Ceremoniendienstes an den Tag legten, — dennoch sich nie ganz der Besorgniß entschlagen konnten, ihr Sohn könne doch noch in seinem Glauben schwankend, und abtrünnig von dem Bekenntniß seiner Väter werden.

Auf der andern Seite wollte Naumann durchaus nicht aufs Gerathewohl die Rückreise in sein Vaterland unternehmen, sondern erst abwarten, bis sich ihm eine sichre Gelegenheit darböte, dort ein passendes und anständiges Fortkommen zu finden, weshalb er auch an seine Eltern schrieb: „Ich wäre lieber heute als morgen in Sachsen. Ich würde die Reise dahin selbst im härtesten Winter nicht scheuen. Aber ich mag durchaus nicht Ihnen zur Last fallen. Ich will Ihrem Alter nützlich, nicht beschwerlich werden! Deshalb komme ich nicht eher, bis ich ein gewisses Brod vor mir sehe.“

Ob nun gleich der König Friedrich August nach seiner Rückkehr in das verheerte und verarmte Sachsenland nicht mehr einen so großen Aufwand machte, nicht mehr so prachtvolle Feste veranstaltete, nicht mehr einen so glänzenden und zahlreichen Hofstaat hielt, als früher, so hoffte Naumann doch, durch die Empfehlung seiner Gönner, namentlich seines ehemaligen Herrn, Hunt, des Kapellmeisters Hasse, und eines jüngern Grafen Brühl und Anderer, in seiner Heimath Berücksichtigung und Anstellung zu finden. Da sich aber nach dem, bald darauf erfolgten, Tode des Königs Friedrich August und seines, Alles vermögenden, Ministers Brühl die Verhältnisse in Dresden viel-

fach änderten, und die Aussichten für seinen Plan sich in die Länge zogen, so faßte Naumann den Entschluß, einen Versuch zu wagen, ob er nicht durch ein Probestück seines eignen Talents die wirksamste Empfehlung erlangen könne.

Maria Antonia galt schon längst, als sie noch Kurprinzessin war, für eine Beschützerin der Künste überhaupt, und der Tonkunst insbesondre; sie vereinte in sich Kennerschaft mit eigner Ausübung. Jetzt, wiewohl die Regierung ihres Gemahls nur wenige Wochen gedauert hatte, — jetzt, als Mutter des noch unmündigen Fürsten, hoffte man, werde sie den Künsten ihren Schutz noch kräftiger angedeihen lassen; und deshalb beschloß Naumann, ihr die Partitur von Einer seiner neuesten und besten Tonsetzungen zu übersenden. Seine eigne Mutter sollte die Ueberreicherin der damit verbundenen Bittschrift seyn. Kein anderes Vorwort sollte sie begleiten, keine Unterstützung von andern Seiten dabei gesucht werden; dringend beschwur er vielmehr seine Eltern, ein Geheimniß für Jedermann aus diesem Vorhaben zu machen! Nur der Fürstin eignen Händen sollte seine Arbeit übergeben werden, nur von i h r e m Wohl- oder Uebel-Gefallen sollte sein Schicksal abhängen.

Naumanns Vater schüttelte, als er diesen Vorsatz seines Sohnes las, zweifelnd sein Haupt; so geradezu bei seiner Landesfürstin selbst zu erscheinen, schien ihm ein wenig allzu gewagt zu seyn. Man sollte doch, war seine Meinung, etwas von Weitem anfragen, von Weitem um gütige Fürsprache sich bemühen. Die Mutter hingegen fand den ganzen Plan

vortrefflich; mit Freuden war sie, ihre Rolle (die doch wahrlich nicht für ganz leicht gelten konnte) zu übernehmen, erbötig; mehr als Ein Mal ließ sie ihren Sohn erinnern, ja nicht zu zaudern, ja nicht sein Vorhaben aufzugeben; und als das gewünschte Packet endlich anlangte, da verfuhr sie mit einer Gewissenhaftigkeit, die an Uebertreibung, und mit einem Muthe, der an Dreistigkeit grenzte.

Um keinen Preis hätte sie es geduldet, daß ihr Mann, wie er wünschte und wollte, die Musik ihres Sohnes sich erst durch irgend Jemand vorspielen lasse. „Sie ist," sprach sie, indem sie sofort dieselbe in Beschlag nahm, „für unsre Landesmutter bestimmt, und diese soll sie auch zuerst hören, wenigstens zuerst aus meinen Händen empfangen! Am nächsten Sonntage, wenn sie aus der Messe kömmt, will ich mich schon bis zu ihr durchzudrängen wissen. Man ist dann am geneigtesten Gutes zu thun, wenn man vorher andächtig gebetet hat!" — Sie hielt Wort! Noch vor Tages Anbruch stand sie am nächsten Sonntage auf, legte ihre besten ländlichen Kleider an, empfahl zu wiederholten Malen betend ihr Vorhaben dem Herrn, der alle Schicksale und der Menschen Herzen, wie Wasserbäche, lenkt, eilte nach Dresden, und stellte sich auf den Gang im Schlosse, wo, wie sie wußte, die Fürstin vorbei zu gehen pflegte. Wie lang mochte ihr jede Minute des Wartens werden! Wie oft die bange Besorgniß in ihr aufsteigen, daß vielleicht heute gerade Maria Antonia gar nicht ausgehe! Aber jetzt sah sie endlich dieselbe kommen; jetzt sammelte sie alle

Kräfte, deren sie fähig war, trat, da sie sich absichtlich so gestellt hatte, hervor, und übergab die Papiere, die merklich in ihren Händen zitterten, ohngefähr mit den Worten: „Sie wage es hier, Ihrer Königl. Hoheit eine Bittschrift und ein Geschenk zu gleicher Zeit zu überreichen. Man wisse gar wohl, wie viel Musik die gnädige Kurfürstin selbst verstehe. Diese hier sey die Arbeit ihres Sohnes, der als ein armer ländlicher Bursche, vor sieben Jahren schon, nach Italien gegangen sey, ganz ohne Unterstützung sich dort nun, Gott Lob, fortgeholfen, und es so weit gebracht habe, daß schon große Meister und ein großer Theil von Venedig ihn lobten. Sie hoffe daher, es sey, was er hier gemacht hätte, doch wohl nicht unwerth, daß Ihre Königl. Hoheit wenigstens einen gnädigen Blick drauf würfen!"

Mit gütig lächelnder, doch aufmerksamer Miene hörte Maria Antonia den Worten dieser kunstlosen Rednerin zu, fragte, indem sie ein paar Blätter in den ihr überreichten Musikalien umschlug, nach dem Wohnort, nach dem Stande und den übrigen Verhältnissen der Mutter sowohl als des Sohnes, und erwiederte zum Beschluß: „Nun wohl, gute Frau, ich nehme ihr Geschenk an; und wenn sie heute über acht Tage wieder herkommen will, so soll sie's aufrichtig von mir erfahren, wie mir die Arbeit ihres Sohnes gefallen hat!"

O, wie glücklich dünkte sich in diesem Augenblick Naumanns Mutter! Voll der schönsten Hoffnung, — die oft noch süßer als die Freude selbst zu seyn pflegt,

— eilte sie nun wieder nach ihrem Dörfchen, wo ihr Gatte schon längst mit Furcht und Erwartung zugleich ihr entgegensah.

Nachdem sie mit überfließendem Munde ihrem Gatten von der empfangenen Antwort der gütigen Fürstin zu erzählen kaum fertig geworden war, und das Ende der Woche wohl tausend Mal herbei gewünscht hatte, kam endlich der nächste Sonntag heran, an welchem sie, ihren Platz auf dem Schloßgang wieder einzunehmen, sich beeilte. Als jetzt die Fürstin eintrat, mit Freundlichkeit sich umsah, und durch dieses Umsehn gleichsam Jemanden zu suchen schien, da schwoll der guten Bäuerin das Herz von doppelt froher Ahnung. Denn an wen sonst konnte wohl Maria Antonia denken, als an ihren Sohn! Und wie zufrieden mußte sie mit seiner Arbeit gewesen seyn, da sie so heiter aussah! — Unmöglich war es ihr, zu warten, bis die Kurfürstin sie selbst anredete. Sie trat wieder ein paar Schritte vorwärts, und fragte: „Nicht wahr, Ew. Königl. Hoheit, die Musik, die ich gebracht habe, war schön?“

„Das ist sie“, erwiederte die Kurfürstin mit sanftem Ernst, „sie ist recht schön. Nur zweifle ich gar sehr, daß sie ihres Sohnes eigne Arbeit sey.“

Unbeschreiblich war das Erstaunen, das Erschrecken, das jetzt, ein oder zwei Sekunden lang, die arme Naumannin ergriff! Die Möglichkeit manches Tadels, die Möglichkeit mancher fürstlichen Laune und mancher abweisenden Antwort sogar, hatte sie, trotz ihrer Hoffnung, in einzelnen düstern Stunden sich doch

wohl gedacht und damit geängstigt; aber eines solchen Argwohns war sie gewiß nie gewärtig gewesen! Weit entfernt, nur mit dem kleinsten Gedanken das große Lob zu ahnen, das gewisser Maaßen in dieser Antwort lag, hatte sie blos das Eine Gefühl: „Dein Sohn gilt für einen Betrüger! Du selbst wohl auch für eine Mitgenossin seines Betruges!" und beinahe ganz vergessend, oder wenigstens nicht achtend, vor wem sie stehe, rief sie aus: „Nein, gnädige Kurfürstin, das ist gar zu kränkend. Geben Sie mir die Musik meines Sohnes zurück! Das hat weder er, noch haben wir es verdient. Wir sind arme, aber ehrliche Landleute. Einer solchen Lüge würden wir uns nie schuldig machen."

Maria Antonia hatte Edelsinn genug, durch diesen Unwillen sich nicht beleidigt zu fühlen, ihn vielmehr so zu deuten, wie es werth war. — „Gute Frau", erwiederte sie halb lächelnd, „so habe ich es nicht gemeynt. Weder sie, noch ihr Sohn, brauchen deshalb unwahr gesprochen zu haben. Aber wahrscheinlich hat ihm Einer seiner Lehrer dabei geholfen."

„Nein, Ew. Königl. Hoheit, auch das nicht! Er hat schon längst keinen Lehrer mehr, und was er für das Seinige ausgiebt, hat er gewiß auch selbst gemacht. Wir haben ihn stets so erzogen, daß wir sicher seyn können, es gehe keine Unwahrheit über seine Lippen. Er hat schon zwei Opern geschrieben, die in Venedig aufgeführt worden sind, und gefallen haben. Ich glaubte, es müßte unsrer Durchlauchtigsten Kurfürstin selbst Freude machen, wenn ein armes

Landkind sich auswärts Ehre erwirbt! Um so tiefer schmerzt mich solch' ein Vorwurf. Noch einmal, gnädigste Kurfürstin, wenn Sie glauben, es sey nicht meines Sohnes Arbeit, so geben Sie mir solche zurück!"

„Das werde ich nicht, gutes Mütterchen! Aber genauere Erkundigung werde ich gewiß einziehen lassen, und findet sich's, wie ich nach euern Reden nun schon hoffe, daß euer Sohn dergleichen schöne Sachen selbst verfertigen kann, so soll er gewiß nicht lange mehr in der Fremde bleiben; so will ich gewiß ihn hier in seinem Vaterlande versorgen, und ihr sollt die Freude bald haben, ihn wieder zu sehen." —

Sie reichte ihr hier die Hand zum Kusse dar, — und Naumanns Mutter, vor wenigen Augenblicken erst so tief gekränkt, schied nun unendlich entzückt von dannen, und hinterbrachte ihrem Gatten mit Freudenthränen, welche Zusicherung ihr zu Theil geworden sey. Daß diese nicht trügen könne, davon war sie so gewiß, als von ihrem eignen Leben, überzeugt. Maria Antonia erfüllte auch wirklich ihre Zusage mit einer Raschheit und Pünktlichkeit, die schon bei Privatpersonen nicht alltäglich zu seyn pflegt. Denn sie ließ sofort nach Italien schreiben, und Gott, der unsern Naumann bisher so weise, gnädig und wunderbar geführet hatte, fügte es auch dieses Mal so, daß sie ihre hauptsächliche Erkundigung bei eben demjenigen Ferrandini einzog, in dessen Hause Naumann ehemals schon freundschaftlichen Zutritt gehabt, dessen Töchter er unterwiesen hatte. Man kann leicht errathen, daß dessen Schilderung jetzt vortheilhaft aus-

fiel, und daß dieser Zeuge auch mehr noch, als das Lob der Mutter galt. Durch ihn erhielt bald darauf unser Landsmann, im Namen der Kurfürstin, die Zusage einer anständigen Versorgung am Sächsischen Hofe, und ein (freilich nur sehr mäßiges) Reisegeld. Ohne weiteres Bedenken nahm Naumann Beides an, sagte noch vorher seinen Freunden in Padua ein zärtliches Lebewohl, und verließ dann ohne Verzug Italien.

Nach sieben Jahren, die Naumann in der Fremde zugebracht hatte, betrat er nun sein Vaterland wieder, — doch mit welchen Betrachtungen und Gefühlen! Ja, überdachte er, wie Gott von dem Augenblicke an, da er, fast Nichts als nur den Stab in der Hand habend, die heimische Grenze überschritt, so gnädig und mächtig ihn führte und schirmte, ihm durchhalf bis zu seiner Rückkehr, da mußte er wohl tief gerührt ausrufen: „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die Du, o Herr, an Deinem Knechte gethan hast!“ Aber in welchem Zustande fand er sein Vaterland und namentlich die Hauptstadt wieder! Tiefe Wehmuth ergriff ihn beim ersten Anblick der Brandstätten, auf welche sein Auge in Dresden noch allenthalben stieß. Trümmer umringten noch jene Kirche, bei welcher er sonst in des Mittags Feierstunde sein frugales Mal zu halten pflegte; und kaum erkannte er unter den Trümmern jene Stelle wieder, wo ihm sein Vater einst den Abschiedskuß gab, und den letzten Segenswunsch nachrief. Von des Hofes ehemaligem Glanze, von der

Einwohner sonstiger Wohlhabenheit fand er keine Spur mehr. Und er selbst sah ungeachtet der Zusagen, die er nur im Allgemeinen hinsichtlich seiner Versorgung erhalten hatte, seine Zukunft doch noch gar sehr in Dunkel gehüllt.

Sein erster und sehnlichster Wunsch war jetzt zunächst — das Wiedersehen seiner Eltern. Absichtlich hatte er ihnen in seinem letzten, den 16. März 1764 aus Italien geschriebenen, Briefe von der Nähe seiner bevorstehenden Rückkunft, vielleicht sogar von dem ganzen an ihn ergangenen Rufe Nichts gemeldet, um so durch Ueberraschung ihre Freude zu erhöhen. Kaum war er daher — wahrscheinlich zu Ende des Monats Juni desselben Jahres zu Dresden angelangt, so eilte er in Gesellschaft eines Bekannten, den er hierzu aufsuchte, nach Blasewitz. Sein Begleiter, so war die Abrede, sollte ihn für einen Fremden, der aus Italien komme und ihres Sohnes persönlicher Freund sey, ausgeben. Es geschah, wie Naumann erwartet hatte. Die guten Alten erkannten ihn wirklich nicht. Die Frist seiner Abwesenheit war allzulange, die körperliche Veränderung, die mit ihm vorgegangen, allzugroß gewesen. Der starkbeleibte, rothwangige Jüngling hatte sich in einen schmächtigen, von Gesichtsfarbe ziemlich bleichen, Mann umgestaltet; auch seine Stimme hatte den eigenthümlichen Ton der Landessprache verloren; er war im eigentlichsten Sinne des Wortes für sie ein Fremder geworden. Gleichwohl empfing ihn der Vater mit herzlicher Freude; er hoffte jetzt recht viel Neues,

recht viel Gutes von seinem Sohne zu erfahren; er überhäufte ihn in dieser Rücksicht mit einer Menge sich rasch drängender Fragen, und Naumann, mit einem Herzen voll froh-wehmüthiger Gefühle, in seinen Antworten schon stockend und sich verwirrend, stand so eben im Begriff, seine Rolle aufzugeben, und sich mit kindlichem Ungestüm an den Hals seines greisen Vaters zu werfen, als ein neuer unerwarteter Vorfall seine Verlegenheit noch vermehrte.

Ganz still und etwas entfernt hatte bisher die Mutter sich gehalten. Zwar ahnte sie mit keinem Gedanken, wie nahe verwandt ihr dieser angebliche Fremdling sey; aber sein Anblick erregte doch eine solche Bewegung in ihr, daß sie mehr als Ein Mal die Gesichtsfarbe wechselte; daß sie glaubte, — er mißfalle ihr. Sie flüsterte daher auch seinem Begleiter die Frage zu: was ihn wohl bewogen habe, diesen Menschen heraus zu bringen? Umsonst entschuldigte sich Jener mit seiner guten Absicht, und mit dem Versprechen, sein Gefährte werde ihr noch Manches von dem geliebten Sohn erzählen. — „Das kann wohl seyn!“ erwiederte sie: „aber genug, sein Aeusseres kommt mir so sonderbar vor. Sein Anblick ist mir unerträglich!“ — Mit diesen Worten sank sie in Ohnmacht.

Man denke sich jetzt des Ankömmlings Bangen und Schrecken, das streitende Gewühl seiner Empfindungen! Mit einem lauten Ausruf, mit drei oder vier kurzen kraftvollen Reden giebt er sich jetzt dem gleichfalls staunenden Vater zu erkennen, entreißt sich

schnell wieder seiner Umarmung, und eilt zur Mutter. Die Sorgfalt der Uebrigen bringt sie bald wieder in's Bewußtseyn zurück. Ihr erster Blick trifft den vorgeblichen Fremden, der ihr die Hand küßt, sich ihren Sohn nennt, um ihren mütterlichen Segen sie anspricht. Noch war es ihr unmöglich, alles Das zu fassen und zu glauben. Sie weinte laut, sie bat herzlich, man möchte sie nicht zum Besten haben. Naumann vernahm sogar ein paar Mal den herzzerschneidenden Ausdruck von ihr: „Nein, nein, der da ist nicht mein Sohn!" — Erst als er auf seinem rechten Arm einen Geburtsfleck ihr zeigte, als er sie an die Worte erinnerte, die sie kurz vor seinem Abschiede zu ihm gesagt hatte: „Gott weiß, wenn ich dich wiedersehe, und ob ich dich dann wieder erkenne; aber an diesem Maale werd' ich's wissen, daß ich keinen Fremden vor mir habe!" Erst dann war sie ihres Glücks versichert, erst dann ging sie von ihren Zweifeln zur heftigsten Freude über. Alle, Alle mußten sie nun mit ihr theilen! Bald sah sich Naumann umringt, nicht nur von seinen Eltern und Geschwistern, sondern auch vom größten Theil ihrer Nachbarn, von seinen ehemaligen Jugendgespielen, und überhaupt von den vorzüglichsten Bewohnern seines Dörfchens. Die entzückte Mutter konnte den Anwesenden nicht oft genug beschreiben, wie seltsam ihr zu Muthe gewesen sey, wie sehr sie es empfunden und doch nicht geglaubt habe, daß dieser ihr Sohn wäre, und wie unaussprechlich glücklich sie jetzo sich fühle. — Diesen ganzen Tag durfte Naumann nicht

wieder nach Dresden zurück; diesen ganzen Tag mußte er erzählen, bald von Hamburg und bald von Venedig, bald von Padua und Neapel, bald von Weeström und von Tartini. Aller Augen starrten, Aller Ohren hörten nur auf ihn. Ihm selbst dünkte dies mit Recht der schönste Tag seines Lebens zu seyn.

Mit desto bänglicherm Erwarten sah er der Stunde entgegen, in welcher er zuerst vor seiner erhabenen Gönnerin, vor Maria Antonia, erscheinen sollte. Trotz aller Versicherung seiner Mutter, daß man mit dieser Fürstin völlig so sprechen dürfe, wie mit seines Gleichen, fühlte er doch allzu lebhaft, daß von einer einzigen Minute das ganze Glück seines Lebens abhangen könne, und sein heimliches Zittern mehrte sich dadurch. Aber die Mutter hatte Recht! Maria Antonia empfing ihn auf's Huldreichste. Seine anfängliche Schüchternheit verschwand bei dem freundlichen Befehl, sich an den Flügel zu setzen, und Eine seiner neuesten Tonsetzungen hören zu lassen. Sie schien gegenseits auch in ihm zu finden, was sie erwartet hatte. „Eine Messe", sagte sie, „sollte das Prüfungsstück zu einer förmlichen Anstellung abgeben." Die Zeit dazu ward von ihr selbst bestimmt. „Auch solle," fügte sie lächelnd hinzu, „die Probe davon bei ihr gegeben werden, damit sie Eine der Ersten sey, die sich vom Werthe derselben überzeugt fühle."

Voll Freude und Eifer ging Naumann nun an diese Arbeit; es war zwar seine erste in dieser Art; nie hatte er Etwas für die Kirche zu setzen versucht;

der ihm anberaumte Zeitpunkt war kurz genug, und der große Ruf der Dresdner Hofkapelle erschwerte die Hoffnung, sich auszuzeichnen. Aber die milde Behandlung der Fürstin stärkte seinen Muth. Er war fertig noch vor dem angesetzten Tage. Die Probe geschah, wie die Kurfürstin es angeordnet hatte, in ihrem eignen Zimmer. Die Kapelle war bereits versammelt; Naumann stand an der Spitze derselben; ihm gerade gegenüber saß die Fürstin, die durchgängig für eine strenge, aber gütige Richterin in der Tonkunst betrachtet ward; daß ihm das Herz ziemlich beklemmt dabei schlug, wird man glauben und billigen. Jetzt ward das Zeichen zum Anfang gegeben; die Einleitung zum Kyrie begann; Naumann, noch nicht im kurfürstlichen Dienste stehend, maaßte es sich auch nicht an, mit einer Papier-Rolle, (die durch lange Gewohnheit für das Zeichen eines Kapellmeisters gilt) den Takt anzugeben. Die Kurfürstin bemerkte diese Unterlassung und rief ihm lächelnd zu, sich ihrentwegen keinen Zwang anzuthun. Schüchtern antwortete er, daß er keine Papierrolle bei sich habe. Stillschweigend stand die Kurfürstin auf, nahm von ihren Noten den ersten besten Bogen hervor, rollt' ihn zusammen, und übergab ihn Naumannen mit den Worten: „Da empfang' er den Kommandostab aus meinen eignen Händen!" — Für Naumannen lag gleichsam eine schöpferische Lebenskraft in diesem Zuruf. Die Probe ging vortrefflich. Bei jedem neuen Bravo aus dem Munde der Kurfürstin beseelte ihn neue Hoffnung. Als sie zuletzt ihm lächelnd die

Erlaubniß gab, diese Papierrolle zu behalten, und mit ihr auch in der Kapelle den Takt anzugeben, da schien dem jungen sanften Schwärmer, es sey eine magische Kraft in diesem einfachen Bogen verborgen; da wäre derselbe ihm ganz gewiß für keinen Preis feil gewesen, und wurde von ihm mehrere Jahre überall mit hingenommen.

Noch glücklicher, als die Probe, ging die Aufführung selbst von Statten. Es war wenigstens ein Anfang, und ihn begleitete das gütige Versprechen der Fürstin, daß sie bald noch auf eine ersprießlichere Weise ihn bedenken werde. Der Arbeit lag Viel auf ihm; sein Amtsgenosse war der Kirchencompositeur Schürer; doch mangelte es oft genug an dem gehörigen, zum Gottesdienste erforderlichen, Vorrath von Musikalien wegen der langen Pause, die der Krieg gemacht hatte. Naumann's Ungewohnheit in diesem Fache erschwerte ihm überdies anfänglich Manches, was ihm in der Folge unendlich leichter dünkte. Gleichwohl erkalteten Kraft und Eifer zu seinen Berufsgeschäften nie. Er band sich sowohl bei seinen amtlichen als häuslichen Geschäfts-Verrichtungen an eine strenge, nach fest bestimmten Stunden eingetheilte, Tagesordnung, von der er nur bei solchen Besuchen eine Ausnahme machte, die er weder ablehnen konnte, noch wollte. Durch eine so fleißige Benutzung jeder Minute gewann er Zeit genug, seine fürstliche Gönnerin mit mancher freiwilligen musikalischen Arbeit (wozu unter Andern zwölf Duetti da Camera für zwei Soprane gehörten), angenehm zu überraschen, wo-

durch er sich ihre Wohlgewogenheit in immer höherem Grade erwarb.

Obgleich in diesem Zeitraume seine Einkünfte noch immer gering genug, und seine häusliche Lage sehr beschränkt war, so suchte er doch jetzt schon die Nahrungssorgen seiner Eltern nach Kräften zu vermindern; und so wie er schon von Italien aus fast in jedem Briefe mit der wärmsten Theilnahme nach seiner Brüder künftiger Bestimmung sich erkundigte, so trug er auch nun sein Möglichstes zu ihrer Erziehung und Versorgung bei. Nachdem der Aeltere seiner Brüder, welcher Lust zur Handlung bezeigte, auf die Lehre gebracht worden, nahm er den Jüngern zu sich, dessen heitere fröhliche, von seinem ernsten Character sehr verschiedene, Gemüthsart ihn nicht abhielt, sich seiner mit brüderlicher Liebe und Treue anzunehmen. Da derselbe Neigung und Anlage zur Malerei verrieth, so sorgte unser Naumann dafür, daß derselbe vorläufig zu Günthermann, und dann zu dem berühmten Casanova in Unterricht kam, empfahl ihn auch an die Churfürstin, und half sein nachheriges Glück begründen, indem derselbe Königlich Preußischer Hofmahler und Professor zu Anspach ward.

Doch waren unserm Naumann in seiner jetzigen Stellung zu Dresden kaum dreizehn Monate verflossen, so erhielt er Veranlassung zu einer zweiten Reise nach Italien. Maria Antonia wünschte nämlich, bei ihrer entschiedenen Vorliebe für Gesang, Musik und Schauspielkunst, für Dresden auch Opern zu haben, woran es damals noch fehlte, und zu dem Ende

Tonkünstler zu besitzen, welche in ihren derartigen Arbeiten für die Bühne den berühmtesten Kapellmeistern andrer Höfe die Spitze bieten könnten. Um nun unserm Naumann Gelegenheit zu verschaffen, daß er mit den vorzüglichsten Bühnen Italiens noch genauer bekannt, mit dem Geiste des Singspiels noch inniger vertraut werde, und sich auswärts den Namen eines Meisters in einem solchen Grade erwerbe, daß er dann auch in der Heimath desto mehr Bedeutung und Geltung erhalte, wollte sie nicht blos ihn selbst ein oder zwei Jahr lang auf ihre eignen Kosten eine Kunstreise machen lassen, sondern auch hoffnungsvolle Männer, Schuster und Seydelmann (welcher Letzterer bereits seit Jahresfrist sein Schüler war), als seine Gefährten, seiner Leitung und Ausbildung anvertrauen. Es wurde ihm hierzu mittelst Special-Rescripts vom 7. August 1765 vor der Hand auf Ein Jahr Urlaub ertheilt, welcher dann laut Special-Rescripts vom 3. April 1766 noch auf Ein Jahr, und später laut Special-Rescripts vom 11. August 1767 bis mit Ende des Januars 1768 verlängert wurde. Demnach trat Naumann, welcher kurz zuvor noch mittelst Rescripts vom 3. August 1765 den Titel eines Churfürstlichen Kammer-Kompositeurs erhalten hatte, in den ersten Tagen des Monats August 1765 mit seinen Begleitern die Reise an, und verweilte unterwegs nur in Wien ein paar Tage, die er dem berühmten Veteran der Tonkunst, Hassen, widmete, welcher ihn mit so zärtlicher Liebe behandelte, wie man sie nur Bluts- oder Seelen-Verwandten zu erweisen pflegt.

Von hier ging seine Reise zunächst nach Venedig, wo er von Vielen seiner ehemaligen Bekannten mit Freuden empfangen wurde, und, ein paar kleine Reisen nach Padua abgerechnet, neun bis zehn Monate verlebte, welche er in gemächlicher und sorgenfreier Lage dazu verwandte, um sein und seiner Gefährten Studium eifrig zu fördern, und nebenbei eine beträchtliche Anzahl von Kirchen-Musiken zu verfertigen, welche ihm in der Folge sehr ersprießliche Dienste leisteten.

Wie er allenthalben seiner Eltern und Geschwister in Liebe gedachte, beweiset ein Brief, den er von Venedig aus am 25. Juli 1766 heim schrieb: „Herzliebste Eltern! Dero Schreiben habe erhalten, und aus selbigem vernommen, daß Sie sich alle, Gott Lob! gesund und wohl befinden; ich kann Ihnen versichern, daß ich so lange, als ich hier bin, eine vollkommene Gesundheit genossen, und noch bis dato genieße, wovor Gott tausend Mal gepriesen sey. Es ist mir lieb, daß die Sachen alle angekommen sind, bedaure aber, daß die Pfirsche zerbrochen gewesen; ich kann nicht dafür, und wollte wünschen, ich könnte geschwind eine andere dafür schicken.

Wegen meiner Reise nach Neapel kann ich noch nichts Gewisses sagen, wenn solches geschehen wird; ich werde Sie schon benachrichtigen, machen Sie sich nur keine unnöthige Sorgen, um dieses bitte ich Sie, und geben Sie einfältigen und dummen Leuten, die nicht hinter'm Ofen vorgekommen sind, kein Gehör; ich habe, Gott sey Dank, meinen reifen Verstand, und habe die Kinderschuhe schon lange abgeworfen; und was ich

thue, thue ich als ein Diener meiner gnädigsten Herrschaft, und wandele in meinem Beruf. Wie geht es denn mit meinen Brüdern? Die machen mir viele Sorgen, insonderheit der Gotthardt, ich lasse ihm um Gottes Willen anrecommandiren, daß er ja recht, und nicht nur oben hin, fleißig sey, und was rechtschaffenes lerne. Ich lasse Sie nebst meiner Schwester und allen guten Freunden, die nach mir fragen, vielfältig grüßen, und ich verbleibe bis in den Tod rc. —

P. S. Die Bibel habe ich bei mir."

Im Jahre 1766 reisete er am 11. October Nachts um 6 Uhr von Venedig ab, und kam am 14. October in Bologna an, wo er auf einige Wochen wieder einmal den Umgang seines ehrwürdigen Lehrers, P. Martini's, genoß. Von da ging es über Florenz nach Rom, und für den Winter nach Neapel. Auch hier fand er zwar, wie in Venedig, das Königliche Opern-Theater für ein ganzes Jahr besetzt; doch gelang es ihm, nicht blos als ein Künstler von entschiedenem Werthe Anerkennung, sondern auch eben sowohl in Gesellschaften vom ersten Range, als in Zirkeln der vorzüglichsten Musikkenner Aufnahme und Beifall zu finden, und namentlich sich die Achtung eines gewissen Sensale, Armidoro, dessen Geschäft es war, die Kommission für mehrere Bühnen bei Besetzung offner Stellen zu besorgen, sowie eines berühmten Violonisten, Don Emanuel Barbella, zu verschaffen, welcher zwar als ein roher Sonderling unserm Naumann zum nähern Umgange nicht zusagte, aber doch durch sein öfteres Zureden ihn dazu drängte, daß er hier noch

tanzen und fechten lernte. In den vorzüglichsten musikalischen Akademieen wurden verschiedene Arbeiten Naumann's mit einstimmigem Lobe aufgeführt, so daß der Ruf seiner Verdienste selbst über die Meerenge sich verbreitete, und von Palermo aus der Antrag an ihn gelangte, zum Feste der heiligen Rosalia, Metastasio's ernste Oper, Achilles zu Sciro, in Musik zu setzen. Nicht allein die annehmlichen Bedingungen, die ihm hierbei gestellt worden, sondern auch die Ehre, sich in einem Lande auszuzeichnen, in welches seines Wissens noch kein deutscher Tonkünstler berufen worden war, bewogen ihn, der Einladung zu folgen. Er entschloß sich daher bald zur Ueberfahrt; seine Schiffsreise war rasch und glücklich; die Aufnahme, die er fand, günstig; die Gesellschaft, für welche er arbeiten sollte, gut gewählt. Gleichwohl fehlte es auch nicht an Hindernissen. Kürze der Zeit drängte ihn merklich. In den ersten Wochen des Juli traf er zu Palermo ein; den 5. September mußte sein Singspiel durchaus schon auf der Bühne erscheinen. Eine unbeschreibliche Hitze ermattete gerade damals alle Kräfte des Geistes, und manche Störung unterbrach seine Arbeit. So hatte er z. B. sein erstes Quartier zu Palermo in einer Straße bekommen, wo fast lauter Kupferschmiede wohnten, deren fortwährendes heftiges Geräusch ihn mehrere Tage von aller Arbeit abhielt, und zur Wahl einer andern stiller gelegnen Wohnung zwang. Doch was Naumann einmal unternahm, pflegte er auch mit vollstem Ernste anzugreifen. Einige Wochen hindurch brachte er fast jede Nacht schlaflos zu,

und genoß auch am Tage kaum wenige Stunden der Ruhe. In der Gegend rund umher erlaubte er sich auch nicht den kleinsten Ausflug, so daß er es selbst verabsäumte, den nahen Aetna zu besuchen, was er dann zeitlebens mit dem Bemerken bedauerte, er habe freilich damals nicht gedacht, daß er zum ersten und letzten Male in Sicilien seyn werde. Er schien blos für sein übernommenes Singspiel zu leben und zu weben; und wirklich ward er noch einige Tage vor dem bestimmten Zeitpunkte damit fertig.

Mit ungeduldiger Neugier hatte man zu Palermo von mancher Seite her dieser Arbeit entgegen gesehen. Viele ächte Sicilianer hatten leise oder auch halblaut daran gezweifelt, ob dieser Nordländer wohl den Geschmack ihrer feurigen Landesart treffen würde? Ihre Zweifel verflogen am Tage der Aufführung. Naumanns Tonsetzung fand ungetheiltes Lob. Während seines noch zweimonatlichen Aufenthalts ward sie mehr als zwanzig Mal, stets unter lauten Beifallsbezeugungen, gegeben; auch nach seiner Entfernung hielt sie sich noch lange Zeit auf der Bühne. In den vornehmsten Häusern von Palermo, selbst im Hause des Vicekönigs, sah er sich seitdem mit schmeichelhafter Achtung behandelt. Man trug ihm an, für das Karneval eine zweite Oper zu schreiben; man that ihm sogar Vorschläge zu einer dauernden Versorgung; aber Naumann lehnte alles Dieß mit Bescheidenheit ab, und begnügte sich damit, an Einem der entferntesten Punkte Europas sich einen so guten Ruf erworben zu haben, was er denn auch seinen Eltern

mit folgenden Worten meldete: „Meine Oper ist glücklich ausgefallen, und ich habe viel Ehre davon getragen. Man wollte mich nicht weglassen; ich habe mich aber bedankt, und bin fort zu Aller Leidwesen.“

Zu Ende Octobers reisete Naumann daher wieder von Palermo ab. Ein Sturm erschwerte dies Mal seine Rückreise, und trieb ihn, vier Tage lang, auf dem Meere herum. Er schrieb hierüber unter dem 1. November 1767 in sein Tagebuch: „Gegen Abend war der Himmel und das Meer kohlschwarz, und es zog ein so furchtbares Wetter heran, das nicht zu beschreiben ist. Wir mußten uns an die Wände halten, um von der Bewegung des Schiffes nicht zu fallen. Die Schiffsleute arbeiteten draußen wie die Pferde; es war ein Geschrei und Geheule, daß uns angst und bange wurde, weil wir alle Augenblicke dachten, zu Grunde zu gehen. Endlich wagte ich es, und kroch hinaus; denn gehen und stehen konnte man nicht. Das Meer war schrecklich anzusehen; ich fragte den Steuermann, ob wirklich Gefahr da sey, Schiffbruch zu leiden. Dieser antwortete mir: „Es ist weiter keine Gefahr; beten Sie nur zu Gott!“ Als ich dieß hörte, überlief mich ein kalter Angstschweiß; denn wenn die Schiffsleute schon so sagen, so ist's kein gutes Zeichen. Ich hatte bis jetzt die Andern getröstet, nun hatte ich selbst einen Tröster nöthig; ich kniete nieder, und bat Gott, daß Er uns glücklich aus der Gefahr helfen möge.“ Gerade zu einer Stunde, wo man es am wenigsten hoffte, hellte sich plötzlich der Himmel auf, und die Gefahr war über-

standen. Zu Neapel empfingen ihn alle seine Bekannten mit zwiefacher Freude; der Ruf seines in Sicilien gefundenen Beifalls war ihm voran gegangen. Man trug ihm auch hier die Tonsetzung einer **Opera Buffa** an; aber theils schreckte ihn der untermischte Landes-Dialekt davon ab, theils war es sein fester Vorsatz, jetzt nur der ernstern Tonkunst sich zu widmen. Nach drei hier abermals zugebrachten Monaten begab er sich über Rom nach Bologna, und ward allda nach abgelegter Probe, — welche darinnen bestand, daß aus einem alten Choralbuche ein Choral aufgegeben ward, worüber der Aufzunehmende sofort einen vierstimmigen Satz entwerfen mußte, — in die sogenannte Philoharmonische Akademie aufgenommen, welche vom P. Martini allda gestiftet worden, und unter seiner Leitung damals in ihrem größten Glanze, so wie in vorzüglicher Achtung bei den Ausländern stand. Von da reisete er endlich nach Padua ab, wo er in der Mitte seiner alten Freunde, zu denen ihn längst sein Herz gezogen hatte, so lange zu bleiben entschlossen war, als ihm überhaupt noch von seiner Regierung der Aufenthalt in Italien gestattet werden würde.

Er benutzte diese Zeit vornehmlich dazu, um den Unterricht bei Tartini fortzusetzen, der ihn so oft, in die geheimsten Tiefen seiner musikalischen Wissenschaft einzuführen, versprochen hatte. Ein paar Stunden wurden jeden Vormittag dazu anberaumt, und Naumanns Erwartung fühlte sich bis zum höchsten Grade gespannt. Aber wie sehr erstaunte er nicht, als er

sahe, daß die Arbeiten, die Tartini ihm auftrug, in lauter äußerst trocknen und mühsamen Rechnungen, zum Theil auch in Abschreibung einer Handschrift voll Zahlen und algebraischer Zeichen, deren Sinn er durchaus nicht deuten konnte, bestanden. Ein paar Tage hindurch that er zwar blindlings Alles, was sein Meister von ihm verlangte; aber mit Ende der ersten Wochen wagte er es doch, wenn auch nicht offene Vorstellungen dagegen zu machen, wenigstens sich auf eine bescheidne Art zu erkundigen, zu welchem Nutzen wohl dieß Alles führen könne?

Tartini gab mit freundlichem Lächeln zur Antwort: „Ich versah mich im Voraus dieser Befremdung, und finde sie höchst natürlich. Aber laß dich, mein Sohn, diese dir anfangs fruchtlos scheinende Mühe nicht verdrießen. Ich bürge dir dafür mit meinem Leben, du wirst am Ende sie reichlich vergolten finden. Ich hoffe, dich zu überzeugen, welche unendlich große Geheimnisse in der Tonkunst verborgen liegen; ich hoffe, du sollst erkennen, daß man durch sie im eigentlichen Sinne bis zum Schöpfer empor steigen, und selbst in den erhabensten Lehren der Religion einen, wenigstens etwas hellern, Blick sich erwerben kann.“

Wahrscheinlich mochte Naumann hier mit etwas staunendem Auge seinen Lehrer anschauen; aber dieser langte aus seinem Bücherschranke einen ziemlich starken Band, der eine Handschrift in sich enthielt, herab, und fuhr fort: „Hierinnen ist die Frucht meines ernsten Nachdenkens und der schönste Gewinn

meines ganzen Lebens! Hierinnen hoffe ich, das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit meines Ich's durch die ewigen Gesetze der Harmonie kraftvoller, unwidersprechlicher, als irgend Jemand vor mir, bewiesen zu haben. Nie geb' ich dieses Manuscript aus meinen Händen; ja selbst im Gespräch wage ich nie, seinen Inhalt Jemanden mitzutheilen, den ich nicht ganz kenne. Denn nur das reinste Herz, der edelste Wille, der tiefste Sinn vermag es zu fassen, und wie das reinste Wasser, das edelste Getränk, in einem unreinen Gefäß unbrauchbar wird, so geht es auch mit den Gedanken unsrer Seele, wenn wir sie nicht wieder einem reinen Geiste anvertrauen, der sie aufzufassen fähig und kräftig ist. Erkenne daher, wie sehr ich dich lieben, wie viel ich mir von deinem Herzen sowohl, als von deiner Fähigkeit versprechen müsse, indem ich glaube, daß du erben kannst, was ich mühsam durch manche nächtlich durchwachte Stunde erwarb. Du sollst unter meinen Augen, unter meiner Leitung, theils durch Abschrift, theils durch eigne Arbeit, den Weg gehen, den ich schon gegangen bin."

Mit gerührter Seele, mit der Gluth des innigsten Dankes ergriff Naumann die Hand Tartinis; der Biedermann küßte ihn, und fuhr fort, den aufmerksamen gelehrigen Jünger darauf hinzuweisen, wie der Tonkünstler, der die höhere Weihe empfangen habe, nicht blos mit seinem Blick in die geheimen Werkstätte der Natur eindringe, sondern auch durch eine reinere Erkenntniß der Töne sogar zu einer reinern Erkennt-

niß und Vorstellung des Welten-Schöpfers gelange. Man kann wohl denken, welchen Eindruck solche, aus des Herzens Fülle gedrungene, Rede auf den jungen, gelehrigen und begeisterten Kunstgenossen machte. Fest entschlossen, jeden Zweifel in sich selbst zu unterdrücken, jede Anstrengung mit Freudigkeit zu übernehmen, überließ er sich nun ganz der Willkühr seines Meisters; schrieb unermüdet ab, was Dieser ihm vorlegte; verband es mit mancher neu ihm aufgetragnen Rechnung; war ganz das Werkzeug in der Hand eines Andern. Zwei Monate beinahe hielt diese Arbeit an; immer noch düster und unerforschlich dünkte ihm der Pfad, worauf er geführt ward; aber auch immer tröstender wurden Tartinis Zusicherungen, immer feierlicher sein Versprechen, daß die Zeit der Aufschlüsse sich nahe; da — da empfing Naumann, als er eben einst aus seiner Morgenstunde zurückkam, den unerwarteten Befehl seines Hofes, sich unverzüglich auf den Heimweg zu machen. Höchlich bestürzt eilt' er damit zu seinem Lehrer; und noch bestürzter, noch betrübter war Tartini selbst. — „Nur noch wenige Wochen, nur noch Einen Monat aufs längste", — seufzt' er aus tiefer Brust — „und deine Mühe, mein Sohn, war dir gewiß reichlich vergolten!"

Naumann wagte es, ihn jetzt abermals wenigstens um einigen genauern Aufschluß zu bitten; aber mit schmerzhafter Freundlichkeit schüttelte der Greis das Haupt, und versicherte: Gewährung dieses Verlangens sey ihm unmöglich. Noch habe Naumann die Laufbahn nicht zurückgelegt, die zur Uebersicht des

Ganzen nöthig sey; und jede zerstückte Erkenntniß, jede Uebereilung sey hier nutzlos, und bestrafe sich selber. — „Ist es Wille der Vorsehung“ (fuhr er fort, und eine Thräne glänzte in seinem Auge), so sehen wir uns noch einmal hier wieder, und fahren fort, wo wir stehen blieben! Deine Auszüge, deine Abschriften, deine eignen Versuche nimm indeß mit dir! Noch werden sie dir unnütz, aber doch vielleicht ersprießlich für die Zukunft seyn! Jetzt, mein Sohn, hast du nichts Wichtigeres zu thun, als auf Erfüllung deiner Amtspflicht und auf den Rückweg zu denken.“

So schieden sie von einander; und das hohe Alter des nun fast achtzigjährigen Tartini minderte im Geheimen nur allzusehr Naumanns Hoffnung, und erschwerte den Abschied. Auch war seine Besorgniß gegründet; denn wenige Monate nachher empfing er die Nachricht von dem Tode seines ehrwürdigen Lehrers und Freundes. Er unterließ nicht, so bald als möglich nach dem Schicksale der Tartinischen Handschriften, zumal derjenigen, von welcher er selbst einen Theil abgeschrieben hatte, — und die er deutlich genug bezeichnen konnte, — sich zu erkundigen; aber er bekam zur Antwort: „Die Regierung habe sich aller Papiere des Verstorbenen sorgfältig bemächtigt.“ Der Venetianische Senat mochte wahrscheinlich längst einige Kunde von den Träumereien des gutmüthigen Greises haben, und sie ganz unschädlich machen wollen. Auch die letzte Hoffnung, hier noch einiges Licht zu erhalten, war nun für unsern Naumann verschwunden.

Noch während seines Aufenthalts in Padua hatte der Marchese Ximenes, ein reicher Paduanischer Edelmann, und großer Freund der religiösen Tonkunst, Naumannen um eine neue Setzung des bekannten Oratoriums von Metastasio: **La Passione di Jesu Christo** ersucht, und diese Musik, deren Composition sich auch Naumann wirklich unterzog, wurde dann im Juli an einem Marien-Feste in der Jesuiten-Kirche mit vielem Aufwand und großem Beifall aufgeführt. Doch war die Vollendung dieser Arbeit unserm Naumann gar sehr durch die Nachricht erschwert worden, daß sein Vater, von einer harten Krankheit befallen, bald darauf aus der Zeit gegangen sey, was des liebenden Sohnes Herz mit tiefer Trauer erfüllte. Denn nie vergaß er es, wie der fromme Vater seine leibliche und geistige Wohlfahrt von jeher sich hatte am Herzen liegen lassen, wie aus des Vaters und des Sohnes Briefen klar hervor gehet, aus denen (die sich früher nicht in des Herausgebers Händen befanden) einzelne Bruchstücke nachträglich mitzutheilen, hier noch am rechten Orte seyn dürfte. So schrieb sein Vater am 19. Juni 1757, nachdem er ihm seines Großvaters am 6. Juni erfolgten Tod gemeldet hatte: „Vergiß ja nicht das liebe Gebet, vergiß nicht den Spruch Tobiä Kap. 4., und denke an deines Vaters, deiner Mutter und deines seligen Großvaters Ermahnungen. Halte dich zu vernünftigen, christlichen, gottesfürchtigen Leuten, wie Sirach spricht 6, 36: „„Wo du einen vernünftigen Mann siehest, zu dem komme mit Fleiß, und gehe

stets aus und ein bei ihm.““ Meide böse Gesellschaften, gewöhne dich nicht zum Spielen, oder andern unanständigen Dingen. Gott wird dir schon forthelfen in der Welt; ich bitte Ihn selbst darum alle Tage in meinem Morgen- und Abend-Gebete, und deine Mutter deßgleichen.“ Am 7. September 1757 wiederholte der Vater diese Ermahnungen, und schloß seinen Brief mit dem Wunsche: „Gott lasse dir Davids Glück erleben, und gebe dir einen treuen Jonathan in der Fremde! Wir befehlen dich in den Schutz des Allerhöchsten.“ Wie der Sohn diese väterlichen Ermahnungen aufnahm, ersiehet man aus seiner Antwort vom 30. September 1757: „Das liebe Gebet werde ich nicht vergessen, das ist das Vornehmste; wer Gott vergißt, den vergißt Gott wieder; das Beten lernt sich in der Fremde wohl; ich werde auch ehestens in Gottes Nahmen zum Tisch des Herrn gehen. Die Bibel will ich schon in Acht nehmen, ich lese fleißig darin. Uebrigens befehle ich Sie allesammt in die Hand des Allmächtigen.“ Des Vaters Brief vom 19. März und 15. Juni 1758 enthielt dringende Ermahnungen gleichen Inhalts, und insbesondere schloß sich Letzterer mit den Worten: „Wir befehlen dich herzlich in Gottes väterliche Fürsorge, allmächtige Beschirmung und weise Regierung, daß Er mildthätige Herzen in der Fremde mit Gunst und Wohlgewogenheit für dich erfülle. Behalte dieß zu deinem Symbolum: Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Dein liebes Bibelbuch nimm ja in Acht; daraus kannst du dich vielmals trösten.“

Sehr ernstlich erinnerte ihn der Vater an seine Christenpflicht in einem Briefe vom 1. Septbr. desselben Jahres: „Laß dich ja um Gotteswillen nicht überreden, — ich bitte dich nochmals um Christi Wunden willen, — von deinem Glauben abfällig zu werden, sondern halte fest darüber, auf daß Niemand, es mag seyn, wer es wolle, deine Krone nehme, sondern

sey getreu in Deinem Glauben;
baue Deiner Seelen Grund
nicht auf zweifelhafte Schrauben;
halte den Gewissens-Bund,
der geschlossen in der Tauf';
sag' ihn Gott nicht wieder auf;
denn gottlos ist und verloren,
der meineidig ihn geschworen.

Mein Kind, diese Worte bedenke, so lieb dir deiner Seelen Seligkeit ist; und wenn dir alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit versprochen würden, so laß dich nicht irre machen; denn was hülfe es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an seiner Seele? Der liebe Gott wird dir dein Stückchen Brod schon in Sachsen aufgehoben haben, wenn du nur fleißig beten, Gott fürchten und vor Augen haben, vor muthwilligen und vorsätzlichen Sünden dein Leben lang dich hüten, und etwas Rechtschaffnes lernen wirst. Wenn du deine Eltern lieb hast, so halte dich ehrlich, getreu, aufrichtig gegen deine Vorgesetzten und alle Menschen; folge in Allem, was nicht wider

Gottes Gebot läuft, und den Vorschriften der göttlichen Worte gemäß ist; hüte dich vor böser Gesellschaft und vielem Umgang; sey klug, wie die Schlange, und ohne falsch, wie die Taube; sei witzig, die Welt ist spitzig 2c — Wir bitten dich nochmals, nimm alle diese Vermahnungen, die ich dir gegeben habe, wohl in Acht, daß wir nicht Schande oder Unglück an dir erleben, sondern daß der Spruch auch durch dich an uns Eltern erfüllet werde: „„Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebet!““ — Der Sohn, antwortete am 27. September unter Anderm: „Wegen der Religion dürfen Sie keine Sorge tragen; Gott wird mich in Gnaden behüten, eine Hand breit von meinem Glauben abzuweichen. Ich habe, Gott Lob! die heilige Bibel: dieß ist die Richtschnur! — und habe auch die Heils-Ordnung.“ Auch hierauf erwiederte der Vater unter erneuerten Ermahnungen in seinem Briefe vom 23. April 1759: „Halt' fest an Gottes Wort! Es ist Dein bester Leitstern auf der Reise. Denn wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehn? Wenn er sich hält, o Herr, nach Deinem Wort!“ Als Naumann seinem Vater in einem Briefe vom 4. Juli 1759 den Hergang seiner Trennung von Weeström und dessen schlechte Behandlung ausführlich erzählt hatte, antwortete der Vater am 10. August desselben Jahres: „Geduld! wer weiß, wozu diese Proben und Versuchungen für dich, mein lieber Sohn, mit göttlicher Hülfe ausschlagen werden, wie es dort lautet: Wer zu Ehren kommen will, muß zuvor erst leiden. Der

liebe Gott lebet noch; Der wird unser und dein Gebet erhören, und wird auf andere Art und Weise für dich sorgen, wie es sich schon jetzt als Seine wunderbare Schickung zeigt. — Es kommt mir vor, wie bei Joseph, den seine Brüder verkauften, den aber Gott zu Ehren brachte. — Gott gebe dir den Geist der Weisheit, der Kraft und der Stärke, zu Seiner Ehre vornämlich, um in der Furcht des Herrn einherzugehn, und fest und unbeweglich über deinem Glauben zu halten, das ist das beste Stück. — Wenn mir der liebe Gott die Gnade erzeigt, und ich noch leben sollte, wenn du mit Gottes Hülfe einmal zu uns kommst, so wollte ich mit dem alten Jacob ausrufen: Ich habe genug, daß mein Sohn Gottlieb noch lebet! — Gott erfülle es aus Gnaden um Christi willen!"

In dem Briefe aus Padua vom 24. October 1750, in welchem Naumann seinen Eltern von dem Versuche Weeströms, selbst nach seiner Trennung von ihm noch Geld zu erpressen, und von der Bewandniß seiner akademischen Inscription erzählte, fügte er unter Anderm hinzu: „Ich erinnere mich anjetzo immer an die Worte meiner seligen Großmutter. Wenn ich nämlich Etwas noch nicht gesehen hatte, und mich darüber verwunderte, so sagte sie: Ach mein liebes Söhnchen! Du wirst noch viel in der Welt sehen müssen! — Und dieß ist auch wahr geworden; denn zu Hause lernt man das nicht, als wenn man in die Welt geht; da lernt man andächtig beten, welches ich erfahren habe, wenn man sich auf

keinen Menschen verlassen kann; denn ich habe so viele Menschen kennen lernen, und weiß, was es zu bedeuten hat. — Schreiben Sie mir auch, wie es in Loschwitz und auf der grünen Wiese zugehet; ich gehe gar oft in Gedanken dort spazieren."

Sein alter Vater, welcher über alle seine Briefe „**I. N. J.**" zu setzen pflegte, sprach in seinem Briefe vom **16.** Juni **1760** den frommen Wunsch aus: „Der Heilige Geist regiere dich mit Seinen siebenfältigen Gaben hinfort auch ferner! Denn die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang; wer darnach thut, deß Lob bleibt ewiglich! Denn Chrysostomus spricht: Gleichwie Gold und Silber und Edelgesteine der Könige Häuser schön und herrlich zieren, also schmücket und zieret das Gebet einen Christen, welcher ernstlich und andächtig betet, und macht aus ihm einen schönen herrlichen Tempel, darinnen Christus wohnet. — **NB.** Nimm dich nur in Acht, daß du in deinem Glaubens-Bekenntniß nicht Schiffbruch leidest ꝛc."

Schon am **18.** August desselben Jahres schrieb der Vater wieder an seinen Sohn, um ihm zu seiner Genesung Glück zu wünschen: „Gott sey ewig gelobt und gepriesen, daß Er dir wiederum aufgeholfen hat. Gott vergelte es den Wohlthätern, die dir beigestanden haben, in Zeit und Ewigkeit! Es ist eine gar gnädige Schickung Gottes, der dir in Herrn Streit einen rechten Vater, Versorger und aufrichtigen Jonathan bescheeret hat. ꝛc. — Darum bete auch ferner fleißig, stelle dir den keuschen Joseph

vor, und lebe züchtig; hüte dich vor übermäßigem Gebrauche der hitzigen Getränke, wodurch sonst dein Ingenium geschwächt würde. Siehe zu, daß du einen guten ehrlichen Namen behaltest. Ich werde bei dem lieben Gott ohne Unterlaß für dich beten, vornehmlich um Gottesfurcht, Weisheit, Verstand und einen wohlanständigen Wandel; was das Zeitliche anbelangt, das wird darauf folgen; denn des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser rc. Bleibe nur fromm, und halte dich recht, denn Solchen wird's zuletzt wohl gehen. Ich bitte dich, das Morgenlied fleißig zu beten: Es hat uns heißen treten, o Gott, Dein lieber Sohn rc. Das ist fürwahr ein schönes Lied, und schickt sich ganz für deinen Lebenswandel. Ich freue mich, daß du hast communiciren können; das ist ein nöthig Mittel für deine Seele." Dagegen wußte aber auch der Sohn in seinem Briefe aus Padua vom 1. December desselben Jahres seine Eltern, welche nach Loschwitz hinüber geflüchtet waren, über die schweren Kriegs-Drangsale, die sie betroffen, gar erbaulich zu trösten: „Man muß sich in den Willen Gottes ergeben; denn Alles kommt von Gott, als dem höchsten Gut, von dem nichts Böses kommen kann. Ob es gleich wunderlich und verkehrt hergeht, so hilft doch Gott, ehe wir es uns versehen. Wer weiß, wo der liebe Gott Ihnen auf eine andere Art wieder hilft, wovon ich versichert bin. Und wenn es uns gleich noch mühseliger ergehen sollte, was ich jedoch nicht fürchte, so müssen wir es doch mit Geduld und Standhaftigkeit als gute Christen

über uns nehmen; denn Gott legt wohl eine Last auf, aber Er hilft sie uns auch tragen. Deswegen ergeben Sie sich in Geduld darein, und hoffen, daß es mit Gottes Hülfe einmal wieder gut gehen wird, wo nicht hier, doch dort, wenn wir uns anders mit Geduld in Gottes Willen ergeben. Ein Italienisches Sprichwort heißt auf Deutsch: Nach einem großen Unglück kommt noch ein größeres Glück. Wie wahr dieß sey, habe ich auch ziemlich erfahren, und bin versichert, daß ich eine solche Probe noch vielmals bestehen muß. Deswegen soll man sich immer bereit halten, das Kreuz mit willigem Gemüthe von der Hand Gottes anzunehmen, ja mit derselben Willigkeit und Zufriedenheit, als wenn es Glück wäre rc."

Nicht minder tröstlich schrieb Naumann aus Bologna am 16. Juni 1762 an seine Eltern: „Haben Sie Geduld, und trösten Sie sich mit Gott, welcher mein Trost in allem Anliegen ist. Es wird schon mit der Hülfe des Höchsten besser werden, und nach dem vergangenen Ungewitter ist die Sonne am angenehmsten. Glauben Sie sicherlich, daß mir es zuweilen wunderlich ergangen ist; doch ehe ich's vermuthet habe, hat Gott mir beigestanden; und ich habe hernach bekennen müssen, daß es zu meinem Besten gereichte, ob sich's gleich Anfangs nicht so zeigte."

Als der Vater Naumann in seinem Briefe vom 11. April 1763 seinem Sohne über das zu Dresden am 21. März gefeierte Friedens-Fest Nachricht gegeben hatte, schrieb Dieser aus Venedig vom 29. April d. J.: „Ueber das schöne Friedens-Fest habe

ich mich recht gefreuet. Gott sey für den verliehenen lieben Frieden tausend Mal Dank gesagt. Das ist eine rechte Gnade Gottes; ich bin herzlich froh, daß Gott unser Gebet erhöret hat, denn wie sehr ist doch nach diesem Frieden geseufzet worden. Ich habe es allezeit gesagt, und sage es noch: „Wenn die Noth am größ'sten, ist Gottes Hülfe am nächsten!"

Nachdem der Sohn dem Vater seinen Wunsch, nach Sachsen zurückzukehren und dort eine Anstellung zu finden, zu erkennen gegeben, schrieb Letzterer, welcher indessen nach Blasewitz zurückgekehrt war, am 23. Decbr. desselben Jahres: „Gott gebe Seinen Segen zu deinem Vorhaben, und fördere das Werk deiner Hände! Bete fleißig und andächtig aus dem Liede: Gott will ich lassen rathen rc. Laß dich in keinem Falle kleinmüthig, verzagt und irre machen; ohne Gottes Willen geschieht Nichts; Er hat Seine verborgenen Absichten, wie unser Heiland dort zu Seinem Apostel gesagt hat: Was Ich jetzt thue, das weiß'st du nicht; du wirst es aber hernachmals erfahren."

Wahrscheinlich hatte der Vater Naumann seine unaufhörliche Angst und Sorge wegen eines Religionswechsels seines Sohnes auch seinem Beichtvater entdeckt, und dieser dem Sohne in solcher Beziehung einen warnenden Gruß schreiben lassen; darauf antwortete Letzterer von Venedig den 16. März 1764: „Ich bitte mein gehorsamstes Kompliment unbekannter Weise an Herrn M. Flachs (Prediger an der Kreuzkirche) abzustatten, und meinen höflichen Dank für seine gütige Fürsorge auszurichten. Allein, wenn ich

die ganze Welt zu gewinnen wüßte, so sollte doch kein solcher Gedanke in meine Seele kommen. Sie können gewiß versichert seyn, daß ich dieß von meines Herzens Grunde sage. Man kann Gott unter fremden Religionsgenossen wohl noch besser dienen, wenn man ihre Irrthümer erkennen lernt, und dadurch in seinem Glauben noch mehr gestärkt wird. Ein reuiges und zerknirschtes Herz ist Gott angenehmer, als alle äußerlichen Werke."

Sobald Naumann Kunde von dem Absterben seines Vaters erhalten hatte, schrieb er von Padua am 24. Juni 1768 an seine Geschwister: „Ich bin vor Betrübniß und Schmerz außer mir, seitdem ich die traurige Nachricht erhalten, daß Gott unsern lieben Vater zu Sich berufen, und anjetzt, da ich schreibe, könnten mir die Thränen statt Dinte dienen. Ach, das hätte ich nicht geglaubt, meinen lieben Vater so bald zu verlieren; hätte ich nur bei seinem Sterbebette seyn können, um von ihm noch den letzten Segen zu empfangen! Was ist zu thun? Man muß sich dem Willen Gottes unterwerfen; Gott gebe ihm die ewige Ruhe! — Nun, meine lieben Brüder und Schwester, bitte ich euch, fein fromm und christlich zu leben, und in der Furcht Gottes zu wandeln, in welcher unser seliger Vater euch und mich auferzogen hat. Vor Allem verehret die liebe Mutter, daß sie an ihren Kindern keine Ursache finde, sich zu ärgern und zu kränken. Wenn ihr dieses thut, so wird es euch wohl gehen, und der Segen unsers seligen Vaters wird auf euch ruhen und bleiben!"

Gewiß werden Leser religiösen Sinnes dem Herausgeber, welcher sich über diese erst kürzlich von den Söhnen Naumanns ihm mitgetheilten Briefe so inniglich gefreut hat, als habe sich eine Freiberger Silbergrube vor ihm aufgethan, es gern verzeihen, daß er dieselbe in solcher Maaße ausgebeutet hat, um dem Vater Naumann, dessen frommes Wesen auf seines Sohnes inneres und äußeres Leben einen so segensreichen Einfluß hatte, auch in dieser Schrift ein Denkmal zu setzen.

Wir kehren jetzt nach Padua zu unserm Naumann zurück, welcher gleich nach der Aufführung des oben erwähnten Oratorium von Metastasio wieder einen Ruf nach Venedig vom Theater di San Benedetto erhalten hatte, für das nächste Karneval eine ernste große Oper, Alessandro, zu schreiben, wozu wohl ein gewisser Guadagni, ein damals sehr berühmter, zu Padua ansässiger Sänger, viel beigetragen haben mochte, welcher sich nur unter der Bedingung, wenn Naumann die Oper setze, auf gedachtem Theater aufzutreten verpflichten wollte. — Naumann nahm diesen Antrag unter der Voraussetzung an, daß ihm von Dresden aus sein Urlaub noch verlängert werde, und daß er den größern Theil dieses Singspiels in Padua verfertigen dürfe. Er begann wirklich bereits an demselben zu arbeiten, da erhielt er Befehl, aufs Schnellste nach Sachsen zurückzukehren, weil zum nahen Beilager seines Landesfürsten die Tonsetzung einer ernsten Oper, **la Clemenza di**

Tito, ihm bestimmt sey. Ein Gebot dieser Art erlitt natürlicher Weise keinen Aufschub. Er beschleunigte seine Rückreise, so viel er nur konnte. In den letzten Tagen des September-Monats traf er zu Dresden ein. Noch etwas länger als drei Jahre hatte dieß Mal seine Entfernung vom Vaterlande gedauert.

So große Eile auch Naumann in der Beschleunigung der Reise sich zur Pflicht gemacht hatte, so verflossen doch in Dresden noch beinahe drei Monate, ehe er den Text zur Oper erhielt, über deren Wahl man lange schwankte. Endlich entschied man sich doch noch für Metastasio's Titus; aber Naumann empfing diese Gewißheit so spät, daß er zur Bearbeitung seines Stoffs kaum noch drei Wochen übrig hatte und zur letztern Hälfte Tag und Nacht unausgesetzt anwenden mußte, weshalb er auch späterhin im Zirkel vertrauter Freunde dieses Singspiel oft scherzend seine Kaffee-Oper benannte, weil er durch dieses Getränk bei ihr sich manche nächtliche Stunde wach erhalten hatte. Diese Erste seiner dramatischen Tondichtungen im Vaterlande war zugleich die letzte Oper, welche in dem großen Opernhause zu Dresden, das man später in einen Redoutensaal verwandelte, aufgeführt wurde; ungetheilter Beifall war der süße Lohn, den er davon erndtete. Und je mehrere seiner, in früheren Mußestunden gefertigten, kirchlichen Arbeiten nach und nach, zur völligen Zufriedenstellung der Musik-Kenner„ aufgeführt wurden, desto mehr wuchs und befestigte sich sein Ansehn als Tonkünstler. — Auch fuhr die Kurfürstin-Mutter fort,

durch ihre Gunst ihn auszuzeichnen, und hatte schon seit längerer Zeit seinen Gehalt auf sechshundert Thaler erhöhen lassen. Da jedoch bei dem gesunkenen Flore des Hofes und des Vaterlandes die Feste und Feierlichkeiten in der Residenz weit seltener als sonst waren, so sah auch Naumann seine Thätigkeit größten Theils nur auf Kirchen- oder Kammer-Musik beschränkt, bei welcher die Tonsetzung eines Oratoriums in der Charwoche für einen Kapellmeister immer die wichtigste Aufgabe blieb, fand aber, seinem Wunsch zuwider, gar keine Veranlassung für die Bühne, zumal für das ernste Singspiel zu arbeiten, was doch seinem Gemüthe am angemessensten war.

Auf der andern Seite belasteten ihn jetzt der häuslichen Sorgen, der bedeutenden Ausgaben Mehrere, als jemals, da ihm, nach des Vaters Tode, die Erhaltung seiner Mutter und Schwester großen Theils, die Erziehung und Bildung seines jüngsten Bruders beinahe allein oblag. Hatte er bis jetzt diese Pflichten kindlicher und brüderlicher Liebe mit Freuden erfüllt, so traten doch nun Zeit-Umstände ein, wo seine mäßigen Einkünfte, ungeachtet aller Einschränkung und Eintheilung, hiezu nicht mehr ausreichen wollten. Denn die Jahre 1771 und 1772, in welchen Miswachs, Theurung, Hungersnoth, ansteckende Krankheiten den größten Theil des nördlichen Deutschlands heimsuchten, verursachten auch in Kursachsen eine solche Stockung aller Geschäfte, eine solche Lähmung alles Handels und Gewerbes, welche selbst die fürstlichen Kassen in Zerrüttung brachte. Die Besoldungen wur-

den zögernd, und auch dann nur mit beträchtlichen Lücken ausgezahlt. Was entbehrlich schien, wurde verabschiedet. Viele von der Hofkapelle traf dieses traurige Loos; selbst die Verbleibenden geriethen allmählig in einen Rückstand von zehn Monaten. Naumann befand sich unter der Zahl dieser Letzteren; und Prüfungen solcher Art mußten allerdings seine Heiterkeit trüben. Obgleich nie an Ueberfluß, wohl aber an eine gewisse Ordnung in seinen Bedürfnissen längst gewöhnt, sah er jetzt auf einer Seite die Ausgaben für sich und die Seinigen ungemein gesteigert, auf der andern den Hauptquell seiner Einnahme für eine geraume Zeit ganz versiegt. Schon war seine eigne kleine Baarschaft zugebüßt; schon mußte er, bei mancher seiner Ausgaben, ganz wider Willen, selbst im Rückstand verbleiben; Gelegenheit zu einem anständigen Nebenerwerb sah er, beim allgemeinen Mangel, in der Nähe nirgends; die Aussicht auf eine bessere Zukunft war fern und ungewiß; seine ganze Gegenwart schien ihm im Vaterlande jetzt sehr entbehrlich zu seyn. Auf Italienischem Grund und Boden hoffte er dagegen wieder zu finden, was ihm schon sonst dort zu Theil geworden war, — Gelegenheit zur Arbeit, zu neuem Ruhm und zu angemessener Belohnung. — Der von ihm erbetene Reise-Urlaub wurde ihm, vermöge Special-Rescripts vom 25. April 1772 auf Ein Jahr ertheilt, und dann laut Rescripts vom 6. Juni 1773 auf sechs Monate verlängert.

Mühsam genug mußte er dies Mal für die baaren Mittel zu einer so weiten Reise sorgen; auf manche Bequemlichkeit that er bei ihr im Voraus Verzicht; und doch unternahm er sie nicht zu seinem Nutzen allein, doch erwählte er sich auf ihr einen Gefährten, der seine Ausgaben um Vieles vergrößerte! — Die Wohlfahrt seines jüngsten Bruders lag ihm (wie schon früher bemerkt worden) von jeher nah am Herzen. Unter Anleitung seines Lehrers, Casanova, hatte der Jüngling seit einiger Zeit augenscheinliche Fortschritte in der Kunst gemacht; doch der edlen Strebsamkeit des ältern Naumanns genügte dieß keineswegs. Im Herzen fest überzeugt, daß der ächte große Maler nur in Italien sich auszubilden vermöge, hatte er schon oft gewünscht, seinen Bruder nach Rom senden zu können; und mochte vielleicht im Geheimen auf eine Unterstützung des Hofs gerechnet haben. Jetzt, da beim Drangsal der Zeiten alle Hoffnungen dieser Art ganz zerstäubten, jetzt entschloß er sich, ihn auf eigne Kosten, auf eigne Gefahr mitzunehmen. Daß er selbst nur auf einige Wochen vor dem Mangel gedeckt sey, daß er, beim kleinsten Mißlingen seiner Erwartungen und Wünsche, sich einer zweifach peinlichen Verlegenheit in der Fremde bloß stelle, daran schien er im Feuer brüderlicher Liebe nicht zu gedenken! Und Gott krönte sein frommes Vertrauen, und lohnte seine aufopfernde Liebe mit günstigem Erfolge. Ein Glückstern begleitete ihn gleich in den ersten Tagen seiner Wallfahrt!

Er nahm seinen Weg über Augsburg und München. Maria Antonia befand sich damals seit einigen Wochen schon zum Besuch am Hofe ihres Bruders, des Kurfürsten von Baiern. In mehr als Einem Betracht war ihr Naumanns zufällige Erscheinung höchst erwünscht. Ihre Oper, Thalestris, zu welcher die Kurfürstin Text und Musik selbst entworfen hatte, sollte so eben von der regierenden Familie erlernt und aufgeführt werden; eine Serenade, die sie zum Geburtstage der Kurfürstin von Baiern schon gefertigt hatte, und noch eine zweite, die sie zum Namensfeste ihres Bruders zu verfertigen gedachte, bedurften einer Tonsetzung. Zu dem Allen kam ihr Naumann wie gerufen. Auf ihre Veranstaltung ward ihm sofort zu Nymphenburg (wo der Kurfürstliche Hof um diese Jahreszeit sich aufzuhalten pflegte) Wohnung, Tafel, Wagen, Bedienung und Bequemlichkeit jeder Art angewiesen. Aus vier oder fünf Tagen, die er hier zu verweilen gedachte, wurden eben so viele Wochen. Nicht ganz unbedenklich war für Naumannen dieser Verzug; denn seine Gegenwart in Venedig war nun bald höchst nöthig, wenn sie ihm nützlich für den nächsten Winter werden sollte. Aber reichlich sah er sich auch für Versäumniß und Mühe durch den allgemeinen Beifall entschädigt, den seine musikalischen Aufführungen am Münchener Hofe erhielten, was namentlich auch von einer Serenade gilt, welche er in sechs und dreißig Stunden hatte liefern müssen, und bei welcher nicht nur ein berühmter Kastrat, Guadagni, sondern sogar Maria

Antonia selbst singend auftraten. Aus den Händen des Kurfürsten, der ihm verschiedene Arbeiten für sich selbst auftrug, empfing er eine sehr schwere goldne Dose, die derselbe, als Dilettant in solcher Arbeit, verfertigt hatte, und sowohl von der Kurfürstin, als auch von der Markgräfin von Baden sehr schöne goldne Uhren und Ketten. Dieß Alles berichtete er seinem Freund Adam brieflich aus München am 20. und 29. August, und aus Augsburg am 15. Septbr. 1772. Vor Allem aber bewieß Maria Antonia ihre Gunst und Huld gegen ihn dadurch, daß sie ihm und seinem Bruder eine baare Unterstützung zu ihrer weitern Reise ertheilte, und ihnen Empfehlungsbriefe von hoher Bedeutung, namentlich auch an den berühmten Maler Mengs, dessen Schüler der jüngere Naumann dadurch ward, mitgab, worüber unser Naumann unter dem letztgedachten Datum auch an seine Mutter schrieb: „Was das schönste, und mehr als tausend Gulden werth ist, sind drei Briefe, mit ihrer eignen Hand geschrieben, worin sie ihn aufs beste recommandirt. Sie hat überdieß versprochen, ins Künftige treulich und mütterlich für ihn zu sorgen, wenn er sich nämlich rechtschaffen aufführen und etwas Rechtes lernen wird. Die Kurfürstin sagte, ehe wir abreiseten, vor den Ohren des ganzen Hofstaats: Das sind zwei Söhne einer Mutter, die ich herzlich liebe, und deren Mutter ich, wiewohl sie nur eine Bäuerin ist, für Eine der glücklichsten Mütter preise, weil sie Freude an ihren Söhnen erlebt; denn Beide machen durch rechtschaffne Aufführung und tüchtiges Lernen ihr, sich selbst und dem Vaterlande Ehre. — Ich versichere Sie, liebe Frau Mutter, daß mir bei dieser Lobrede die Thränen in die Augen traten, und ich konnte mich nicht

enthalten, mit der tiefsten Demuth ihr die Hand zu küssen, und für so viele Huld innigst zu danken. Ueberhaupt muß ich sagen, daß ich sie noch nie so gnädig gefunden habe, als hier." Desto weher that es ihm im folgenden Jahre, in Folge einer hinterwärtlichen Verleumdung von ihr einen Verweis zu empfangen, worüber er aus Venedig den 17. November 1773 an einen vertrauten Freund schrieb: „Ich bekenne vor Gott, daß ich Nichts weiß gethan zu haben, was diese Ungnade verdient. Ich werde mich weiter zu rechtfertigen suchen; aber ich fürchte, ihr Haß, wenn sie ihn einmal gefaßt hat, werde unversöhnlich seyn. Mein Trost ist, daß ich mich hiebei ohne Schuld weiß. Da heißt es wohl recht: Verlaßet euch nicht auf Fürsten, denn sie sind Menschen." Seine Rechtfertigung fand auch einen solchen Eingang bei der Kurfürstin-Mutter, daß ihm bei seiner Rückkehr in's Vaterland bald wieder eine günstige Aufnahme von ihr zu Theil ward.

Mühsam und bedenklich genug war die letzte Hälfte von Naumanns fernerer Reise. Heftige Ueberschwemmungen in Tirol hatten gerade damals alle Wege zerrissen, alle Gewässer angeschwellt, alle Brücken mit sich fortgeführt. Mehr als Ein Mal befanden sich unsere Reisenden in augenscheinlichster Lebensgefahr. Auch damals ward Naumanns Ankunft in Venedig um ein Beträchtliches verspätet; und doch kam er noch so eben seinen Wünschen gemäß an. Denn obwohl die Opern für das nächste Karneval schon sämmtlich vergeben waren, so schien doch eine Einzige absichtlich noch für Naumannen aufgespart worden zu seyn, und ward ihm noch an eben dem Tage,

als er zu Venedig eintraf, angetragen. Es war die zweite ernsthafte Oper auf dem Theater von St. Benedetto, und konnte in Rücksicht des Textes sowohl (es war der Soliman von Migliavecca), als auch vorzüglich ihres Schauplatzes, für Eine der besten im ganzen Karneval gelten. Naumann schlug ohne Bedenken ein, zumal da auch die dabei gestellten Bedingungen sehr anständig waren. Man bot ihm nämlich, außer freier Kost bei der Theater-Direction, die aus einigen reichen Nobili di Venetia zusammen gesetzt war, achtzig Zechinen baar, wodurch sich Naumann nicht nur für seine Reise bezahlt, sondern auch in Stand gesetzt sah, seinen Bruder zu dessen Ausbildung nach Rom zu senden. Noch zu keiner dramatischen Arbeit war unserm Naumann, wie zu dieser, eine Zeit von reichlichen drei Monaten verstattet gewesen, weshalb er sich auch derselben, unter jenem milden Himmelsstriche, unter welchem er seine Jünglingsjahre verlebt hatte, mit vorzüglicher Liebe widmete. Er gehörte überhaupt nicht zu den Künstlern, welche Alles, oder doch fast Alles, vom bloßen ersten Wurfe erwarten. Er gestand vielmehr gern und willig, daß es ihm anhaltende Anstrengung koste, bevor er Etwas schaffen könne, womit er selbst — zufrieden sey. Dieß schließt keineswegs das Vermögen aus, in außerordentlichen Fällen doch auch rasch seine Kunst bewähren, oder kleinere Arbeiten mit Leichtigkeit vollenden zu können. Diese Gabe übte Naumann ja unzähliche Male aus, wenn ihm zu einer dramatischen Arbeit kaum sechs, bisweilen nur drei Wochen Frist gegeben war. Ja, die Tonsetzungen

bei einigen Gelegenheits-Feierlichkeiten warf er in ein paar schlaflosen Nächten so schnell auf's Papier, daß ihm die Kopisten kaum nachfolgen konnten. Die Melodie eines Liedes, wovon der Text ihm gefiel, schrieb er oft eben so hin, wie man ein freundschaftliches Brieflein zu schreiben pflegt. Doch zu Werken von Umfang und Gehalt nahm er sich gern einige Zeit, gönnte sich zuweilen zum Ausruhen oder zur Abwechselung eine kleine Pause, kehrte dann absatzweise wieder zu seiner ersten Arbeit zurück, und ließ sie auch wohl nach der Vollendung noch ruhen. Von manchem andern Werke trug er den Plan lange in seinem Geiste herum, war oft in der Gesellschaft seiner Freunde, an der Tafel und auf Spaziergängen noch voll von demselben. Dann benutzte er gern die Einfälle der einzelnen glücklichen Begeisterungs-Minuten, strebte jedoch stets den Dünkel zu vermeiden, der mit seinem Nachdenken sich brüstet, oder die prahlerische Zerstreuung, die sich wichtig im Auge des Neulings macht.

Dafür ward ihm auch die Mühe, die er namentlich auf jene, in Venedig ihm übertragene, Oper verwandte, durch das glücklichste Gelingen belohnt, so daß er dieselbe noch in späteren Jahren für Eine seiner besten Arbeiten erklärte. Als sie auf der Bühne erschien, sahen selbst Naumanns wärmste Freunde ihre Hoffnung übertroffen, und die zunftmäßigsten Tadler — schwiegen. Das Publikum empfing sie mit einem Entzücken, das nicht blos flüchtig vorüber ging; denn von dem Tage an, wo sie auf die Bühne kam,

bis zum Schlusse des Karnevals (das war über vierzig Abende ununterbrochen) ward sie bei stets zahlreicher, lauten Beifall ihr zurufenden, Versammlung aufgeführt, und mit großer Stimmen-Mehrheit für die beste erklärt, die diesen ganzen Winter hindurch in Venedigs sieben Schauspielhäusern gehört worden sey. Ja, was ihm mehr gelten mußte, als der Lobspruch von tausend Halbkennern, war, daß auch Hasse, der damals in Venedig sich befand, in diesen Chor des Beifalls laut einstimmte. Er umarmte Naumannen, als er das erste Mal aus seiner Oper heraus ging, mit den Worten: „Ich habe es ja voraus gesagt, daß aus Ihnen ein Mann werden wird, der uns Deutschen Ehre macht!"

Die Folgen dieser günstigen Aufnahme zeigten sich bald! Von Rom, Bologna, Florenz — von mehreren Seiten her, ergingen jetzt an ihn vortheilhafte Anträge und Einladungen. Es stand ganz in seiner Willkür, unter Italiens ersten Bühnen für den nächsten Winter zu wählen. Dennoch beschränkte er sich fortwährend blos auf Venedig, oder auf die Umgegend dieser Stadt, und zwar mit bewunderungswürdiger ausdauernder Thätigkeit. Denn kaum war sein Soliman vollendet, so setzte er für eine Gesellschaft Venetianischer Nobili Metastasio's wüste Insel, die gleich nach Ostern auf einem Privat-Theater gegeben, und mehrmals mit Beifall wiederholt ward. — Ihr folgte Armide, eine ernste Oper von Bertadi, welche dazu bestimmt war, während der Messe in Padua auf dem sogenannten neuen Theater gegeben zu

werden. Bei allem Drange dieser Arbeit, wozu ihm nur drei Wochen Zeit verstattet war, ging er an sie mit so größerer Lust und Liebe, da er sich gern auf der Schaubühne derjenigen Stadt recht auszeichnen wollte, in deren Mauern er vor zwölf oder dreizehn Jahren noch von Almosen gelebt hatte. Sein Wunsch wurde ihm gewährt, Hohe und Niedere drängten sich mit Lobsprüchen zu ihm; nur eine einzige Stimme fehlte der geheimen Sehnsucht seines Herzens, — die Stimme Tartini's, — auf dessen Grab manche Thräne des dankbaren Schülers niederfloß. Der Beifall aber, den Naumann als Komponist genannter Oper davon trug, war für ihn desto ehrenvoller, da die Ballets, von denen man sich viel versprach, misriethen, und mit Ausnahme Eines Sängers die ganze übrige Gesellschaft, nach seinem Urtheile, keinen Schuß Pulver werth war.

Nach Venedig zurück gekehrt, schrieb er für das Theater von St. Moyse, — ob er gleich schwer daran ging, eine sogenannte Buffe zu setzen, — die Musik eines komischen Singspiels, „die gestörte Hochzeitfeier" betitelt, in welcher zwar an sich nicht viel Sinn und Gutes war, in welcher jedoch Naumann einzelne Stücke so glücklich setzte, daß auch das Uebrige darin gehoben, und vorzüglich eine Arie, die sich anfing: Una donna a una rosa s'assomiglia, das Lieblings-Stück von ganz Venedig wurde. Gleich darauf setzte er zum Karneval 1774 für das Theater von St. Benedetto eine ernste Oper „Impermestra," welche zwar ein Werk des ersten musikalischen

Dichters Metastasio war, aber doch offenbar zu dessen schwächern Erzeugnissen gehörte, und deshalb schon bei einer früheren Aufführung in Venedig mit Kälte aufgenommen worden war. Das Bedenklichste für Naumannen war aber hiebei: Fast alle inländischen Tonkünstler schienen sich jetzt das Wort darauf gegeben zu haben, mit möglichster Strenge über diesen Sachsen zu richten, dessen Verdienst sie zwar nicht abzuleugnen vermochten, der aber doch nun fast ein wenig allzulange mit ihnen wetteiferte, dessen Arbeitsamkeit sie fast für allzugroß, so wie seinen Ruhm für allzuwachsend hielten. Naumann bemerkte das Gefährliche in seiner Lage gar wohl; doch ließ er sich nicht dadurch zu einer nutzlosen Furcht, sondern vielmehr zu einem noch ernstern Eifer treiben, alle seine Kräfte aufzubieten. Zehn bis zwölf Wochen hindurch verwandte er jeden Schwung seiner glühenden Phantasie, und auch jede Sorgfalt der kältern Beurtheilungsgabe auf diese Arbeit allein; und als sie nun vollendet war, als sie zur wirklichen Darstellung überging, hatte er dafür die belohnende Freude, zu sehen, daß der Plan seiner Gegner ganz scheiterte, — zu hören, daß man mit Einem Munde dieses letzte Singspiel für sein Vorzüglichstes erklärte, und daß selbst der Kenner Urtheil entschied: „Impermestra stehe an Feuer des Ausdrucks neben Soliman, und übertreffe ihn noch an Feinheit der Gefühle." Dennoch maß er nach der sanften Bescheidenheit, deren nur der wahre Künstler fähig ist, einen großen Theil dieses Beifalls den Leistungen einer vortrefflichen er-

sten Sängerin, einer Deutschen, Namens Schindler, bei, von deren leiblichen und geistigen Vorzügen, von deren sittlicher Güte und künstlerischer Höhe er mit solcher Begeisterung sprach, daß er in einem Briefe aus Venedig d. 12. Januar 1774 einem Freunde eingestand, nur die Rücksicht auf die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Religion stehe ihm im Wege, sich ernstlich um ihre Gunst zu bewerben.

Ja ob er gleich in den größten und vornehmsten Familien aus- und ein-ging, und namentlich auch vom weiblichen Geschlechte gern gesehen war, so wich er doch jeder Gelegenheit zur Verehelichung geflissentlich aus, und beklagte sich insbesondere in einem Briefe an seinen Freund Adam, vom 13. November 1773, darüber, daß eine 22jährige, von vielen Anbetern umringte, Italiänerin ihre Augen auf ihn geworfen habe, und ihn allenthalben, selbst wenn er im Theater und sogar maskirt sey, mit ihren Gunst-Aeußerungen verfolge, was ihn in große Verlegenheit, Unruhe und Furcht vor ihrer Rache versetze. Doch mitten unter allen Ehren-Bezeugungen, die er hier genoß, mitten unter den glücklichen Umständen und angenehmen Verhältnissen, in denen er stand, betraf ihn eine merkwürdige Prüfung, welche einer ausführlichern Erzählung bedarf. Naumann wohnte in den ersten Zeiten seines Aufenthalts zu Venedig, entweder innerhalb des großen Opernhauses selbst, oder wenigstens dicht neben demselben. Schon war seine erste Oper aufgeführt, mithin sein Name schon wieder in Venedig allbekannt geworden. Schon befand er sich längst in den gesellschaftlichen Kreisen sowohl Derer, die zur Bühne insbesondre, als auch zu der größern

Anzahl der Musikfreunde überhaupt gehörten. Eines Abends (den 5. Februar 1774), als er mit mehrern Personen des Theaters, Männern und Frauen, bei einem freundschaftlichen Nachtmahle sich erheitert, nach Mitternacht heimkehrte, und nun gerade ganz sorgenlos im Begriff stand, sich zur Ruhe zu legen, erscholl plötzlich der fürchterliche Ruf vor seiner Thüre: Feuer! Feuer! und der noch furchtbarere Schein einer äußerst nahen Flamme schlug an seine Fenster. Er sprang hin zu denselben, und siehe da, das Opernhaus selbst stand in voller Glut, was ihn natürlich gewaltig erschreckte.

Daß hier die größte Eilfertigkeit nöthig sey, um nicht selbst sammt seinen Habseligkeiten ein Raub der Flammen zu werden, war augenscheinlich. Schnell packte er daher mit Hülfe seines Dieners Kleider und Schriften zusammen, legte selbst mit Hand an, um seinen Koffer fortzuschleppen, und war glücklich genug, trotz der Nähe des Feuers und des Getümmels der Menge Nichts einzubüßen. Doch ging seine Bestürzung so weit, daß er (wie er nachmals oft seinen Freunden mit Lachen erzählte) nebst der obengenannten Sängerin, Catharina Schindler, welche neben ihm wohnte, und so, wie er, in gleicher Verlegenheit sich befand, einen ihr zugehörigen Koffer ergriff, und ihr denselben wohl durch ein Dutzend Gäßchen und Brücken schleppen half. Erst, als sie auf den Markusplatz kamen, besannen sich Beide, daß sie nicht wußten, wohin damit? Das Opernhaus ward ohne Rettung ein Raub der Flammen. Von diesem Abende erzählte Naumann Einem seiner Freunde unter Andern auch, „als er kurz vor dem Brande habe heim-

gehen wollen, sey er am Eingange eines engen, von seiner Behausung nicht fernen, Gäßchens von ein paar verlarvten Personen ziemlich rauh zurückgewiesen worden, weil hier jetzt Niemand gehen dürfe. Diese sonderbare Behandlung sey ihm nachher durch den Verfolg noch bedenklicher geworden; er habe sie Einigen seiner vertrautesten Freunde erzählt, und dadurch vorzüglich die Veranlassung zu dem Vorfall gegeben, der sich bald darauf ereignete.

Naumann sah sich nämlich genöthigt, nun ein andres Quartier zu suchen. Er fand es bei einem guten, einfachen, alten Mütterchen, das schon seit geraumer Zeit im Stande der Wittwenschaft sich befand, und von ihrem verstorbenen Gatten, dessen sie oft mit Rührung gedachte, ein Häuschen mittlern Schlages geerbt hatte. Der Fremdling, wiewohl er ein Protestant und ein Tonkünstler war, — gegen deren gewöhnlich leichtes Leben sie ein Vorurtheil hatte, — gewann doch binnen kurzer Zeit durch sein stilles eingezogenes Wesen, durch die Freundlichkeit, mit welcher er sie im Vorbeigehen grüßte, durch die Ordnung, mit welcher er seine Wohnung voraus bezahlte, und durch das günstige Zeugniß, das sein Bedienter ihm ertheilte, ihr ganzes Zutrauen. Sie fand sich höchlich dadurch geschmeichelt, wenn er manches Mal ein Viertelstündchen auf ihrem Zimmer verschwatzte, und sie gestand laut, daß sie auf ihn mehr, als auf Manchen ihrer Landsleute und Glaubensgenossen halte.

Fast vier Monate war Naumann in dieser Woh-

nung. Eine neue musikalische Arbeit beschäftigte ihn dringend; da trat eines Morgens ein Mann in anständiger Kleidung zu ihm ins Zimmer, bedeckte innerhalb desselben sein Haupt mit einer rothen Mütze, als dem Zeichen, welches damals die Gerichtsboten der Venetianischen Regierung zur Ausübung ihrer Pflicht bevollmächtigte, und überreichte ihm ein kleines viereckigtes Zettelchen mit den einfachen Worten: „Signor Naumann wird morgen früh um die zehnte Stunde vor dem Gericht der Zehner zu erscheinen geladen!“

Naumann stutzte ein wenig, und fragte den Boten: „Sollte da nicht etwa ein Irrthum vorgehen?“

„Wenn Sie anders Signor Naumann, Tonkünstler aus Sachsen, sind“ — —

„Der bin ich!“

„So ist meine Vorladung ganz richtig!“

„Und ich werde nicht ermangeln, mich einzustellen.“

Die rothe Mütze ward abgenommen. Der Bote entfernte sich; Naumann besah sich noch ein paar Mal das Zettelchen, und dachte: „Was soll ich denn dort oben?“ Er kannte den Namen dieses Gerichts gar wohl; — denn welcher Reisende, der auch nur drei Tage lang in Venedig verweilte, hätte nichts von der großen Gewalt dieser Richter, und der allgemeinen Ehrfurcht, deren sie zu genießen pflegten, vernommen? — Aber es war auch immer nur bloße Verwunderung, nicht ein Gran von Furcht, was er bei dieser Vorladung fühlte.

Da er ohnedem gesonnen gewesen war, bald darauf auszugehen, so vollendete er jetzt seinen Anzug, und begab sich dann ins untere Zimmer seiner Wirthin, erzählte ihr ganz unbefangen, welchen unerwarteten Besuch er erhalten hätte, und fügte eben so gelassen hinzu: er sähe nicht ein, was er dort zu schaffen habe? — Das Mütterchen ward todtenbleich; alle Glieder zitterten an ihr; zagend schaute sie umher, ob noch sonst Jemand ihnen zuhöre? — und dann, als sie des Alleinseyns ganz gewiß war, rief sie schluchzend aus: „Jesus Maria, erbarme Dich! Guter, lieber Herr, flüchtet euch! Vielleicht ist es noch Zeit! Vielleicht könnt ihr euch noch retten!"

Naumann stutzte jetzt stärker, als beim Empfang der Vorladung selbst. Die Aengstlichkeit dieser guten Frau war ihm allzugroß und ganz unbegreiflich. Er fragte, was sie wohl zu einem solchen verzweiflungsvollen Rathe bewöge? Aber Hände ringend, mit Thränen in den Augen, und nur mit abgebrochnen Sätzen rief sie von Neuem aus: „Heiland der Welt, erbarme Dich dieses armen Fremdlings! Heilige Mutter Gottes, vergieb ihm, und wenn er auch in der Unwissenheit Dich selbst beleidigt haben sollte! Armer Herr, wißt ihr wohl, was euch bevorsteht? Ihr seyd ja, wie ihr selbst sagt, vor die dort oben — seyd vor die furchtbaren Drei geladen."

(So nannten nämlich die gemeinen Leute im Venetianischen Volke ehemals die drei Staats-Inquisitoren, welche die Vorsitzer des Geheimen Gerichts waren.)

„Gute Mutter, was fällt euch ein? warum sollte mir dieses Gericht so furchtbar scheinen? Ich bin ja" —

„Glaubt' mir, da hilft keine Ausflucht, kein Widerstreben! Ihr müßt leibhaftig dort erscheinen, wenn euch nicht diese Nacht noch eure guten Freunde von hier fortzuschaffen wissen. Ach, ich selbst, so gefährlich es seyn mag, will nach besten Kräften alles Mögliche dazu beitragen."

„Um Gottes willen, was denkt ihr? Ich sollte fliehen? Nimmermehr! ich habe ja Nichts verbrochen!"

„Ach, das schützt noch nicht! Die dort oben strafen auch den kleinsten Fehltritt. Ihr sollt vor dem strengsten Gericht auf dem ganzen Erdboden euch stellen. Hinein kommen Viele, wieder heraus nur äußerst Wenige."

„So werde ich Einer von diesen Wenigen seyn; denn ich baue fest auf meine Unschuld und auf die Gerechtigkeit eurer Regierung. Glaubt mir das, Mutter, und seyd ohne Sorgen."

Er verließ hier seine bebende Wirthin, die ihm noch nachrief, sie werde gewiß alle Heiligen für ihn anflehen. Ihre Furcht ging keineswegs auf ihn über; aber etwas nachdenkender ward er doch, und er hielt es für rathsam, Einen seiner angesehensten Gönner aufzusuchen, ihm diesen sonderbaren Umstand zu erzählen, und seinen Rath einzuholen.

Er ging, und auf dem Wege dahin begegnete ihm ein Andrer seiner allervertrautesten Bekannten. Sie kamen ins Gespräch zusammen, und Naumann entdeckte ihm die Veranlassung dieses Ganges. Doch

kaum hatte er das Wort „Rath der Zehner" ausgesprochen, so erschrack Jener fast eben so sehr, wie das alte Mütterchen, und rieth ganz, wie dieselbige, zur allerschnellsten Flucht. — Naumann antwortete abermals: „Nimmermehr!" Er wisse Nichts, wodurch er gefehlt, — oder irgend eine gesetzliche Ahndung verdient haben könne. Jeder Schuldlose aber sündige gegen das Gesetz, gegen seine Freunde, gegen das Publikum und sich selbst, wenn er irgend eine Untersuchung scheue, und nicht selbst dem strengsten Richter sein Leben offen darlege. — Sein Freund zuckte die Achseln, und sagte: „Er habe schon Männer gekannt, die mit gleichen oder wenigstens ähnlichen Gesinnungen vor der Staats-Inquisition erschienen, und doch seitdem — verschwunden wären. Mehr davon zu sagen sey gefährlich."

Während dieses Gesprächs, oder dieses Lispelns vielmehr, kam Naumann zum Hause seines Gönners, kam sogleich vor, und wiederholte seine Erzählung. Auch Dieser ward zwar nicht so bleich, erschrack nicht so heftig, wie die Wirthin und der Venetianer, staunte aber dennoch merklich genug, stockte ein paar Augenblicke mit der Antwort, und rieth dann gleichfalls zur eiligsten Wegreise, wofern Naumann sich nur die kleinste Anmerkung über Senat und Staatsregierung, nur den leichtesten Spott über irgend einen Heiligen oder Kirchengebrauch jemals erlaubt hätte.

„Gerade das Bewußtseyn vollkommener Unschuld in allen diesen Punkten" (erwiederte unser Landsmann,) „mache ihm Muth, da zu bleiben. Er sey

gewiß, nie auch nur Ein Wort gesprochen zu haben, das einen gerichtlichen Verweis, zumal gar eine Strafe, verdiene. Er habe es sich stets zum Grundsatze gemacht, mit Reden und Gelde haushälterisch umzugehn. Geäußerter Tadel einer jeden Regierung, unter welcher man lebe, scheine ihm strafbar, wenn man nicht zugleich durch gründliche Vorstellung oder kräftigen Einfluß den gerügten Druck zu lindern vermöge. Spott über Religionsgebräuche werde er sich um so weniger erlauben, da man über diese, seiner Denkart nach, im Umgang durchaus schweigen müsse."

„Sind Sie aber auch" (fragte Jener) „sicher genug, keinen schlauen bösartigen Feind zu haben, der Sie durch Verleumdung oder Verdrehung irgend einer unschuldigen Rede unglücklich zu machen strebt?"

„Auch das," erwiederte Naumann, „kann ich kaum glauben. Ich lebe ja hier so anspruchslos, habe nie mit Wissen und Willen auch nur den Geringsten im Volke gekränkt, stehe absichtlich Niemandem im Wege. Wer sollte mich daher so bitter hassen oder neiden?"

„Nun dann, so stellen Sie sich kühn im Gefühle Ihrer Unschuld vor das Staatsgericht! Daß Sie keines Verbrechens fähig wären, — dafür hätte ich mich, auch ohne Ihr Vorwissen, verbürgen wollen. Aber einer kleinen Unvorsichtigkeit kann auch oft ein Biedermann sich schuldig machen, und bittre Feinde hat oft gerade er am ehesten. Besinnen Sie sich daher noch auf irgend eine Kleinigkeit, die Ihnen Besorgniß erregen könnte, so steht Ihnen meine Börse

und meine Beihülfe zu Dienste. Noch vor Tages-Anbruch sollen Sie dann aus Venedig und in Sicherheit seyn!"

Naumann dankte gerührt für ein so edelmüthiges Erbieten, blieb aber dabei, daß er es nicht annehmen könne, und in einem Staate, wo er sich stets eines unsträflichen Wandels beflissen habe, nicht durch eine heimliche Flucht den Schein eines Vergehens auf sich laden wolle. — Zurückgekehrt in seine Wohnung blieb er den ganzen Ueberrest des Tages in seinem Zimmer, und arbeitete gelassen an der ihm obliegenden Tonsetzung fort. Noch Einige seiner Freunde, auf diese oder jene Art von seiner Vorladung benachrichtigt, besuchten ihn; fast einstimmig riethen sie ihm zur Entfernung; er blieb bei seinem Vorsatze.

Des andern Tages, zur bestimmten Zeit, wohl eher noch eine Viertelstunde früher, stand er schon vor dem furchtbaren Pallaste. Bis dahin hatte seine Hauswirthin ihn begleitet, und versicherte, auch während seiner Prüfung im Gebete für ihn nicht ermüden zu wollen. Seine vorherrschende Empfindung hingegen war nur — Neugier. „Es kann dir nichts Arges widerfahren," dachte er, „denn du hast Nichts verbrochen!" Getrost folgte er dem gestrigen Boten, der seiner schon zu warten schien. Durch lange, öde, wiederhallende Gänge schritt er langsam voraus, ohne ein Wort zu sprechen, ohne sich umzuschauen. Jetzt standen sie an einer großen, eisernen, schwarz angestrichenen Thüre. Sie ward aufgeschlossen; Naumann,

auf eine Deutung von der Hand seines Führers, trat herein; sofort schloß sich mit einem dumpfen Geprassel die Thüre hinter ihm zu, und er sah sich allein in einem großen, durch Gitterfenster vom Tageslicht nur sehr sparsam erleuchteten, Gewölbe. Ein hölzerner Block, vor einem schwarzbehangenen Tische stehend, auf demselben ein Krucifix, ein Todtenkopf und eine schwachbrennende Lampe — waren das sämmtliche Geräthe dieses schauerlichen Gemachs. Länge der Zeit hatte die vier Wände desselben durchaus grau gefärbt. Zwei große, schwarze, eiserne Thüren, einander gerade gegenüber, unterbrachen gewisser Maaßen die Einförmigkeit, ohne sie jedoch angenehmer zu machen. Zu der einen war, wie wir sahen, Naumann hinein gelassen worden; gegen die zweite schien bedeutungsvoll der harte Sessel gerichtet zu seyn.

Naumann, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, setzte sich auf diesen Letzteren, nahm ganz gelassen den Todtenkopf in die Hand, und gab seinen Betrachtungen Raum. Zahllose Gedanken über Leben, Tod, Religion, Schicksal, menschliche Bestimmung, und so weiter, stiegen in ihm empor. Die erste Viertelstunde entfloh ihm noch schnell und heiter genug; aber, als jetzt auch die zweite beinahe verflossen war, und immer noch Nichts um und neben ihm sich änderte, da kam ihm plötzlich jene gestrige Frage seines Gönners: „ob er auch vor keinem schlauen bösartigen Feinde sich zu hüten habe?" zurück ins Gedächtniß, und hatte jetzt für ihn des

Grausenden weit mehr als vorher. Er überdachte alle seine Verhältnisse, seine Bekannte, seine Gespräche, jeden einzelnen Besuch, den er gegeben oder empfangen hatte, und er fand auch keinen einzigen Punkt, worüber er sich einen Vorwurf machen durfte.

Dennoch ergriff ihn eine gewisse Bangigkeit, die immer stärker ward. Der mit Beifall aufgenommene Fremdling und Künstler konnte ja doch wohl manchen Neid gegen sich aufgereizt haben? Neid konnte die Quelle der Verleumdung, und Verleumdung wieder der Ursprung mancher Drangsale werden. Er ging weiter; er stellte sich vor, wie manches Schlachtopfer schon in diesem Gewölbe gezagt und gebangt, — vielleicht auch wohl geblutet haben möge! Alle Warnungen seiner Freunde, alle Erbietungen, ihn zu retten, schollen jetzt von Neuem, und weit kräftiger als gestern, in sein Ohr. Er war immer noch überzeugt, durch Ausschlagung der Flucht moralisch — richtig gehandelt zu haben; ob aber auch klüglich? darüber ward seine Meinung mit jeder Minute schwankender, und er war nahe dran, sich unverdienter Weise einer Verwegenheit anzuschuldigen.

Nach Verlauf einer Stunde, — deren scheinbare Länge für ihn drei Sommertagen glich, — hörte er Fußtritte aus der Ferne kommen. Sie nahten sich, und am Schlosse der zweiten eisernen Thüre erhob sich endlich ein Geklirre der Schlüssel und Riegel. So dumpf dieses Getöse erklingen mochte, so angenehm war es doch für ihn; denn er hoffte nun auf Erlösung. Mit langsamem Knarren ging die Thüre

auf. Er blickte hin, und sah durch die Oeffnung derselben, in einer mäßigen Entfernung, mehrere Männer in schwarzen Mänteln stehen. Nur Einer derselben trat mit feierlich abgemeßnem Schritt ins Gemach selbst hinein. — Naumann erhob sich, und wollte ihm entgegen gehn; doch Jener winkte mit der Hand, und sprach:

„Verlaß die Stätte nicht, worauf du stehest! Wohl aber gieb mir an diesem schauerlichen Orte, im Angesicht des Ewigen, dessen Blick auch Kerker durchdringt, eine gewissenhafte Antwort auf meine Fragen: „Glaubst du an Gott und die Unsterblichkeit?"

„Ja!"

„Was denkst du dir beim Anblick dieses Todtenkopfes?"

„Mancherlei! Doch vorzüglich Dieses, daß sein Besitzer einst, wie wir, in menschlicher Gestalt einher wandelte, daß uns Beiden noch bevorsteht, was er schon erfuhr, und daß wir dann vor einem ewigen, strengen, aber auch allgütigen Richter Rechnung ablegen müssen, wie wir das uns geliehene Leben allhier verwendeten."

„Gut! Wirst du aber auch mit diesen Gesinnungen auf alle Fragen, die dir bald an einem andern Orte vorgelegt werden sollen, treu und aufrichtig antworten?"

„Ganz gewiß!"

„Wohlan! Diese Nachricht hinterbringe ich deinen Richtern. Durchdenk' indeß noch Ein Mal mit prü-

fendem Ernste dein ganzes, bisher in Venedig geführtes, Leben!"

Mit eben der Würde, mit welcher er eingetreten war, entfernte sich jetzt der Sprecher wieder. Die Thüre ward abermals verschlossen. Der Schall der Weggehenden verlor sich von Weitem; Naumann blieb, im buchstäblichen Sinne des Wortes, seinem Nachdenken allein überlassen. Aber auch jetzt war dieses Nachdenken tröstlich auf einer, fruchtlos auf der andern Seite für ihn, denn er fand durchaus keine Handlung und keine einzige einzelne Rede im Laufe seines hiesigen Lebens, die ihm einer Verantwortung zu bedürfen dünkte. Gewiß ermuthigten ihn zugleich so manche Bibelsprüche, die ganz auf seine Lage paßten: „Wer ist, der euch schaden könnte, so ihr dem Guten nachkommt? Und ob ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen, so seyd ihr doch selig. Darum fürchtet euch vor ihrem Trotzen nicht, und erschrecket nicht; heiliget aber Gott dem Herrn in euern Herzen. — Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn?" Gewiß war es ihm, als hörte er die Stimme Gottes: „Fürchte dich nicht, Ich bin mit dir; weiche nicht, denn Ich bin dein Gott. Ich stärke dich, Ich helfe dir auch, Ich erhalte dich durch die rechte Hand Meiner Gerechtigkeit." — Voll Fassung erwartete er so, was man von ihm begehren würde.

Eine reichliche Viertelstunde entschlich, da klangen wieder Fußtritte; da ging wieder die eiserne Thüre auf, und es traten nun drei Männer in schwarzen

Kleidern und gleichfarbigen langen Mänteln zu ihm herein.

„Hast du,“ fragte eben Derjenige, der früher schon gekommen war, „deine ganze Lage reiflich überdacht, und den festen Vorsatz gefaßt, unserm ehrwürdigen Gerichte Wahrheit zu sagen?“

„Den hatte ich früher schon!“

„Verbindet ihm die Augen, und führt ihn vor Gericht!“

Die zwei Begleiter folgten dem Gebote, und Naumann ward nun wieder durch lange — lange Gänge, einige Mal Treppen auf, Treppen nieder geführt, bis sie an eine Thüre kamen, die erst auf wiederholtes Klopfen geöffnet wurde. Hier stellte man den Eingeführten an einen bestimmten Ort, nahm ihm das Tuch vom Auge, und gab ihm, in der stummen Pause von zwei oder drei Minuten, Freiheit, Odem zu schöpfen, und bescheiden um sich her zu sehen, wo er sey?

Es war wiederum ein Gewölbe, durchaus schwarz bekleidet, jedoch hell erleuchtet. Auf einem etwas erhöhten Platze stand eine große, ebenfalls schwarz behangene Tafel, und die an ihr sitzenden Richter waren in schwarzen Gewändern und Mänteln. Der Erste von ihnen hob mit feierlichem Ernste an:

„Weißt du, vor welchem Gerichte du jetzt stehest?“

N. „Wie ich gehört habe, vor dem Gericht der Staats-Inquisitoren von der Republick Venedig.“

„Muthmaßest du wohl, warum?

N. „Wahrlich, nein!“

„Hast du deinen ganzen Lebenslaüf zu Venedig ernst prüfend durchgedacht?“

N. „Das habe ich, aber auch nicht die kleinste Spur entdeckt, weshalb ich hier vorgeladen seyn dürfte.“

„Fürchtest du dieses Gericht?“

N. „O nein! Ich ehre es nur, und hoffe eben deshalb unschuldig vor ihm erfunden zu werden, und frei wieder hinweg zu gehen.“

„Ehrst du das Zeichen des heiligen Kreuzes? Glaubst du an den Auferstandenen? Und ist Sein Evangelium dir heilig?“

N. „Ja! ja! ja!“

„Nun so schwöre beim Dreieinigen Gotte der ganzen Christenheit, alle Fragen, die unser ehrwürdiges Gericht dir vorlegen wird, freimüthig und gewissenhaft zu beantworten!“

Naumann mußte jetzt nieder knieen, seine linke Hand auf die entblößte Brust, seine rechte aufs Evangelium legen. Ein breites, blankes, zweischneidiges Schwerdt — bisher auf der Tafel vor den Richtern liegend, und von Einem derselben mit den Worten erhoben: „Sieh hier das Schwerdt der Gerechtigkeit! Es schützt die Unschuld, es bestraft aber auch blutig den Verbrecher!“ — ward so dicht, daß es sein Haupthaar berührte, über ihn gehalten, und ein feierlicher Eid ihm vorgelesen. Er schwur getrost ihn nach; aber als dann die so lange erwartete, wieder mit dumpfem Tone ausgesprochne, Frage also lautete: „F r e m d - l i n g, i n w e l c h e r G e s e l l s c h a f t b e f a n d e s t d u d i c h g e s t e r n v o r s e c h s z e h n W o c h e n? A n d e m

und dem Tage des Monats ***? Und was begannst du überhaupt diesen Tag von sechs Uhr Abends bis um die Mitternachtsstunde?" — da stutzte Naumann gewaltig, und antwortete nach einer kleinen Pause:

„Ehrwürdiges Gericht, ich möchte gern, meinem Gewissen und meinem Schwur zu Folge, die strengste Wahrheit sprechen. Aber wie kann ich das jetzt? Wie soll ich nach länger als sechszehn Wochen noch so aufs genaueste wissen, was ich gerade an dem Tage und in diesen Stunden sah, hörte oder sprach? Daß es nichts Pflichtwidriges gewesen sey, Nichts, was die allgemeinen Vorschriften der Billigkeit oder die besondern Gesetze der erlauchten Republik beleidigen konnte, dafür steh' ich mit meinem Leben. Aber einer noch genauern Angabe bin ich nicht, wenigstens in diesen Augenblicken nicht, fähig."

„Und wäre dir denn" — begann der Richter wieder, — „dieser Tag und diejenigen Stunden, von welchen wir deine Rechenschaft erfordern, durch gar Nichts merkwürdig oder ausgezeichnet vor Andern geworden? Durchdenk' es genauer! Wir erlauben es dir, dich zu sammeln!"

Monat, Tag und Stunden wurden noch einmal ihm wiederholt; wohl acht oder zehn Minuten sann Naumann schweigend nach. Plötzlich fiel gleichsam ein Lichtstrahl in seine Seele.

„Wie ist mir?" rief er: „brannte nicht gerade in dieser, zur Frage bestimmten, Nacht das große Opernhaus ab?"

„Allerdings!“

„O dann, — ja dann bin ich erbötig und vermögend, von der Verwendung meiner damaligen Zeit Red’ und Antwort zu geben! Dieser Tag wird freilich meinem Gedächtniß durchs ganze Leben nie entfallen.“

Er nannte nun die Orte, wo? — die Personen, mit welchen? — die Stunden, wie lange er damals in Gesellschaft sich befunden habe. Er gab (was ihm bei seiner Schuldlosigkeit sehr unbedenklich schien) genau alle die Gespräche an, die er damals geführt habe; und Alles, was er aussagte, ward pünktlich zu Papiere gebracht. Die Redlichkeit seines Willens, die Wahrheit seiner Rede war unverkennbar. Auch unterbrach man ihn selten oder nie durch den kleinsten Zweifel, durch die geringste Einwendung; wohl aber erging beim Beschlusse noch die Frage an ihn: „Ob er gar keinen Verdacht habe, wie und durch wen jenes Feuer habe ausbrechen und so unwiderstehlich um sich greifen können?“

Er betheuerte: „Nein!“ Er gestand, daß er wirklich viel darüber nachgedacht, aber auch nie den kleinsten Funken einer Wahrscheinlichkeit gefunden habe. Und man drang nicht weiter in ihn. Auf einen Wink des Ober-Richters ward er für einige Minuten in ein Nebengemach gebracht, und als er dann wieder vorgerufen wurde, vernahm er den Ausspruch, daß er vollkommen frei gegeben sey.

Ein Paar von den Beisitzern standen sogar von ihren Sitzen auf, traten näher zu ihm, und sagten

ihm einige verbindliche Worte über die edle Zuversicht und den unerschrocknen Muth, mit welchem er vor einem so allgefürchteten Gerichte sich betragen habe. Sie versicherten, ihn sonst schon gekannt, und im Stillen bedauert zu haben, daß diese Vorladung ihm Besorgniß machen werde! Blos ihre Amtspflicht habe sie verhindert, ihm einen tröstenden Wink im Voraus zu geben. Jenes bisher noch undurchdringliche Dunkel, das über dem gewiß absichtlich veranlaßten Opernhaus-Brand schwebe, nöthige sie, Untersuchungen bei allen Denen anzustellen, die nur ein Wort darüber geäußert hätten. Alle Genossen seiner damaligen Abend-Gesellschaft werde wahrscheinlich gleichfalls die Reihe des Verhörs treffen; daher müsse er auch noch versprechen, über den eigentlichen Gegenstand seiner Vorladung, wenigstens Jahr und Tag hindurch, ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten.

Er that dieses Letztere mit Freuden, die Augen wurden ihm wieder verbunden. Der Rückweg ging abermals, wahrscheinlich der Förmlichkeit halber, Treppen hinauf und herab. Als das Tuch zuletzt vom Gesicht ihm abgenommen wurde, befand er sich jenseits derjenigen Thüre, durch welche er zu jenem öden Gemach eingetreten war. Er säumte nicht, von dannen zu gehen. Seine Wirthin, als er wieder in ihr Zimmerchen eintrat, empfing ihn mit Freudenthränen, und ermangelte nicht, ihren andächtigen Gebeten einen Theil seiner Erhaltung zuzuschreiben. Naumann selbst aber sah gewiß hierin das Wort der H. Schrift

an sich erfüllt: „Gott wird dich verbergen vor der Geißel der Zunge, daß du dich nicht fürchtest vor dem Verbrechen. — Aus sechs Trübsalen wird Er dich erretten, und in der siebenten wird dich kein Uebel rühren!“

Noch an eben diesem Tage besuchte er fast alle seine besten Freunde, um sie durch den Augenschein zu überzeugen, daß er frei und unverletzt geblieben sey. Alle wünschten ihm herzlich Glück, und er spürte es in der Folge gar deutlich an ihnen, daß die Entschlossenheit, womit er jeden Vorschlag zur Flucht abgelehnt, und das reine Bewußtseyn, womit er auf seine Unschuld sich gestützt habe, ihre bisherige Achtung gegen ihn noch vergrößere. — Die ganze übrige Zeit seines Aufenthalts blieb er ohne Anfechtung.

Fünf dramatische Tonsetzungen, wovon Drei ziemlich beträchtlichen Umfangs waren, hatte Naumann nun in dem kurzen Zeitraume von funfzehn Monaten vollendet; er unternahm nämlich die Tonsetzung von Soliman ungefähr in der Mitte Octobers 1772, und Impermestra kam den 1. Februar 1774 aufs Theater. Jede seiner Arbeiten war ihm wohl gelungen, und hatte gewiß viel dazu beigetragen, daß das Zutrauen zu den musikalischen Kenntnissen und Talenten der deutschen Tonkünstler, welche man in Italien die Ultramontaner nannte, und die Werthschätzung ihrer Leistungen dort gegen sonst immer mehr wuchs. Unter mehreren Einladungen, die von Italiens berühmtesten Bühnen an Naumannen ergingen, erklang wohl am lockendsten ein Antrag aus Neapel, von wo man ihm hundert Zechinen für eine Oper

zum Namenstage des Königs bot, ein Antrag, den er um so lieber angenommen hätte, weil ihn der Weg über Florenz geführt haben würde, wo sein jüngerer Bruder sich gerade damals in Begleitung seines Lehrers Mengs befand. — Denn wie sehr ihm dessen Empfehlung und dessen Fortschreiten in der Kunst am Herzen lag, ging aus seinen Aeußerungen gegen seine Mutter und vertrauten Freunde klar hervor; nur wollte er des Bruders Glück nimmermehr auf einem Wege gemacht sehen, der wider seine bessere Ueberzeugung war, weshalb dieser auch das verführerische Anerbieten, Mengsen nach Spanien zu begleiten, ausgeschlagen hatte, weil es an die Bedingung des Religionswechsels geknüpft gewesen.

Unser Naumann mußte jedoch den Antrag aus Neapel ablehnen, und diese Reise aufgeben, weil seine Bitte um nochmalige Verlängerung seines Urlaubs ihm abgeschlagen worden war; und so schwer es ihm wurde, aus seinen höchst angenehmen Verhältnissen und angeknüpften ehrenvollen Verbindungen in Italien sich loszureißen, so kehrte er doch seiner Pflicht gemäß, über Wien, wo er den 30. März 1774 eintraf, und wegen seines Reisebegleiters sich einige Tage aufhielt, nach Sachsen zurück.

Man kann diesen Zeitpunkt seines vier und dreißigsten Lebensalters fast einen Wendepunkt in seinem Leben nennen, von wo an er nicht sowohl, wie bisher, vornähmlich auf seine eigne Ausbildung bedacht war, sondern vielmehr mit dem Schatz erworbener Kenntnisse und erlangter Fertigkeit auf die edelste

Weise zu wuchern anfing, und nicht mehr, wie bisher, in Süden, sondern hauptsächlich in Norden, den Bereich seines ausgezeichneten Wirkens fand. Von jetzt an lernte man auch im Vaterlande erst seinen vollen Werth recht erkennen und werthschätzen, da ihm sein Nachruhm aus Italien laut nachscholl, und Aufforderungen und Anträge von Bedeutung an ihn von mehreren Seiten ergingen. Dies geschah zuerst aus Berlin, wo die Stelle eines königlichen Kapellmeisters und Opern-Compositeurs durch den Tod des bekannten Tonkünstlers Agricola erledigt worden war. König Friedrich, welcher ehemals selbst mit der Musik vertraut und bis in sein Alter befreundet war, übrigens auch hierin, wie in allen Künsten und Wissenschaften seinen eignen Weg ging, seinem eignen Geschmack und Urtheil vertraute und folgte, und die edle Einfalt wahrer Kunst weit über das bunte und krause Mancherlei der Künsteleien setzte, entsann sich, schon vor einiger Zeit aus dem Munde der ihn besuchenden Maria Antonia, mit welcher er in seinen musikalischen Ansichten und Gefühlen oft harmonirte, Naumanns Lobpreisung vernommen, und sogar aus ihrer Hand einige musikalische Arbeiten desselben empfangen zu haben. Da er nun Wohlgefallen an ihnen fand, und in deren Verfasser einen Schüler des von ihm vorzüglich hochgeschätzten Hasse zu entdecken glaubte, so ließ er ihm den Vorschlag thun, ob er nicht nach Berlin kommen, und für das nächste Karneval eine Oper setzen wolle? Ja, als Naumann, welcher in diesem Antrage wahrscheinlich nur die Ab-

nahme einer Probe erblickte, und Misdeutungen davon in seinem Vaterlande befürchtete, denselben ablehnte, befahl der König, ohne darüber ungehalten zu werden, bei Naumannen nun förmlich anzufragen, ob er geneigt sey, jenen erledigten Posten selbst zu übernehmen. So lockend auch die, auf zwei Tausend Thaler sich belaufenden, Einkünfte dieses Postens waren, so geschmeichelt auch Naumann durch den ungesuchten Ruf an einen königlichen Hof sich fühlen konnte, so dringlich auch mehrere sachkundige Männer, namentlich Joseph und Franz Benda aus der Königlichen Kapelle, welche den Briefwechsel mit Naumannen in dieser Angelegenheit führten, das Vortheilhafte der ihm angebotenen Stellung darlegten, und zur Annahme seiner Ernennung ihm zuredeten, so blieb doch Naumann nicht lange zweifelhaft, ob er jenen fremden Ruf annehmen solle oder nicht. Es erzählte ihm nämlich Einer seiner Vorgesetzten, man habe dem Kurfürsten Etwas von diesem Antrage erzählt, und er hätte mit etwas empfindlichem Tone geantwortet: „Auch ich werde im Stande seyn, Naumannen Brod zu geben, und ich hoffe, daß er dann ein guter Sachse seyn und bleiben wird.

Eines Mehreren bedurfte es nicht, um ihn zu der Entscheidung zu bringen, daß er den Uebertritt in die Dienste eines so großen Königs aufs bescheidenste von sich ablehnte; und die Selbstverleugnung, die er hier bewieß, und worin er so weit ging, daß er von diesem, an ihn ergangenen, Rufe seinem Hofe nur gelegentlich Anzeige erstattete, blieb nicht unbe-

lohnt; denn wenige Wochen nachher wurde er mittelst Rescripts vom 1. Febr. 1776 zum wirklichen Kapellmeister ernannt, und sein bisheriger Gehalt von 600 Thlr. durch eine eben so große Zulage auf 1200 Thlr. erhöhet.

Ein zweiter Ruf erging an ihn vierzehn oder funfzehn Monate später von Schweden aus, wo seit einigen Jahren Gustav III. auf dem Königs-Throne saß, welcher, aus einem unverkennbaren Hange zu Pracht und Glanz, seiner erhabenen Würde auch durch äußern Schimmer die gebührende Anerkennung und Geltung zu verschaffen suchte. Zu diesem Zwecke war er darauf bedacht, zunächst seiner nördlichen Residenzstadt im Wetteifer mit südlichen Königsstädten immer mehr lockende Reitze und anziehende Kräfte zu verleihen, indem er dieselbe nicht blos zu einem Schauplatze eben so prunk- als geschmacks-voller Hoffeste, sondern auch zu einem Sammelplatze für Freunde der schönen Künste und Wissenschaften zu erheben sich bemühte. Vor allem Andern lag ihm die Errichtung einer vaterländischen Schaubühne und die Gründung eines guten Singspiels am Herzen. Er hielt es aber für schimpflich, dabei immer nur von Italienischer Sprache und Tonkunst borgen zu müssen, und wollte seine Opernbühne in voller Bedeutung eine Schwedische werden sehen, wo Musik, Gesang und Tanz, dramatische Geschichtsscenen und plastische Darstellungen den vaterländischen Character tragen sollten. Zwar waren bereits durch seine Veranstaltungen, so wie insbesondere durch eine, von Privat-

personen gestiftete, musikalische Akademie zur Verbesserung des Musik=Wesens manche Vorschritte geschehen, die jedoch dem feurigen Gemüthe des Königs immer noch nicht rasch und durchgreifend genug von Statten gingen.

Er sah sich daher nach einem fremden, wo möglich deutschen, schon bewährten Tonkünstler um, der wenigstens für einen bestimmten Zeitraum die Leitung seiner Kapelle, die Einrichtung eines Orchesters übernehmen, durch sein Ansehn Beiden die gehörige Festigkeit verleihen, und zugleich für die beginnende Opern=Bühne ein paar musterhafte Arbeiten liefern könne.

Seine Wahl fiel auf Naumannen. Er kannte ihn theils aus verschiedenen Tonsetzungen, die er selbst von ihm besaß, theils durch das günstige Zeugniß von Personen, auf deren Kunstgeschmack er sich verlassen konnte. Naumann befand sich nämlich zu Dresden unter Andern oft im Hause des Schwedischen Gesandten, Graf Löwenhielm, dessen Gemahlin, eine geborne Gräfin Ferse, aus Einer der angesehensten Familien in Schweden abstammend, durch körperliche Schönheit eben sowohl, als durch hohe geistige Vorzüge ausgezeichnet, von ihm Unterricht in Musik und Gesang empfing. Durch Diese insbesondere war nach ihrer Rückkehr an den Schwedischen Hof der König mit Naumanns Talent und Arbeiten so bekannt geworden, daß er ihm durch seine Gesandtschaft den Plan, den er mit ihm vorhabe, eröffnen ließ. Naumann nahm sich jedoch eine geraume Bedenkzeit, weil

ihm grade damals jede Trennung von seiner Heimath schwerer fiel. Er stand nämlich so eben im Begriff, zu Blasewitz — auf demjenigen Grund und Boden, wo er geboren und erzogen worden war, und dessen Umfang er durch einen kleinen Ankauf vergrößert hatte, — ein mäßiges Haus zu erbauen, welches dann seiner Mutter auf ihre älteren Tage eine bequemere Wohnung, und ihm selbst einen angenehmen Ruhepunkt gewähren sollte, zu welchem er den städtischen Sorgen und Arbeiten entfliehen könnte. Lange schon hatte er im Stillen diesen Wunsch gehegt, und als einst die verwittwete Kurfürstin (wie sie zuweilen pflegte) bei seiner Mutter zum Stangen-Kuchen einsprach, und Naumannen lächelnd den Vorwurf machte, sein Häuschen sey doch auch gar zu klein, da gestand er ihr, daß ihm zu einem anständigen Vergrößerungs-Bau nur noch die nöthigen Mittel fehlten, keineswegs aber der gute Wille. Mit zuvorkommender Milde bot ihm die Fürstin einen beträchtlichen Vorschuß an, und Naumann machte nach einigem Zögern Gebrauch von dieser Huld. Gerade jetzt, als der Ruf nach Schweden eintraf, befand er sich nun im vollen Baue. Ungern trennte er sich von ihm, und doch war eben derselbe vielleicht wieder eine Ursache mehr, daß Naumann den Ruf nach Schweden annahm. Denn sein Hang zur Ordnung sträubte sich gegen jede Art von Schulden; und mit demjenigen Gelde, welches er in Stockholm zu ersparen Gelegenheit hatte, bezahlte er gewissenhaft nach seiner Rückkunft jenen Vorschuß, ohne den Vor-

theil einer längern Unzinsbarkeit benutzen zu wollen. — Als ihn sein Bruder einige Jahre später besuchte, und er sein neu angelegtes Grundstück ihm zeigte, that er es lächelnd mit den Worten: „Siehst du, Brüderchen, das hab' ich von lauter fürstlichen Geschenken erbaut!"

Allerdings waren die Anträge, die er zu wiederholten Malen von Schwedens Monarchen erhielt, wahrhaft königlich, und die Aussicht auf einen ruhmvollen einflußreichen Wirkungskreis, in dem noch Keiner seiner Landsleute ihm voraus gegangen war, für ihn so einladend, daß er endlich seine Bedenklichkeit überwand, und die Reise nach Stockholm unternahm, wo er im Juni 1776 ankam. Aus dieser Zeit ist noch ein Brief, aus Stralsund den 20. Juli von ihm geschrieben, vorhanden, welcher manchen Blick auf seine Reise nach und durch Schweden, und insbesondere auch auf seine Persönlichkeit thun läßt, so daß seine ausführliche Mittheilung gewiß Manchem interessant seyn wird.

„König Gustav, seine Gestalt, sein Betragen, seine Worte, — — nicht wahr, Freund, das sollte das Erste seyn, was ich Ihnen, der Sie ein so herzlicher Verehrer dieses Monarchen sind, aus Stockholm zu beschreiben hätte? Nicht als müßte das erste Wort aus der Residenz vom Könige handeln, sondern weil Niemand, der das Glück des Schwedischen Volks unter der jetzigen Regierung kennt, und ein theilnehmendes Gefühl im Busen trägt, das Wort Stockholm nennen hören kann, ohne vor Allem

an den König zu denken, und begierig nach ihm zu fragen. Aber leider kann ich Ihnen noch Nichts von ihm schreiben, oder daß ich mich richtiger ausdrücke, noch nicht die Empfindungen schildern, die sein erster Anblick, das Anschauen seiner großen Eigenschaften in jeder edlen Seele erzeugen muß. Er ist in Petersburg, und dort ohne Zweifel eben so der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, wie hier der sehnlichsten Erwartung. Freilich wird Ihnen nun Alles, was ich von den Stralsunder Ufern bis an die Schwelle seines Throns zu erzählen habe, leer und unbedeutend klingen, aber Freund, — ich kann Ihnen nicht helfen; Sie können nicht begieriger seyn, Etwas von ihm zu hören, als ich, ihn zu sehn; da indessen Alles, was man in Schweden sieht und hört, doch immer eine nahe oder entfernte Beziehung auf ihn hat, — durch ihn, um seinetwillen vorzüglich interessant ist, — alles Gute, was auch nicht gerade von seiner Anstellung herrührt, sondern vor ihm gestiftet war, doch von ihm unterhalten, verschönert und der Aufmerksamkeit jedes denkenden Beobachters wichtig gemacht wird, — da er in allen Herzen lebt, und die Geschichte seiner rühmlichen Thaten beständig auf allen Lippen schwebt, so ist er, auch abwesend, doch gegenwärtig, und so hoffe ich Ihre Ungeduld bis zu seiner Ankunft einiger Maaßen befriedigen zu können. Betrachten Sie diesen und meinen nächsten Brief als zwei Compagnons-Gemälde vom Aufgang der Sonne; in diesem steht sie noch hinter dem Gebirge, aber sie röthet schon den wolkenleeren

Himmel; und die Schätze des Segens, die am vorigen Tage unter ihrem mächtigen Einflusse hier hervorkeimten, dort reiften, sind schon alle sichtbar. — In dem zweiten erscheint sie, und steigt in ihrer wohlthätigen Pracht unter dem Frohlocken des Menschengeschlechts aus dem Meere herauf. — Dieses wird Ihnen durch das erste nur desto mehr gefallen.

Unsre Ueberfahrt nach Ystadt war, wie gehofft, sehr glücklich und vergnügt. Wind und Wellen waren uns auf unserm, den Namen „Gustav" führenden, Schiffe sehr günstig und so geschmeidig, wie stolze Höflinge, wenn man sich auf den Namen ihres Fürsten beruft. Ich brachte auf diesem Gewässer Einen der schönsten Abende meines Lebens hin, die untergehende Sonne gab mir ein herrliches Schauspiel! O Freund! hätten Sie mit mir sehen können, wie die Königin des Himmels, dem Vater der Schöpfung gehorsam, der weislich die Herrschaft zwischen Mond und Sonne getheilet, ihren hohen Thron verließ, von einer goldnen Wolke zur andern herabstieg, jetzt noch einmal segnend gegen die Erde hin blickte, dann ihr glühendes Haupt an die wallenden Wellen lehnte, und nun — sanft in den Schoos des Weltmeers hinab senkte! Die ganze Natur umher feierte diese rührende Scene mit ununterbrochener Stille; die reine Luft, der heitre Himmel, die Ruhe des Meeres, die sanfte Bewegung des Schiffs, wiegten mich in die süßesten musikalischen Träume; mein Herz copirte auf das Notenblatt, was das begeisterte Auge sah, ich schrieb ein Salve Regina, indem ich ein Vale

Regina fühlte. Vielleicht stelle ich mein Gemälde einmal aus, dann sollen Sie urtheilen, ob es der Werkstatt, in der ich's entwarf, und des Tempels, für den ich's bestimmte, gleich würdig sey.

Unsre Fahrt war zu angenehm, als daß sie mir nicht hätte zu kurz vorkommen sollen: wir landeten schon früh um fünf Uhr bei Ystadt. Meine Gefährten freuten sich, das feste Land wieder zu betreten, sprangen ans Ufer, ich aber schlich ihnen ganz traurig nach, und sah oft nach meiner schönen See-Nacht zurück.

Ich besah die Stadt, fand aber nichts Anziehendes für meine Wißbegierde; da ich also diesen Ort so bald, als möglich, zu verlassen wünschte, war's mir gar nicht gleichgültig, als man sechs winzig kleine dünne Pferdchen vor unsern Wagen spannte, die aus Liliputischen Stutereien abzustammen schienen, und eben nicht das schnellste Fortkommen versprachen. Das sonderbare, aber durchaus proportionirte, Gewächs dieser Pferde setzte mich sehr in Verwunderung, noch mehr aber ihre Geschwindigkeit. Wir brachen auf, und erreichten in einer fast unglaublich kurzen Zeit die Station, wo schon wieder frische Pferde von gleichem Schlage warteten, und uns eben so schnell weiter brachten. Wie die Pferde, so die Kutscher, kleine Bauerjungen oder Mädchen von neun oder zehn Jahren. Wahrlich ein komisches Fuhrwerk! da kommt solch' eine kleine Krabbe, mit seinen, Hunden ähnlichen, Pferden aus dem Stalle gekrochen, spannt mit

altkluger Behändigkeit ein, flugs sitzt's droben, und nun gehts fort, in einem Rennen fort, von Berg zu Berg, über Stock und Stein; besonders freute mich die Herzhaftigkeit der Mädchen, die so gut, wie die Männer in meinem Vaterlande, ihre sechs Pferde zusammen nehmen.

In keinem Lande kann man, glaube ich, geschwinder, wohlfeiler und sicherer reisen, als in diesem; man bezahlt den Bauern, welche die Vorspannung besorgen, sehr wenig, und für ein Trinkgeld, das ohngefähr den vierten Theil der bei uns gewöhnlichen Trinkgelder beträgt, überschütten die armen Leute den Reisenden mit Danksagungen, Segenswünschen und Händeküssen. Wie ganz anders beweisen sich oft die deutschen Postillons, über die ich wohl auch in Briefen über die Musik mit sprechen könnte, insofern sie nehmlich blasende Instrumentisten und vermöge ihrer Fertigkeit auf dem Bierkruge Vielen unserer geschicktesten Virtuosen und Componisten billig an die Seite zu setzen sind. Wundern Sie sich also nicht, wenn etwa auch einmal die Nachtwächter in meinen Briefen vorkommen, auch diese gehören zur musikalischen Zunft, und haben um so mehr ein Recht an meine Aufmerksamkeit, da ich große Ursache habe zu glauben, daß jetzt die meisten Orchester ihre Waldhornisten, Tenoristen und Bassisten aus der ehrwürdigen Schaar dieser nächtlichen Sänger recrutiren, und vielleicht sogar aus dieser Schule verschiedene Subjecte, welche, um das allerbeschwerlichste Handwerk mit dem allerbequemsten zu vertau-

schen, oder weil sie es ehrenhafter fanden, der Fürsten Ohren zu entzücken, als Diebs-Ohren zu schrecken, in den Stand der Castraten übergetreten sind, und unter diejenigen Sänger gehören, welche die musikalischen Critiker in tenebris castrati nennen. Ich lenke wieder ein.

Die Nacht ist um diese Jahreszeit in Schweden nichts Anderes, als Dämmerung des neuen Tages, wir reisten also ununterbrochen fort; aber wie melancholisch war unser Weg! weit und breit kein Mensch, kein Haus, kein Baum! Wir fuhren viele Meilen entweder über unabsehbare Flächen wüster und unbebauter Felder, oder zwischen überhangenden kahlen Felsen, oder durch rauhe Wälder, wohin die, in den übrigen Gegenden verdrängte, Nacht geflüchtet zu seyn schien, und welche der Regen, der uns beständig verfolgte, mit düstern Nebeln und unaufhörlichem Geräusch in den Baumblättern nur noch grausenhafter machte. Ohne den reichen Vorrath von Lebensmitteln in unserm Magazine wäre der Hunger, der überall vor unsern Augen schwebte, auch gewiß in unsere Mägen eingedrungen. Aber wir hatten ein wiederhaltendes Bollwerk von Pommerschen Schinken aufgeworfen, welches mit viel schwerem Geschütz von dergleichen Würsten und einer starken Garnison geräucherter Gänse versehen, auch über dieß von einem benachbarten Flaschen-Futter unter Wein gesetzt war, daß also dieser furchtbare Feind und der alliirte Durst gar nicht einmal zum Angriffe kommen konnten. Seitdem ich diesen Strich Landes bereiste,

ist meine Idee von den Arabischen Wüsten etwas deutlicher geworden. Es ist wahrlich kein Spaß, in diesen Gegenden ohne Brod zu wandern, wo ein wohlgestopfter Brodsack eine viel brauchbarere Meuble, als die geschickteste Börse ist. Bei den wenigen Einwohnern dieser Einöden findet man auch sehr wenig Lebensmittel; was sie haben, geben sie mit willigen guten Herzen, entweder ganz unentgeldlich, oder gegen eine Kleinigkeit. Kann man bei diesen ehrlichen Leuten gleich nicht schmausen, so kann man doch mancherlei gute Eigenschaften an ihnen wahrnehmen, die man unter Landleuten selten so vereinigt beisammen findet, und unter denen ihre Mäßigkeit, Gefälligkeit und Klugheit nicht die geringsten sind. Mäßig müssen sie freilich seyn, weil es ihnen die Natur, mehr als vielen Andern ihrer Söhne, auferlegt hat, aber sie sind auch mäßig im Genuß dessen, was sie zu genießen haben, mäßig in ihren Wünschen; sie wissen, daß viele Landleute reicher sind, bequemer leben, als sie, aber das stört ihre Zufriedenheit nicht, sie gönnen Jenen ihren Ueberfluß, und finden den ihrigen in arbeitsamer Sicherheit wider gänzlichen Mangel; den stärksten Beweis, daß sie aus Entschließung mäßig sind, giebt ihr uneigennütziges Betragen gegen die Fremden. Sie könnten mit ihren wenigen Producten wuchern, könnten bei den begierigen Anfragen der Reisenden nach Unterkommen und Erfrischungen mit mehrerm Recht, als unsre wohlhabenden deutschen Bauern, sich Alles doppelt bezahlen lassen, oder auch den Verkauf der Lebensmittel gänzlich versagen, denn

wer könnte ihnen, die selbst so wenig haben, das verdenken? — Aber nein, sie geben ohne Umstände, geben von dem Wenigen so viel, daß oft nur das alleräußerste Bedürfniß für sie selbst übrig bleibt, und alles Dieses könnten sie nicht thun, wenn nicht ihre Mäßigkeit bei dem eignen Genusse ihrer Lebensmittel immer für die Gefälligkeit gegen die Fremden Etwas absparte. Diese ist sehr groß, ist der rührendste Beweis ihrer einfältigen unverdorbnen Sitten, und so einnehmend, daß die Art, mit der sie ihre dürftigen Speisen auftrugen, uns die besten Leckerbissen, die wir bei uns hatten, unschmackhaft machte. Ihre Klugheit habe ich zwar nicht in ihrem ganzen Umfange kennen gelernt, ich bin nicht physiognomisch scharfsichtig genug, in Menschen, bei denen ich, so zu sagen, en courier vorüber gefahren bin, alles Das mit Einem Blicke zu überschauen, was Andre durch viele wiederholte Beobachtungen erst erfuhren, aber klug sind sie; nur Einen Zug! Aus elenden Hütten, worinnen ich keinen irdnen Topf gesucht hätte, brachte man uns Milch in großen silbernen Bechern von ziemlicher Stärke, und fast überall konnten wir unsre Wassersuppe mit silbernen Löffeln essen. Mir fiel Das unter solchen armen Leuten sehr auf, weil ich ehemals in Italien in Gasthöfen, wo ich dergleichen Geschirre wahrgenommen hatte, mich selten lange, am wenigsten über Nacht, würde aufgehalten haben; ich fragte nach der Bewandniß, und erfuhr, daß, als unter einer ehemaligen Regierung Papiergeld ausgegeben ward, diese Landleute ihr baares Geld lieber in sil-

berne Geschirre umsetzten, und daher — die silbernen Becher und Löffel. Jetzt verwahren sie Selbige noch sorgfältig; sie ehren die Fremden damit, und scheinen sie als stumme Zeugen aufzustellen, daß ihre Armuth keine Tochter der Faulheit, sondern eine Verwandte des mißgünstigen Klimas und Bodens sey. Sie zeigen sie zur Ehre der jetzigen Regierung ohne alle Furcht, da sie das spionirende Auge blutsaugender Pächter oder verrätherischer Finanz-Bedienten nicht scheuen dürfen; sie behaupten ruhig den Besitz dieser Kleinodien, und nehmen unter der gegenwärtigen Regierung das Papiergeld, das sie unter jener so sehr scheuten, lieber als Münze. Man kann indessen auch diesen wüsten Gegenden von der väterlichen Sorge Gustavs für die künftigen Zeiten mehr Aufnahme und blühenden Wohlstand prophezeien; offenbar liegen ihm bei seinem weltbekannten unermüdeten Bestreben um die Beförderung der Geselligkeit, um die Vergrößerung der Volksmenge, die Wiederaufhelfung dieser, durch seine kriegerischen Vorgänger von Menschen so sehr entblößten und folglich verarmten, Provinzen vorzüglich am Herzen. Ich habe auf meinem Wege durch diese Gegenden die großen Absichten verschiedener vortrefflicher Anstalten und Verordnungen des menschenfreundlichen Monarchen in einem viel hellern Lichte sehen und bewundern lernen, als in der dunkeln Ferne.

Unser Weg ging über Christianstadt nach Carlscrona. In dieser Stadt kamen wir in der Nacht an, und konnten keine Herberge finden. Ohnfehlbar

hätten wir auf freier Straße schlafen müssen, wäre nicht eine Bürgersfrau so nachgebend gegen die Bitten und Höflichkeit des Grafen gewesen, uns ihr Haus zu öffnen; die weibliche Eitelkeit erwies uns hier einen sehr ersprieslichen Dienst, sie war es eigentlich, die uns Zimmer und Betten einräumte; der Graf nannte die Wirthin zu verschiedenen Malen „Fru", und ihre Gefälligkeit wuchs mit jedesmaliger Wiederholung dieses Worts. „Fru" ist in Schweden eine ehrenhafte Benennung, womit die Weiber bürgerlichen und adelichen Standes ausgezeichnet werden. Hätte ich, statt des Grafen, um die Herberge geworben, so mußten wir zuverlässig auf der Gasse bleiben; denn ich hätte die Bürgersfrau Madame genannt, und in der Meinung, nach deutscher Weise Alles damit zu gewinnen, Alles verdorben; denn Madame nennt man in Schweden die Mägde, die Bauerweiber und die Heringshändlerinnen; die Tochter einer „Fru" hingegen findet sich beleidigt, wenn man sie Jungfru und nicht Demoiselle betitelt.

Sowohl in dieser Gegend als überhaupt in ganz Schweden findet man sehr wenig offene Gasthöfe, wo Reisende zu allen Stunden einkehren könnten; diesen Mangel werden die Reisebeschreiber der Schwedischen Polizei freilich sehr hart vorwerfen, und gleichwohl hat er in der edelsten National-Tugend seinen Grund. Wenn die Schweden, wie es denn fleißig geschieht, im Lande herum reisen, so finden sie überall gastfreie Bekannte und Freunde, von denen sie mit Vergnügen aufgenommen und bewirthet werden. Sie

selbst brauchen also keine Gasthöfe, und die Fremden machen sie nicht nothwendig, da Schweden von Wenigen besucht wird, nicht als wäre dieses Reich so arm an Merkwürdigkeiten, sondern weil die meisten Reisenden, die Deutschen nicht ausgenommen, noch mit zu großen Vorurtheilen gegen Schweden eingenommen sind, und keine Merkwürdigkeiten dort suchen wollen, die sich doch, vorzüglich jetzt, ungesucht ihren Augen darstellen würden. Wir besahen am folgenden Tage die Stadt; ihre Lage ist eine der sonderbarsten und angenehmsten, die ich jemals gesehen habe, und ich wundre mich, daß die Schwedischen Könige sie nicht zur Residenz gewählt haben; der Hafen, die Flotte, besonders aber die große neue Docka, zogen meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Diese Docka ist eigentlich nichts Anderes, als ein bequemer Ruheplatz oder vielmehr ein großes Lazareth für schadhaft gewordene Schiffe, dessen Gemächer weite Höhlen sind, welche die Gewalt des Pulvers in die Felsen gegraben und unsäglicher Fleiß ausgebaut hat, in denen die Patienten ausgebessert und wieder segelfertig gemacht werden, und so lange man ihrer Dienste nicht bedarf, auf den trocknen Boden gestellt werden können. Wären alle Reisende so begierig, wie sie seyn sollten, dieses Meisterwerk des menschlichen Unternehmungs-Geistes zu sehen, so würde in Carlscrona bald ein geräumiger Gasthof erscheinen.

Wir berührten noch Linköping und Norköping, von denen die Letztere ebenfalls sehr angenehm liegt, viele Fabriken hat, und von der Schifffahrt be-

günstigt, starken Handel treibt. Endlich langten wir auch glücklich, aber in der Nacht, in Stockholm an. Der erste Anblick großer und mir noch gänzlich unbekannter Städte gewährte mir auf meinen Reisen immer ein ganz vorzügliches Vergnügen, wenn ich nach vielen ungeduldig durchzählten Meilen endlich den letzten waldigen Berg, begierig nach der kommenden Aussicht, hinan klimmte, nun den Gipfel erreichte, und in dem weit ausgedehnten Thale zu meinen Füßen auf ein Mal ein Heer der prächtigsten Paläste und Thürme erblickte. O dann vergaß ich schon alle ausgestandenen Beschwerlichkeiten der Reise, und genoß die süßeste Erquickung in der Vergleichung meiner Ideale mit der Wahrheit. Bei Stockholm mußte ich dieses Vergnügen entbehren, denn wir kamen in der Nacht an. Eine meiner vornehmsten Beschäftigungen in den ersten Tagen meines Aufenthalts war, die Stadt von allen Seiten zu betrachten; und je mehr ich sie betrachtete, desto mehr wunderte ich mich, wie man auf den Fleck, wo sie liegt, eine Stadt bauen, noch mehr, wie Könige diese Stadt zur Residenz wählen konnten."

Hier ist das alte Manuscript dieses Briefes abgebrochen, welchem jedoch folgender zweiter Brief von gleichem Datum angehängt ist:

„Ob ich wohl sehr nahe bei einer Residenz geboren und erzogen, an verschiedenen Höfen herum geflattert bin, und in vielen Damen-Gesellschaften Zutritt hatte, so habe ich doch nie gelernt, mich für etwas Mehr auszugeben, als ich wirklich war; ich hatte

dabei den großen Vortheil, daß man nie mehr von mir erwartete, als ich leisten konnte, und nie mehr leisten durfte, als man erwartete, — ein Vortheil, der mich in meiner Abneigung gegen alle Gattungen der Prahlerei mächtig stärkte, die auch gewiß der Aufenthalt in dem Lande, wohin ich eben reise, nicht vermindern wird. Ich will's also unterm Schwedischen Himmel, wie unterm Deutschen halten, will Ihnen, liebster Freund, abwesend schriftlich, wie in unserm Umgange mündlich, allemal die reine lautre Wahrheit von mir und andern Dingen sagen.

Wenn Sie also, verwundert, meinen ersten Brief aus Stralsund zu erhalten, den Sie erst aus Stockholm erwarteten, auf die Gedanken gerathen, ich sey plötzlich zum fleißigsten Correspondenten geworden, so muß ich jedes dießfallsige Lob bescheiden von mir ablehnen, und Ihren Dank an den Wind verweisen, der sich gegen meine Ueberfahrt nach Ystadt hartnäckig sträubte. Mit gleicher Aufrichtigkeit, als ich dieß eingestehe, werde ich aber auch jedes Mal Ihren Wunsch befriedigen, Ihnen alles treu, ohne Partheilichkeit, ohne Vorurtheile, ohne Rücksichten, so lebhaft als möglich schildern, was in dem, wie unter allen Zonen, also auch in den Nordischen Gegenden gegründeten, Reiche der Tonkunst neu, interessant und mit dieser göttlichen Kunst verwandt ist. Keine Sängerin werde ich mit Augen hören, keines Virtuosen Talente nach den Dosen und Uhren schätzen, die er im Schubsack trägt. Blitzende Ringe werden mich nicht gegen die Fehler ihrer Finger blind machen.

Nie soll das erkaufte Klatschen eines wetterwendischen Publicums die Stimme meines natürlichen Gefühls übertäuben, und meinen Kiel zu einem Meineid gegen Sie verführen; kein Tonkünstler wird durch seine Nation, Verwandschaft oder Fürsten-Gunst, weder zu meinem vorzüglichen Lobe berechtigt, noch gegen meinen billigen Tadel geschützt seyn. Die Endung seines Namens in I oder O wird mir nie für ein untrügliches charakteristisches Kennzeichen des größern Genies gelten. Sorgsam werde ich Compositionen und Protectionen, gestohlnes Gut und eignen Zuwachs unterscheiden, Mißbräuche nie vergrößern oder verschweigen, weil ich sie bei Fremden fand, rühmliche Einrichtungen nicht verkleinern, weil sie in unsern Gegenden unbekannt und nicht alten Herkommens sind.

So wenig Ihnen meine Aufmerksamkeit das Mindeste wird entgehen lassen, was Ihnen bekannt zu seyn verdient, eben so wenig dürfen Sie die ermüdende Umständlichkeit eines Tagebuchs, oder die beschwerliche Weitläufigkeit einer Reisebeschreibung, oder das ekelhafte Wiederkäuen vielfach gesagter Dinge befürchten. Meine Briefe sollen keine Burmey'sche Affen seyn, keine, im Treibhause der Eilfertigkeit und flüchtigen Beurtheilung herausgeschossenen, Früchte musicalischer Schreibesucht, sondern reife, durch die rechte Zeit unter dem freien Himmel natürlich warmer Empfindung hervorgebrachte, Früchte eines unpartheiischen musikalischen Beobachtungs-Geistes, — Denkmünzen, die ich unsrer, im Schooße der Harmonie erzeugten, Freund-

schaft, und dem Andenken jener glücklichen Tage prägen will, die wir der Tonkunst gemeinschaftlich weihten, zwar keine goldne, doch guten Werth haltende Silber-Münzen, die auf der einen Seite das Bild der Tonkunst mit passenden Nebenwerken verziert, auf der andern das Gepräge der Wahrheit tragen, die Sie, mein Freund, jederzeit mit Vergnügen betrachten werden, und an denen selbst das Publikum Nichts verlieren würde, wenn sie rouliren sollten.

Von Stralsund weiß ich Ihnen Nichts zu sagen, als daß ich daselbst auf Wind warte, und von der langen Weile übel geplagt werde. Ich will daher mit meinem historischen Kiel, während dieser Windstille, noch eine kleine Promenade, rückwärts nach Berlin machen, und hernach gerade durch Stralsund gehen, wenn es den spröden Winden belieben wird, unsere Fahrt nach Ystadt zu begünstigen.

Sie kennen meine unersättliche Begierde nach dem Anblick neuer Gegenstände, nach neuen Entdeckungen, nach neuen Bekanntschaften mit verehrungswürdigen seltnen Menschen, besonders Tonkünstlern von ausgezeichneten großen Fähigkeiten, meinen Enthusiasmus für den Gesang! Wie pochte mir daher von Ihrer Hausthüre bis an die Thore von Berlin das Herz nach dem ersten Anblick einer Mara, eines Consolini! Schon so lange hatte ich sehnlich gewünscht, das deutsche Weib zu hören, die, ohne die Alpen zu übersteigen, das Ohr des Philosophen zu Sanssouci den welschen Musen stahl, — den welschen Mann kennen zu lernen, dessen Verhalten als Mensch so schön

in seine Engelstimme intonirte, der mit welscher Kunst für deutsche hülfsbedürftige Wittwen und Waisen Mitleiden und Unterstützung ersang! Jetzt war ich am Ziele meiner Wünsche, und — denken Sie sich meine Betrübniß: M. Mara war abwesend, und Consolini stumm für mich, unerbittlich stumm, wie die Nachtigall in dieser Jahreszeit, ich konnte mit unzähligen Bitten auch nicht Einen Ton von ihm erflehen. Er führte mich in seinen Blumengarten, und wollte meiner Nase und Augen die Entzückungen gewähren, die mein Ohr und Herz von ihm begehrte. Kenner versichern, Hr. Consolini sey ein eben so großer Gärtner, als Sänger, und ich glaube es selbst, denn er ließ nichts fehlen, mich davon zu überzeugen. Er war unermüdet, mir Namen, Gattungen und die ganze natürliche Geschichte seiner Blumen so gründlich als ausführlich zu erklären. Ich bin zwar ein großer Freund und Bewunderer dieser Schönheiten der Natur, ich suche sie gern auf, und pflege sie selbst in meinem Gärtchen; aber dieses Mal hätte ich mir einbilden können, daß Rosen stänken, so sehr hatte mich diese unzeitige botanische Unterhaltung verstimmt, die mir auf dem Wege nach Schweden, besonders an der Stelle eines erwarteten Gesangs, überlästig war, wo ich schon voraussah, daß ich eine Reise nach Upsala zu Linnäus, blos um Kräuter und Blumen zu sehen, anstellen würde, und mich nicht mit der Hoffnung trösten durfte, von Linnäus eben so unerwartet mit Gesang, wie von Consolini mit Blumen unterhalten zu werden. Ich hörte indessen ganz ge-

duldig zu, und glaubte, die Botanik würde nur das Präludium zur Musik seyn sollen, aber vergebens; nachdem ich genug gesehen, gerochen und sehr viel gehört hatte, nur Nichts von Dem, was ich zu hören wünschte, schieden wir von einander, und mir war ohngefähr, und nicht einmal völlig, so zu Muthe, als wenn ich einen Harlemer Rathsherrn besucht hätte. Dieses Betragen des sonst so gefälligen und menschenfreundlichen Consolini hätte mich beinahe von der natürlich nothwendigen Unzertrennbarkeit der musikalischen Sprödigkeit von dem musikalischen Ruhme beredet, die ich sonst allezeit so hartnäckig bestritt. Allein ich dachte an die entgegen kommende Gefälligkeit eines Farinelli, — ich erinnerte mich, wie oft selbst die, ihres Gesangs und Eigensinns halber gleich berühmte, Gabrielli diesen Eigensinn gegen Kunstverwandte ablegte, und blieb bei meinem alten Satze, daß die Gefälligkeit des größten Tonkünstlers gegen Kunstverwandte Gerechtigkeit, und gegen das Publikum, nach der erhabenen Bestimmung der Musik, liebenswürdige Tugend sey.

Noch verschiedene andere würdige Männer, mit denen ich mich auf der Reise schon im Geiste unterhalten hatte, waren ebenfalls abwesend, und hier und da zerstreut. Es schien von einem eigensinnigen Schicksal beschlossen zu seyn, alle meine Absichten auf Berlin dieses Mal zu vereiteln, vielleicht auch die Nachlässigkeit zu bestrafen, mit der ich's als ein Deutscher bis in diese Epoche hatte anstehen lassen,

nach diesem hohen Sitze der Künste, besonders der Tonkunst, zu wallfahrten.

Außer von Consolini's Blumengarten weiß ich Ihnen von Berlin Nichts zu sagen, was Ihnen Nicolai nicht schon viel besser und mit mehr Geschmack gesagt hätte, als ich's Ihnen zu schildern vermöchte. Unter allen äußerlichen Merkwürdigkeiten von Berlin war mir das große Opernhaus das merkwürdigste. Ich betrachtete ehrerbietig diesen Tempel der verschwisterten Künste, in welchem der große Friedrich den musikalischen Vollkommenheiten Beifall und Belohnung und viele kostbare Stunden seines ruhmvollen Lebens opferte, in welchem der verewigte Graun mit geistvollen Gesängen so oft die Herzen seiner Zuhörer rührte. Ich trat zu dem Ort, wo ehemals der große Deutsche saß, mit seinem sanften Scepter den Chören der Musen gebot, und über das Herz Eines der mächtigsten Monarchen auf dem Erdkreise herrschte; sein leerer Stuhl, auf den mein nasser Blick geheftet war, schien mir sein Grabmal, und die düstere Einsamkeit, die melancholische Stille in dem großen Gebäude um mich her begünstigte meine Ideen. Ich feierte sein Andenken mit einigen Thränen, und ich war in dem Augenblicke stolz darauf, daß ich diesen großen Mann, den die auswärtigen Nationen nicht genug kennen, und die Deutschen viel zu wenig ehren, gleich beim Antritt meiner musikalischen Laufbahn zum Lehrer und Wegweiser mit mir genommen hatte. Möchte doch — dachte ich bei mir — sein erhabner Geist auf Jeden herab schweben, der

gewürdigt werden wird, auf diesem geweiheten Stuhle zu sitzen! Möchte er auch auf mir ruhen, wenn ich künftig in die Heiligthümer der Andacht gerufen werde, dem göttlichen Propheten und Heiland zu singen, und Flammen in die Herzen Seiner Erlösten zu strömen!

Für Potsdam und Sanssouci hatte ich noch zwei Tage, ich reiste dahin. Aber wahrlich, Freund! — man muß einem Bender entgegen eilen, wenn man nicht ungeduldig über den peinlichen Taschen-Examen unter den Thoren zu Potsdam schnurstraks wieder umkehren, und bei den gespanntesten Erwartungen von Pracht und irdischer Herrlichkeit Alles im Stiche lassen soll, was der heißesten Neugierde am Herzen liegen kann. Noch drei Mal würde ich indessen gern diese Hemden-Inquisition ausgehalten haben, die Bekanntschaft dieses vortrefflichen Mannes zu erlangen. Ich floh, blind für die Pracht der Paläste dieser Stadt, vorüber in seine Arme; das Haus, wo Bender wohnte, war mir das prächtigste. Die Freude, uns persönlich kennen zu lernen, entsprach der gegenseitigen Hochachtung vollkommen. Die Musen, welche in Berlin mit mir zürnten, söhnten sich in Potsdam wieder mit mir aus. Ich ward dem Kronprinzen vorgestellt, und mit der herablassendsten Güte, welche ihm alle Herzen gewinnt, seinen hohen Stand desto ehrwürdiger macht, und jede Annehmlichkeit seiner königlichen Gestalt noch mehr erhöhet, von ihm empfangen, und von ihm selbst zu einem Con-

cert auf den nächsten Abend eingeladen. So willkommen die Einladung, so schmeichelhaft war die Art, mit der sie an mich gelangte. Kaum konnte ich den Abend erwarten; er kam endlich, nachdem ich mich durch die Betrachtung der mannigfaltigen Natur- und Kunst-Schönheiten zum Genuß desselben gestimmt hatte.

Das Concert wurde in einem großen Orangerie-Gewächshause des Schloßgartens eröffnet. Das Orchester bestand größten Theils aus jungen geschickten Instrumentisten im Dienste des Prinzen und einigen fähigen Musik-Liebhabern. Der liebenswürdige Fürst selbst accompagnirte auf dem Violoncell, mit einer Lebhaftigkeit, die seinen Enthusiasmus für die Musik völlig ausdrückte. Die Tochter des zu früh für die Kunst verstorbenen Eichners, der sich als ein geschickter Fagotist und gefälliger Componist ein Recht auf das Andenken des Publikums erwarb, ließ sich als Sängerin hören, und die Tochter des Directeurs der Potsdamer Opera buffa, Dem. Koch, sang einige Arien mit viel Empfindung und Geschmack, doch gefiel sie mir noch mehr im Adagio, als im Allegro. Ganz in Erstaunen und Bewunderung aber setzte mich der unnachahmliche, und ich kann mit Recht sagen, der große Duport mit seinem Violoncell. Alle meine Begriffe von der Fähigkeit dieses Instruments zum Solo waren überstiegen, alle meine Erwartungen von der mir gepriesenen Kunst dieses Virtuosen waren übertroffen. Diese Präcision, diese Genauigkeit und Fertigkeit mit der er den größten Schwierigkeiten

seines Instruments gleichsam trotzt, diese Abwechslung in den glücklichsten Uebergängen vom feurigsten zum sanftesten Gesange, die Reinheit und Rundung seines vollen Tons, diese Delicatesse im Vortrage, womit er dem Instrumente seine natürliche Rauhheit zu benehmen weiß, und alle Diejenigen widerlegt, und zum ewigen Schweigen bringt, welche dem Violoncell, vielleicht durch mißlungene Capriolen gewisser Seiltänzer auf diesem Instrumente verleitet, die Fähigkeit eines, mit dem Gesange sympathisirenden, Ausdrucks im Solo absprechen! — Ich habe keine Worte, Ihnen zu beschreiben, was Natur, Kunst und Gefühl durch diesen zauberischen Mann hervorbringen können. Herr Graziani, ebenfalls ein berühmter Virtuos im Dienste des Prinzen, accompagnirte ihm, und stellte Duports Meisterzüge in das rechte Licht. Die vereinigte Kunst dieser beiden Männer könnte die Schulen Welschlands eifersüchtig machen; man kann sich nichts Vollkommneres in dieser Art denken. Herr Groß, ein junger Geiger, verspricht sehr viel; Herr Frick, der erst kürzlich aus Rußland zurück gekehrt war, ließ sich auf der Harmonica hören, und zeigte, daß er seit einigen Jahren große Schritte in seiner Kunst vorwärts gethan hatte. Die Meinungen über den Werth dieses Instruments sind sehr getheilt, und Viele scheinen mehr wider als für dasselbe zu seyn; ich will mich in diese Streitigkeiten nicht mengen, viel weniger mich für eine Parthei erklären; das Urtheil meines Gefühls bleibt auf dem Mittelwege, ich höre es gern, es gefällt mir an sich selbst, aber es

mißfällt mir, wenn ich's lange und oft hören soll. Vielleicht würden mehrere Menschen Geschmack daran finden, wenn es mehrerer Abwechslung fähig wäre. Es ist lediglich auf langsame und aushaltende Tonstücke eingeschränkt, wirkt sehr gern auf Traurigkeit, und hat daher auch das Schicksal eines Trauerspiels, welches aus langen, über ganze Seiten ausgedehnten, Tiraden zusammen gebaut, und arm an mannigfaltiger affectvoller Handlung ist.

Meine Lieblingswünsche waren nun wohl nicht alle erfüllt, aber ich hatte doch Ursache genug, meinem Reisegefährten, dem Grafen v. L., auf das Verbindlichste für die Tage meines Aufenthalts in Berlin und Potsdam zu danken, die er der Sehnsucht nach seinem Vaterlande abgebrochen, und meiner Neugierde gewidmet hat. Ich habe manche — doch der Schiffscapitän tritt auf, und ruft uns zur Reise ab; seine gebieterische Miene prophezeiht Sturm, sein Mund verspricht guten Wind. In einer Stunde muß ich an Bord erscheinen; ich überlasse also diesen Brief dem Postwagen, und mich abermals Winden und Wellen. Unser Schiff heißt König Gustav." — Ist auch dieser Königs-Nahme kein sichrer Bürge für eine glückliche Fahrt, so fürchten und gehorchen doch die stolzen Wellen dem König über alle Könige.

Nicht unerwähnt mag hier bleiben, was Naumann oft scherzend erzählte, daß ihm beim Eingang ins Königreich ein spaßhaftes Hinderniß in den Weg trat. Nämlich bei der ersten kleinen schwedischen Stadt, als ihn der Unteroffizier beim Thore um Paß, Stand

und Namen befragte, und Naumann hierauf erwiederte, er sey Kursächsischer Kapellmeister, und gehe auf einen Ruf des Königs nach Stockholm, war es ihm ganz unmöglich, diesem Examinator begreiflich zu machen, was eigentlich ein Kapellmeister sey? Ungeduldig über diesen unnöthigen Verzug rief Naumann endlich: „Herr, ich stehe in Kursächsischen Diensten, bin der General aller Kurfürstlichen Musikanten, und reise auf Begehren Ihres Königs nach Stockholm, um dort alle Königliche Musikanten exerciren zu lehren.“ — „Ach, wenn das ist,“ versetzte der Unteroffizier mit ehrfurchtsvoller Verbeugung, „dann passiren allerdings Euer Excellenz! Bursche, heraus, ins Gewehr! Kur-Sächsischer General der Musikanten!“ Eiligst stürzte die ganze Wache heraus, trat ins Gewehr, und Naumann fuhr, mit mühsam erhaltenem Ernst, durch ihre militärische Ehrenbezeugung in die Stadt.

In Stockholm fand Naumann zwar offnen Eintritt in mehreren, ihm früher schon befreundeten, zum Theil auch sehr angesehenen Häusern, die Kapelle des Königs aber so weit unter seiner Erwartung, und in solcher ungeordneten Verfassung, daß er seinen vertrauten Freunden brieflich die Besorgniß äußerte, er werde hier Nichts ausrichten können. — Die poetischen Werke, die er setzen sollte, waren in der Schwedischen Sprache geschrieben, deren er noch ganz unkundig war, und deren Erlernung er ziemlich schwer fand, ob er gleich andern Seits mehrmals von ihr rühmte, daß dieselbe nächst der Italienischen, und

höchstens Spanischen Sprache sich unter allen neuern Sprachen am besten für musikalische Tonsetzungen eigne. Die Aenderungen, die er bald anfangs mit einigen Mitgliedern der Kapelle vornahm und vornehmen mußte, mißfielen natürlich Denjenigen, die sie betrafen; und der Neid, der gewöhnlich dem Ausländer nachzugehen, und unter der angenommenen Larve des Wohlwollens gelegentlich zu schaden sucht, war gewiß auch hier nicht fern und müßig. Doch mit welcher Umsicht, mit welchem Zartgefühl und richtigem Tacte sich Naumann allenthalben zu benehmen wußte, so daß er dadurch mancher geheimen Falle entging, die man ihm allenthalben, selbst in Gesellschaft, stellte, um wo möglich ihn dreist zu machen und die Hochachtung vor ihm zu mindern, zeigt sich z. B. in folgender Geschichte: „In Schweden herrscht die Sitte, daß sich gute Freunde am Weihnacht-Abend wechselseitig, und zwar auf folgende scherzhafte Art, zu beschenken pflegen. Man versammelt sich zu einem Nachtmahle, das oft spät genug dauert. Gegen Mitternacht vernimmt man ein heftiges Klopfen an der Hausthüre. Bald darauf heißt es, Julklapp (von Jul Weihnachten, und klapp anklopfen) habe Etwas zu überreichen, und es kömmt ein versiegeltes Paquet, an Einen in der Gesellschaft überschrieben, oft aber einen noch fünf,- sechsfachen, immer anders addressirten Umschlag enthaltend, bis endlich die wahre Adresse erscheint, die das Geschenk selbst einschließt. — So geht es mit mehrern Julklappen in der Reihe herum, bis endlich alle die bestimmten Geschenke an-

gelangt und vertheilt sind, wobei gewöhnlich Scherz und Heiterkeit die Gesellschaft beleben. Auch Naumann brachte, als er das erste Mal in Schweden sich befand, einen solchen fröhlichen Abend in einer ansehnlichen Gesellschaft zu, und hatte bereits einige, ihm sehr angenehme, Geschenke empfangen, als ein neues Paquet ankam, welche das Portrait einer Dame enthielt, die damals zu den vornehmsten und reizendsten des ganzen Hofes gehörte, und auch durchgängig für eine warme Freundin unsres Naumann gehalten ward. Ihr Bild war so sprechend getroffen, daß es Jeder gleich beim ersten Blick erkennen mußte, und schon stand man im Begriff, darüber zu scherzen, als es Naumann mit so ernster Miene wieder an sich nahm, und sprachlos einsteckte, daß man wohl spürte, dieser Vorfall verdrieße ihn, und aus Achtung gegen ihn nichts weiter davon zu äußern wagte. Seine Heiterkeit war für den Ueberrest der Nacht vorbei, denn er verehrte diese Dame mit so reinem Sinne, daß es ihm weh that, auch nur den kleinsten zweideutigen Witz auf ihre Kosten veranlaßt zu haben. Des andern Morgens ging er geraden Weges zu ihr selbst, erzählte ihr die ganze Geschichte des vorigen Abends, überreichte ihr das Bild, und sagte: wenn es wirklich durch ihr Wohlwollen ihm bestimmt gewesen sey, so werde er es sein Lebenlang als ein Heiligthum betrachten; komme es aber nicht aus ihren Händen, so halte er es für seine Pflicht, ihr dasselbige zu eignem Gebrauch einzuhändigen. Mit deutlichen Merkmahlen einer er-

höhten Achtung empfing es die Dame aus seiner Hand, und versicherte, er habe sehr recht geurtheilt, daß sie auf solchem Wege ihm ihr Portrait nie übersenden werde; sie behalte daher auch gegenwärtiges an sich; aber gewiß diene dieser Vorfall dazu, ihre Freundschaft gegen ihn zu verstärken und zu befestigen. — Sie hielt Wort. Naumann erfuhr nie, wer diesen unfeinen Scherz mit ihm getrieben habe.

Je mehr es dem dortigen Kapellmeister Uttini, sowie dem Director des Theaters, dem Kammerherren von Barnekow, ungeachtet ihres guten Willens, an gründlicher Kenntniß der Musik fehlte, desto weiter ging der Mangel an Disciplin, ja so gar der Muthwille, den sich Einige der Kapellisten erlaubten, wovon Naumann bisweilen lachend folgenden Beweis erzählte:

Er hatte gleich Anfangs mit Mißvergnügen bemerkt, daß bei den nöthigsten Proben von Opern und andern Festlichkeiten die besten Musiker sich erst spät, auch wohl gar nicht einstellten. Er führte darüber Beschwerde bei Barnekow, und Dieser erklärte den Mitgliedern der Kapelle sehr ernstlich: wer künftig wieder einer solchen Saumseligkeit sich schuldig mache, solle das erste Mal mit Sperrung seines Gehalts, das zweite Mal mit Verlust seines Postens bestraft werden. Nun sollte die Hauptprobe des Amphions gehalten werden, und siehe da, der erste Violinist fehlte, und kam erst ganz am Schlusse derselben. Der Directeur, der absichtlich seinen Platz der Thür zunächst genommen hatte, um jedem spät

Eintretenden seinen Unwillen fühlen zu lassen, empfing denselben mit bittern Verweisen; dieser, ganz gefaßt, erwiederte: „Euer Excellenz ereifern sich, ohne meine Entschuldigung anzuhören. Mir ward gestern angesagt, mich heute hier mit meiner E dur Violine einzufinden. Ich that es pünktlich; doch schon an der Thür hörte ich stimmen, und erkannte sogleich, daß es lauter E dur Violinen wären. Sehr erstaunt darüber, eilte ich sogleich wieder heim, und fand zum Unglück, daß meine E dur Violine nicht bezogen sey. Indem ich dies so schnell als möglich that, verfloß freilich einige Zeit; aber ich hoffe, Euer Excellenz werden einsehen, daß dies nicht meine Schuld gewesen sey." — „Nun, nun, wenn es denn so ist, mag es dies Mal noch hinschleichen!" — Nach vollendeter Probe zog der gutmüthige Directeur unsern Naumann bei Seite, und bat ihn unter vier Augen mit möglichster Schonung, er möge doch ins Künftige den Kapellisten Tags vorher bestimmt ansagen lassen, welche Violine sie eigentlich mitzubringen hätten? So wäre z. B. der erste Violinist an seiner Verspätung heute ganz unschuldig, denn er habe nicht gewußt, daß er seiner E dur Violine benöthigt seyn werde. — Die Verlegenheit des guten Mannes, als ihm Naumann, gleichfalls mit aller erdenklichen Schonung, erklärte, daß eine solche Verschiedenheit der Violinen gar nicht Statt habe, und jener Nachlässige Sr. Excellenz noch überdieß zum Besten gehabt habe, läßt sich denken. Doch schwieg er klüglich, um nicht noch unmächtiger auf seinem Posten zu werden.

Trotz aller Schwierigkeiten, die Naumann in seiner dortigen Wirksamkeit zu überwinden hatte, ging er seinen Weg unerschüttert fort. Durch Aufnahme einiger neuen, zum Theil in Schweden selbst noch hier und da zerstreuten, zum Theil aus Nieder-Sachsen verschriebenen, guten Musiker, — durch männlichen, aber gelassnen Ernst gegen verschiedene, bisher eingeschlichene Mißbräuche, gelang es ihm, allgemach eine bessere Ordnung bei der Hofkapelle einzuführen, und auch beim Theater ein Orchester zu gründen, das zwar noch nicht ganz seinem eignen Ideal entsprach, aber gewiß mit den Besten in Deutschland sich messen durfte. Die sichtliche Gunst des Königs gab hiebei seinen Ermahnungen Nachdruck, seinen Maasregeln Gedeihen. Nicht nur, daß ihm freier Zutritt bei Hofe jederzeit eingeräumt ward, sondern es verging überdies selten ein Tag, wo der Monarch ihn nicht zu sich rufen ließ, oder wohl auch persönlich bei den Proben sich einfand, die Naumann angesetzt hatte. So oft Naumann in spätern Zeiten vom König Gustav schrieb oder sprach, rühmte er stets nicht nur seine Leutseligkeit und Großmuth, sondern pries auch mit fast leidenschaftlichem Enthusiasmus das feine Gefühl, den trefflichen Geschmack, den dieser Fürst im theatralischen und musikalischen Fache bei jeder Gelegenheit gezeigt habe. Er betheuerte, daß er seinem Rathe, seiner Deklamation, seinen Gesprächen überhaupt, Manche der glücklichsten Wendungen und Uebergänge in den dort gelieferten Werken verdanke. Denn wenn der König in Betreff seiner Kapelle und

Schaubühne Naumannen bald über Dieses, bald über Jenes befragte, und Letzterer, nie anmaßend, doch stets überdacht und freimüthig, zuweilen eine Abänderung vorschlug, so ward sein Gutachten fast immer genau befolgt, und erhielt durch seine Bescheidenheit, womit er sich dessen nie überhob, ein doppeltes Gewicht.

Mehr als Ein Mal zog ihn der Monarch durch einen huldreichen Wink aus den hintern Reihen hervor, zu welchen der schüchterne Künstler sich geflüchtet hatte, und gab ihm bei jeder Gelegenheit offenkundige Beweise seiner besondern Huld. Da Gustav an seinem Hofe fast Alles nach dem Zuschnitt des damaligen Französischen Hofes eingerichtet hatte, so nahm er auch das Mittagsmahl mit der königlichen Familie an einer abgesonderten Tafel ein. Abends hingegen gab es einige Damen de Palais, bei welchen er in gewählter Gesellschaft zu speisen pflegte, und wo dann die Tafel aus der königlichen Küche bedient ward. Am öftersten geschah dies bei der Gräfin von Löwenhielm, und zu diesen Abendtafeln, wo der Monarch ganz als liebenswürdiger Privatmann erschien, ward auch Naumann gezogen. Weil jedoch damals manchem Herrn von hohem Adel zuweilen eine etwas stolze Miene gegen unadliche Fremde eigen seyn mochte, und weil Naumann einmal bei Einigen in dieser Gesellschaft eine Art von Kälte spürte, oder vielleicht auch nur zu spüren glaubte, setzte er sich absichtlich so tief als möglich. Doch Gustav bemerkte es bald, und rief ihm zu:

„Warum so weit von mir, lieber Naumann? Näher! Mit einem Mann von ihrem Verdienste pflege ich mich gern zu unterhalten!“ — Er mußte ihm gegenüber Platz nehmen; und Naumann fand von Stunde an allerdings manche Gesichter viel freundlicher und zuvorkommender, als bisher.

Gustav bediente sich gewöhnlich in seinem Gespräche mit Naumannen der französischen Sprache. Erst als Letzterer die Schwedische Sprache schon vollkommen inne hatte, mischte der Monarch (der oft Stunden lang im Zimmer mit ihm auf und nieder ging) auch Perioden aus der Landessprache in seine Unterredung. Deutsch hingegen (wiewohl er es konnte) sprach er in dritthalb Jahren nur ein einziges Mal mit ihm, — sprach auch dann nur ein paar abgebrochne Worte, und that es blos, um eine Art von Witzspiel anzubringen. Gustav hatte nähmlich im Opernhause ein musikalisches Frühstück veranstaltet, wobei verschiedne Damen und einige Wenige von seinen Günstlingen erscheinen sollten, um über die Wirkung einiger Arien im Gustav Wasa zu urtheilen. Doch indem sich erst das Orchester versammelte, hatte ein alter Kammer-Musikus, Adam mit Namen, das Unglück, auf der Treppe ins Parterre hinab zu fallen, und einen Fuß zu brechen. Der König, der sofort dem Verwundeten selbst zu Hülfe eilte, und allen möglichen Beistand durch seine Leute erweisen ließ, wollte nun diesen Morgen Nichts weiter von der Musik hören, und verschob die ganze Feierlichkeit auf einen gelegnern Tag. Indem jetzt

die Versammelten aus einander gingen, sprach er zu Naumannen, (welcher jedoch, des zweiten Gebotes eingedenk, nach seiner Ehrfurcht vor dem Heiligen, einen solchen Scherz selbst aus eines Königs Munde gewiß mißbilligte) die wenigen Worte: durch Adams Fall ist All's verderbt! die den Anfang eines bekannten Lutherischen Kirchenliedes machen. —

Die hohe Meynung, welche der König von Naumanns Verdiensten unverholen an den Tag legte, blieb nicht ohne Einfluß auf seine Umgebungen. Viele von Naumanns älteren Arbeiten, bei Hofe oder auch in den musikalischen Akademien der vornehmsten Häuser aufgeführt, erwarben sich allgemeinen Beifall, oder vielmehr laute Bewunderung. Die Höflinge — es sey dahin gestellt, ob immer aus ächten Gefühlen — stimmten treulich in das Lob ihres Gebieters mit ein. Es ward gleichsam ein Erforderniß des guten Tones, des Tonkünstler Naumanns Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Naumann, dem sein feines Gefühl gar wohl sagte, was hierbei wahre oder auch nur erkünstelte Empfindung, wie viel etwa seinem Verdienste, und wiederum nur der veränderlichen Hofluft zuzuschreiben sey, scherzte oft selbst darüber im Kreise seiner vertrauten Freunde, und bemerkte Solches auch in einem Briefe v. 17. Octbr. 1777: „Die Herzogin von Südermannland hat vor vierzehn Tagen angefangen, Lektion bei mir zu nehmen. — Nunmehro wollen alle Damen und Kavaliers von mir singen, spielen, komponiren und so weiter lernen. Wenn ich

mich nur theilen könnte, und der Tag acht und vierzig Stunden hätte, so wollte ich brav Geld verdienen. Indeß will ich mitzunehmen suchen, was ich kann, und was sich schickt. Es thut mir leid, daß ich nicht alle meine alten Opern mit her gebracht habe; ich könnte sie hier sammt und sonders in baares Geld verwandlen. Für hier wäre jetzt Alles neu und schön, was meinen Namen führt. Die Welt ist doch kurios." — Wie beliebt er insbesondere auch in der Damenwelt war, geht aus einem Beispiele hervor, das er in einem Briefe an seinen Freund Adam erwähnte: „Die Gräfin C., welche der König vor allen Andern wegen ihres Verstandes auszeichnet, ist auch Eine der besten Weiber, die ich kenne; was allerdings ganz Stockholm glaubt, daß zwischen mir und ihr eine Liebes-Intrique herrscht, ist ganz falsch; ich habe die größte Hochachtung vor der Frau, und sie liebt mich wirklich als einen Freund; weiter ist's zwar Nichts; es hat aber schon vielmals Gelegenheit zu mancher Eifersucht gegeben, worüber wir herzlich lachen. Wie sehr betrügt doch nicht der Schein, und wie oft urtheilt die Welt unrichtig!" — „Im Ganzen wird mein Leben immer romantischer!" — schrieb er in einem andern Briefe.

Den beträchtlichsten Zuwachs von Gunst und Ruhm erwarb sich aber Naumann besonders dann, als seine erste Schwedische Oper auf der Bühne erschien. Es war dies Amphion von Adlerbert, welches nicht sowohl wegen der Vortrefflichkeit der Dichtung, deren Gegenstand sich mehr für die Erzählung,

als für die Darstellung eignete, sondern wahrscheinlich und hauptsächlich deßhalb gewählt wurde, um unter dem Bilde des wunderthätigen Amphion die Verdienste zu schildern und zu preisen, die sich der Monarch in seinem Lande um die Neubelebung der Musen, namentlich als ein Freund der Musik und Dichtkunst, erworben hatte. Deßwegen sollte sie auch zuerst an seinem Geburtstage aufgeführt werden, und einen hauptsächlichen Theil derjenigen Festlichkeit ausmachen, welche die Königin für ihren Gemahl veranstaltet hatte. Daß dann Nichts gespart werden würde, um ihr allen nur möglichen Glanz zu ertheilen, — das sah Naumann vorher. Jene kärgliche Sparsamkeit, die an manchen Höfen den Künstler beschränkt, hatte er nicht zu befürchten. Doch auf einer andern Seite erschwerte gerade dies seine Arbeit beträchtlich, und entfernte ihn merklich von demjenigen Ziele, nach welchem er gewöhnlich strebte. Denn seltner auf die Rührung, die zum Herzen spricht, als auf blendenden Schimmer, auf rauschende Chöre, auf prächtige Märsche achtet man bei einer Feier dieser Art. Man bewundert gern viel bei ihr, und empfindet desto minder. Für den gefühlvollen Künstler und Zuhörer ist oft ein einfaches Pastorale verdienstlicher und werther, als das ganze seelenlose Spiel eines Prunkfestes. —

Doch mit ächt genialer Kraft hatte Naumann alle diese Hindernisse zu übersteigen, und durch die Kunst zu überwinden gewußt. Seine diesmalige Ton-

setzung hatte des Glänzenden, Vollstimmigen sehr viel, und doch des Zärtlichen, Empfindsamen nicht weniger, so daß Kenner und Nichtkenner sowohl durch einzelne Parthieen, als durch den Total-Eindruck von der höchsten Bewunderung ergriffen wurden, ja daß Hof und Stadt, Vornehme und Geringe, Naumanns ältere Freunde und selbst das kleine Häuflein seiner heimlichen Gegner einstimmig bekannten, sie hätten viel erwartet, aber weit mehr noch gefunden! — Von nun an hieß er in König Gustavs Munde fast nie anders, als Amphion; ansehnliche Geschenke wurden ihm aus den Händen des Königs und der Königin mit so schmeichelhaften Ausdrücken zu Theil, daß sich durch diese der Werth jener noch verdoppelte. Naumann schrieb hierüber an seinen Freund den 26. Februar 1778: „Ganz Stockholm ist mein; Amphion hat einen erstaunlichen Lärmen gemacht und einen unerhörten Beifall gehabt, so wohl vom Hofe, als von der ganzen Stadt. Ballets, Decorationen, Kleidungen, Alles war prächtig. Die erste Vorstellung an des Königs Geburtsfeste wurde frei gegeben, und die Königin hat an diesem Tage Alles, was vorging, bezahlt, alle Unkosten für Spectakel, Diné, Soupé, Illumination; nach der Oper war Bal masqué im Schlosse für die ganze Stadt, wobei über 5000 Masken gezählt wurden; mit Einem Wort: es ging königlich zu. — Der König schickte mir sogleich nach der Oper eine gar allerliebste schöne goldene und emaillirte Dose, und von der Königin erhielt ich eine noch schö-

nere Dose, wofür sie, wie ich sicher weiß, über 100 Ducaten gezahlet hat (deßgleichen von der Herzogin von Südermanland einen ansehnlichen Brillantring). Den Tag darauf hatte ich Gelegenheit, den König in der Freimaurer-Loge zu sprechen, und mich zu bedanken, wo er auf das Allergnädigste in französischer Sprache zu mir sagte: „„Mein lieber Naumann, das ist nur eine Kleinigkeit, die Sie nicht als das Geschenk eines Königs, sondern nur als ein Zeichen meiner Freundschaft und des Vergnügens betrachten wollen, welches Ihr Amphion mir gemacht hat. Ich behalte mir noch etwas Besseres für Sie vor, wenn Sie abreisen werden, weil ich mir nicht der Hoffnung schmeicheln darf, Ihr Glück in Schweden zu machen."" — Kann sich wohl ein so großer König mehr herablassen? Ich versichere Sie, daß mir dieses Compliment lieber als das Present war." — Der König hielt aber auch sein Versprechen, indem er ihm bei der Abschieds-Audienz eine herrliche, mit Brillanten reich besetzte, und oben mit einer Leier von gleichen Edelsteinen gezierte, Dose überreichte, deren Werth sich über 400 Dukaten belief, und in welcher noch ein Bankozettel von 200 Dukaten sich befand. Welche Mühe man sich von Seiten des Hofes gegeben, um Naumannen wo möglich auf immer für denselben da zu behalten, zeigten unter mehreren Beispielen folgende:

„Naumann war gerade um die Zeit in Schweden, als die vom Könige angeordnete Nationaltracht das erste Mal bei Hofe angelegt werden sollte. Wie-

wohl er, als ein Fremder, an dieses Gesetz nicht gebunden war, so glaubte er doch, es sey eine für den Befehl des Monarchen schickliche Achtung, auch in derselben zu erscheinen, und ließ sich ganz im Stillen eine machen. Beim Eintritt erkannte ihn Gustav nicht sogleich; aber kaum ward er seiner gewahr, so ging er ihm ein paar Schritte entgegen, faßte ihn bei der Hand, und rief laut: „Sie steht Ihnen gut, lieber Amphion! Bei Gott, sie steht Ihnen gut! Aber doch wünschte ich noch herzlicher: Sie möchten nicht blos der Kleidung nach ein Schwede werden!" — Kurz vor seiner Abreise wurden Naumannen Anträge zu einer ansehnlichen, reichbesoldeten Anstellung in Kopenhagen gemacht. Man erzählte dieß dem König Gustav bei Hofe, und fügte hinzu, man glaube jedoch, daß er sie ablehnen werde. — „Das glaube ich auch!" antwortete der König mit lebhafter Wärme. „Könnte sich Naumann entschließen, seinen vaterländischen Posten zu verlassen, so hoffe ich doch wahrlich, er würde mir den Vorzug, ihn zu besitzen, gönnen!" — Auch geschah es wahrscheinlich auf des Königs eigne Veranlassung, daß Naumannen bei der zweiten oder dritten Aufführung seines Amphions, von der Bühne herab, ein Lorbeerzweig ins Orchester dargeboten wurde. — Ja man raunte Naumannen sogar ins Ohr, — woraus er selbst aber ein Geheimniß machte, — daß der König schon beschlossen habe, falls Naumann in Schweden bleiben wollte, ihn bei der Eröffnung des neuen Theaters, wobei „Gustav Wasa" wieder erscheinen sollte, zum Ritter des

berühmten Wasa-Ordens zu erheben. Ja endlich ergingen die bestimmtesten lockendsten Anträge an ihn, um ihn zum Uebertritt in Schwedische Dienste zu bewegen. Diese Bedingungen, die man ihm stellte, waren 1) Zweitausend vierhundert Reichsthaler jährliche feste Besoldung, 2) Zweihundert Thaler Quartiergeld, 3) Freihaltung und Hoftafel den ganzen Sommer hindurch, so lange der König auf Einem seiner Lustschlösser sich befinde, 4) freie Hof-Equipage für immer, 5) Titel eines Königlichen Oberst-Musik-Directors, mit Rang, Uniform und allen übrigen Vorzügen einer wirklichen Hofcharge, 6) bei jeder Oper, die er setzen werde, den Ertrag der zweiten Vorstellung, mit Bezahlung aller Hof-Logen,— Einkünfte, die man aufs Kärglichste gerechnet, nicht unter vier bis fünf Tausend Thalern anschlagen konnte, und die bei einem beliebten Tonkünstler, und bei einem Könige, der so gern, so oft, und so ansehnliche Geschenke zu machen pflegte, noch ganz gewiß mit mancher zufälligen Vergrößerung verbunden gewesen wären! Er fand zwar die Kost und Alles, selbst das Pelzwerk, dort sehr theuer. „Und dieß darum," — schrieb er, — „weil der gemeine Mann zu gut lebt; ich versichere Ihnen, daß hier der Schuster und Schneider besser ißt und trinkt, als ein Hofrath in Dresden. Es ist zum Erstaunen; ich hätte es gar nicht geglaubt. Die Schweden nennen auch nur die Deutschen: Butterbrod-Fresser." Dem ohngeachtet gestand es Naumann mehrmals, daß er nur zehn Jahre an diesem Hofe zu leben nöthig gehabt hätte,

um sich für die Ruhe seines Alters ein anständiges Vermögen zu sammeln. Noch auf seiner Rückreise schrieb er aus Götheburg den 17. Juni 1778: „Ueberhaupt habe ich hier in Norden mehr Renomée, als ich verdiene; und wenn ich zu den drei Höfen, Rußland, Schweden und Dänemark, von Einem zum Andern, ziehen wollte, so würde ich in Kurzem reich." — „Doch Nichts kann meinen Vorsatz ändern; ich bin und bleibe ein treuer Sachse." Demnach blieb also Naumann, so gerührt und dankbar er die ausgezeichnete und freigebige Huld des schwedischen Monarchen erkannte, dennoch der Verpflichtung gegen sein Vaterland eingedenk und treu, und lehnte, um nicht den Unwillen seines Landesfürsten sich zu ziehen, das Anerbieten des Königs Gustav, welcher sich selbst um Verlängerung des zu Ende laufenden Urlaubs verwenden wollte, standhaft aus. Doch ertheilte er wenigstens die Zusage, daß er eine neue Oper, welche bei der gehofften Geburt eines Thronfolgers gegeben werden sollte, sogleich anfangen, und sobald sie vollendet seyn würde, aus Sachsen einsenden würde. Noch beim Abschieds-Gespräch bemerkte der König, daß er fest darauf rechne, ihn längstens binnen Jahres-Frist wieder bei sich zu sehen, und fügte mit dem verbindlichsten Tone (den er so ganz in seiner Gewalt hatte) hinzu: „Ich habe mir absichtlich noch Manches vorbehalten, um desto gewisser auf Ihren abermaligen Besuch rechnen zu dürfen."

Eilf Monate hatte Naumann dies Mal in Schweden zugebracht; er gestand selbst, daß sie ihm beim

Zurückblick nur so viele einzelne Wochen zu seyn dünkten. Kein Wunder auch; denn er schied mit dem erfreulichen Bewußtseyn von dannen, hier mannigfachen Nutzen geschafft, trefflichen Grund zu einem guten lyrischen Theater gelegt, seinem Vaterlande Ehre gemacht, seinen eignen Ruhm durch ein ausgezeichnetes Werk vergrößert, anständige Belohnung erhalten und verdient, zugleich aber auch manchen Freund für die Zukunft sich erworben zu haben. Von allen seinen Bekannten scholl ihm das Zeugniß nach, so traulich sey noch kein fremder Tonkünstler im Norden empfangen, so ungern noch Keiner entlassen worden!

Auf seiner Heimreise, die er über Dänemark antrat, stieß ihm noch ein unerwartetes, fast drolliges Abendteuer zu. Naumann hatte zu Götheburg, Einer der ansehnlichsten Häfen an der Nordsee, verschiedne ihm sehr werthe Freunde; eingeladen von denselben, nahm er einen kleinen Umweg, und ließ sich dort noch den Aufenthalt einiger Tage wohl gefallen. Aber nun ging der Junius-Monat (1778) und mit ihm sein Sächsischer Urlaub zu Ende. Er eilte daher um so mehr, um von Helsingborg, einem kleinen ziemlich seichten schwedischen Hafen, nach Helsingör, dem dänischen Hafen, überzuschiffen, welcher an des Orsunds schmalster, kaum eine halbe Meile breiter, Stelle gerade gegenüber liegt. Sobald er am erstern Orte anlangte, ging er selbst nach dem Hafen, fand einen Schiffer, und traf (der Landessprache nun bereits zur Nothdurft kundig) die gehö-

rige Verabredung mit ihm. Schon war zur Ueberfahrt Alles veranstaltet; schon war sein Gepäck im Schiffe; schon wollte Naumann selbst einsteigen; da nahte sich ihm ein schwedischer Offizier von der dortigen kleinen Besatzung, verbeugte sich höflich, und sagte mit bescheidnem, doch ernstem Tone: „Mein Herr, wie ich sehe, wollen Sie heute noch abreisen. Es thut mir aber leid, Ihnen sagen zu müssen, daß dies nicht seyn kann.

„Und warum das nicht?" (fragte Naumann ganz befremdet): „Meine Geschäfte haben Eile. Ich muß heute noch in Helsingör ankommen."

Offiz. „Das gewiß nicht! Vielmehr werden Sie sich gefallen lassen, für diesen Tag mein Arrestant zu seyn."

„Ich Ihr Arrestant?" rief Naumann mit noch größerem Erstaunen, „da geht ein Irrthum vor. Mein Herr, ich bin der und der; und meine Pässe sind in bester Ordnung."

Offiz. „Das glaube ich gern! Noch mehr: ich kenne sogar Ihren Namen, Stand und Verdienste vollkommen, und schätze Sie höchlich. Ich werde auch Alles thun, um Ihren hiesigen Aufenthalt Ihnen angenehm zu machen. Jede Merkwürdigkeit unserer kleinen Stadt wird Ihnen gezeigt, für Ihre Tafel und Ihr Nachtlager soll nach Möglichkeit gesorgt werden; nichts darf Ihnen abgehen; aber fort können Sie heute nicht."

„Mein Herr," antwortete Naumann immer unwilliger," ich danke Ihnen für Ihre Tafel und Ihr

Herumführen. Ich mag Keines von beiden, sondern ich will abreisen, und das sogleich! Mithin haben Sie die Güte, Ihren Scherz zu endigen."

„Ich scherze auf meine Ehre nicht! He da, Schiffer! ihr dürft, bei Verlust eures Schiffchens, nicht von der Stelle."

Je mehr Naumann sich erhitzte, je gelaßner blieb der Offizier; selbst einige Worte des unbedachten Zornes überhörte er schweigend. Nur als sein angeblicher Arrestant voll Ingrimm ausrief: „Ha, wenn Sr. Majestät der König wüßten, wie unwürdig man mir in diesem Neste mitspielt!" — entgegnete der Schwede lächelnd:

„So würde es Ihnen nicht um ein Haar breit weiter helfen! denn gerade auf des Königs ausdrücklichen Befehl sind Sie jetzt arretirt."

Naumann stand da, wie vom Himmel herab gefallen. Warum ihm diese Begegnung, diese Beschimpfung (denn dafür nahm er es nun) widerfahren, konnte er durchaus nicht fassen. Selbst in jenem Venetianischen Prüfungs-Gewölbe hatte er nicht schneller, ernster, sorgfältiger sein ganzes italienisches Leben überdacht, als er es jetzt mit seinem schwedischen wiederholte. Aber auch hier ging es ihm, wie dort. Er konnte keinen Grund, keine Möglichkeit nur irgend auffinden, warum ihn Einer der Monarchen Europa's verhaften solle? Und zumal Derjenige, der ihm vor Kurzem noch so ausgezeichnete Beweise seiner Huld gegeben hatte, der durch

keinen Gedanken von ihm beleidigt worden war? — Unbegreiflich!

Im Nachsinnen hierüber vertieft, bemerkte er nicht einmal, daß jener lästige Gesellschafter ihn verlassen habe, und daß er einsam am Ufer auf und ab schreite. Plötzlich sah er gerade auf sich zu eine männliche Figur kommen, die ein großer weißer Mantel vom Kopf bis zu den Füßen verhüllte, deren Gesicht sogar ein tief gesetzter Hut zur Hälfte verdeckte. Eben diese Vermummung reizte doch ein wenig unsres Freundes Aufmerksamkeit. Sein Blick haftete starr und forschend darauf. Jetzt, kaum zwei oder drei Schritt noch entfernt, streckte der räthselhafte Mann seine rechte Hand aus, und rief halblaut: „Bon jour, Amphion!“ Naumanns Bestürzung hätte, und wenn ein Geist aus der Unterwelt ihm erschienen wäre, nicht viel größer seyn können. Am Ton, Gruß und Benennung erkannte er — den König.

Nach der stummen Pause eines Augenblicks wollte er auf ihn zu, wollte die Hand ihm küssen, wollte sprechen und fragen. Doch der Monarch winkte ihm bedeutungsvoll mit aufgehobenem Finger; rief noch einmal: „Still! — Silence!“ und ging auf ein Fischerboot zu, das, mit zwei oder drei Menschen besetzt, am Strande seiner zu warten schien. In nächster Minute war schon eingestiegen, in der zweiten schon vom Lande abgestoßen. Die See ging ziemlich hoch; der Nachen war gerade Einer von der geringsten Art; doch die Ruderer arbeiteten so kräftig,

daß er bald ganz aus dem Gesichtskreise verschwunden war.

Indem Naumann noch völlig betäubt dastand, — indem er sich selbst befragte, ob dies alles Traum oder Wirklichkeit sey? trat jener ihn verhaftende Offizier wieder herzu, und sprach noch bescheidnern Tones, als vorhin:

„In zwölf oder funfzehn Stunden, mein Herr, sind Sie wieder ganz Meister Ihrer Person. Auch habe ich von Sr. Majestät jetzt die Erlaubniß, Ihnen zu erklären, was sie sonst für ein Räthsel, ja wohl gar für eine Bedrückung halten müßten. — Morgen ist große Revüe in Kopenhagen. Unbekannt und unbemerkt wünscht unser Monarch derselben beizuwohnen. Daher ist seit drei Tagen schon nicht nur zu Helsingborg, sondern auch am ganzen diesseitigen Ufer jeder Barke, jedem Fischerboote das Auslanden untersagt worden. Es thut mir leid, daß Sie mit dem Vorsatze Ihrer Abreise gerade in diesen Zeitpunkt fielen. Aber ich hoffe, wir scheiden nun morgen als gute Freunde von einander."

Naumanns Antwort und Beruhigung ergiebt sich auf diese Nachricht wohl von selbst. Der Offizier, ein Mann von wirklich feinster Lebensart, wußte es bald dahin zu bringen, daß seinem Verhafteten der Nachmittag und Abend in einer kleinen heitern Gesellschaft rasch und froh verging. Mehr als Ein Mal mußte Naumann mitten im Gespräche laut auflachen, wenn ihm wieder einfiel, welche seltsame Misgeburten seine rege Einbildungskraft bei jenem

Spaziergange am Meeres-Ufer sich erschaffen habe. Daß er den Monarchen nach seiner feierlichen Abschieds-Audienz so bald, so kurz, und so geheimnißvoll wieder sehen werde, das hatte er freilich nicht im Entferntesten als möglich zu denken vermocht. Aber wenigstens bat er ihm nun im Stillen den gehegten Argwohn der Ungerechtigkeit ab. — Gustav selbst scherzte späterhin noch ein paar Mal über diesen Vorfall und über den feierlichen Ernst in Naumanns damaliger Miene.

Bei seiner Rückkehr nach Dresden fand Naumann seinen neuen Anbau in Blasewitz vollendet. Bereits am 29. Juli 1777 hatte seine Mutter ihm voller Freuden gemeldet, daß sie in ihrem kleinen Hause am 25. dess. Mon. einen Besuch von der Kurfürstin, dem kleinen Prinz und der Prinzessin, mit ihrem Gefolge erhalten habe, welche sich das neue Gebäude, Küche und alle Gemächer darinnen besehen, im Garten sich Schoten und Stachelbeeren gepflückt, auch etwas Stangenkuchen und Rohm genossen hätten. Auch hatte Naumann, von Drottningholm aus, den 18. August 1777 seinem Freunde Adam den brieflichen Auftrag gegeben: „Wenn der ganze Bau geendiget ist, so ist es nicht mehr als billig, es der Kurfürstin gleich zu melden; will sie das Haus einweihen, würde es die größte Gnade für mich seyn. Dabei wollte ich, daß der Schulmeister mit allen seinen Schulkindern eine kleine Betstunde hielte; denn ich weiß, daß Ihro Hohheit dergleichen religiöse Acte nicht ungern siehet. Sollte es

sich so fügen, so lassen Sie der Blasewitzer Gemeinde ein Viertel Bier auf meine Rechnung geben. Dieses ist eine kleine Depense, und macht doch den Leuten eine Freude, und mir, wie ich wünsche, gute Nachbarn."

Naumanns Aufenthalt in Sachsen dauerte jedoch wie wir bald hören werden, dieses Mal nicht lange. Als er nämlich, dem Wunsche des Königs Gustav gemäß, sich zur Bearbeitung einer zweiten Oper für das Stockholmer Hoftheater verpflichtet hatte, war ihm von dem Monarchen die Auswahl unter drei Singspielen frei gestellt worden. Er wählte wiederum ein Stück von Adlerbert, das aber rücksichtlich seines reichen Stoffes und seiner interessanten Behandlung unleugbar weit höher stand, als Amphion, nähmlich Cora. Er gab dieser Arbeit einen solchen Grad von Vollendung, daß das Ganze unstreitig zu den gelungensten Werken nicht unsres Künstlers allein, sondern der deutschen Tonkunst überhaupt gehörte. Man hat Cora oft das Lieblingskind von Naumanns Muse genannt, und sie verdient diesen Beinamen auch in mancher Rücksicht. Er lieferte zwar, wie wir bald sehen werden, in der Folge noch viel größere, kunstvollere und von ihm selbst höher gehaltene Tonsetzungen; aber diese Zartheit des eignen Herzens hat er doch wohl Keiner so ausdrucksvoll und so durchgeführt, als dieser, mitzutheilen vermocht.

Als Naumann diese, in Schweden schon angefangene, jedoch erst im nächsten Jahre zu Dresden

vollendete, Arbeit dem Könige übersandte, als derselbe sie ganz mit so günstigem Beifall aufnahm, als sie es verdiente, — da mußte gleichwohl, seltsam genug, gerade das ihr zur Verspätung gereichen, was ein Vortheil für tausend andre Opern gewesen seyn würde. Gustav war eben damals im Bau eines neuen, großen, prächtigen Schauspielhauses begriffen; zur Einweihung desselben dünkte ihm kein Drama geschickter, als dieses. Allein Ursachen mancher Art verspäteten den Bau zwei Jahre länger, als es die Ungeduld des Monarchen wünschte. Sehr natürlich ruhte nun auch Naumanns Musik eben so lange. Daher der sonderbar scheinende Umstand, daß von dieser Tonsetzung, die zu einem schwedischen Texte, für eine schwedische Bühne, und auf Begehren eines schwedischen Monarchen verfertigt worden, doch Deutschland gewisser Maaßen den frühern Genuß erhielt, — daß sie, in jener Verdeutschung und gleichsam im verjüngten Maaßstabe, bei uns wenigstens ein paar Jahr zeitiger bekannt wurde, als an ihrem eigentlichen Bestimmungs-Orte. Denn der deutsche Klavier-Auszug erschien bereits im Jahr 1780, und durch die Aufführung im Bassemannischen Konzerte lernte man diese Musik noch über ein Jahr früher kennen.

Doch auch während dieses Zwischenraumes hätte der König Gustav gern den Künstler sobald als möglich wieder an seinen Hof gezogen. In der Königlichen Kapelle war noch manche Einrichtung zu treffen, die nur unter den Vorstand eines Meisters von anerkanntem

Werthe gedeihen konnte. Gustav selbst, der Entwürfe bald zu dieser, bald zu jener Festlichkeit voll und übervoll, hatte oft eines Mannes von Nöthen, der seinen musikalischen Einfällen zur Ausführung und Wirklichkeit verhalf; über dies bewahrte der Monarch noch ein Singspiel in seinem Pulte, auf welches er, im buchstäblichsten Sinne, mit väterlicher Vorliebe blickte, und an dessen Tonsetzung ihm noch weit mehr, als an den zwei bisherigen, lag. Zu wiederholten Malen ließ er daher Naumannen, wenigstens mittelbar, wieder einladen; aber immer suchte es Dieser, wenn nicht abzulehnen, doch aufzuschieben, theils, weil ihn nöthige Arbeiten im Vaterlande beschäftigten, theils weil er seiner Landes-Regierung zu misfallen fürchtete, wenn er all' zu oft einen fremden Ruf einheimischer Thätigkeit vorziehe. Naumann schrieb hierüber in einem Briefe vom 13. März 1782 an seinen Bruder: „Es steht mir eine Veränderung bevor, die ich nicht weiß, wie sie ausfallen wird. Ich habe schon seit ein paar Jahren her beständige Invitationen gehabt, wieder nach Stockholm zu gehen. Es hat nicht seyn sollen. Anjetzt ist der Graf Bark, Königlich-Schwedischer Gesandter am Kaiserlichen Hofe hier, und geht nach Schweden zurück. Diesem hat der König den Auftrag gegeben, alles Mögliche zu thun, um mich mitzubringen, und auch die dießfallsigen nöthigen Schritte am hiesigen Hofe zu thun. Die Königin ist wieder schwanger, und es sollen bei ihrer Entbindung außerordentliche Feierlichkeiten veranstaltet, unter Andern

das neue Theater eröffnet, und Cora aufgeführt werden, nebst noch einer andern Oper, vom Könige selbst geschrieben, die ich setzen soll."

Doch erst als Naumann mit Gewißheit erfuhr, daß jener Theater-Bau vollendet, und dessen Einweihung schon anberaumt war, benutzte er endlich den ihm ausgewirkten Urlaub zu einer zweiten Reise nach Stockholm. Er ward aufgenommen, so gut, als es nur immer ein Künstler erwarten durfte, der vorher schon Proben seiner Vorzüglichkeit gegeben hatte, und jetzt erst einer so vielfachen Einladung willfahrete. König Gustav bewillkommte den bescheidnen Fremdling, wie man einen werthen einheimischen Freund nach einer langen Entfernung vom Vaterlande bewillkommt. Sein Zutrauen schien durch die lange Abwesenheit nicht gemindert, seine Achtung durch Naumanns letztere Werke noch vermehrt worden zu seyn. Die Oberaufsicht der Hofkapelle und der Operbühne war dem Grafen Karl von Fersen anvertraut, — das heißt, einem Kenner der Musik, und Naumanns wärmstem, vielfach erprobtem Freunde. In allen denjenigen Zirkeln, wo unser Landsmann sich vorher schon gern befunden hatte, ward er auch jetzt mit Freuden empfangen und mit Auszeichnung behandelt; selbst seine Harmonika, die er erst in den Jahren 1780 oder 1781 lieb gewonnen, schon aber meisterhaft spielen gelernt, und dieses Mal mit gebracht hatte, diente gewiß zum Mittel, den an sich schon so verdienst- und werth-vollen Mann auch als Genossen gesellschaftlicher Freuden zu empfehlen. Den-

noch fand jetzt, im Ganzen betrachtet, Naumann seine Bahn um ein Großes schwieriger und rauher, als das erste Mal, und der Zeitpunkt, in welchem er anlangte, war mislich genug für jeden Künstler überhaupt, aber noch mislicher für ihn insbesondre. Ein flüchtiger Blick in die Geschichte der Tonkunst selbst genügt zum Beweise.

Weit entfernt von jenem Künstler-Dünkel, der seine eignen Werke überschätzt und über alle Andre stellt, dagegen über die Arbeiten Anderer mit Eifersucht, Befangenheit und Partheilichkeit urtheilt, wußte Naumann unter den Tonkünstlern, und zwar unter den Verstorbenen den Hasse, Händel, Graun, unter den Lebenden vor Allen den Haydn ungemein hoch zu schätzen, ob er gleich auch die schwächern Partheien in ihren Arbeiten gar wohl erkannte und bemerkte; minder günstig dachte er von Mozarts Geiste, so wie überhaupt von dem Geiste der Zeit, der gleich einzelnen Blitzstrahlen die Wolken zerreiße und durchflamme, den Himmel aber nicht dauernd erhelle. Zu jener Zeit nun glänzten vornähmlich am musikalischen Horizont die Namen, Gluck und Piccini, und der zwischen den Schwärmen ihrer Verehrer zuerst in Italien entbrannte Streit, welchem von Beiden der erste Preis gebühre, erstreckte sich bis über den Belt, und ward zu Stockholm mit einer Hitze geführt, die selbst den Parisern keine Schande gemacht haben würde. Naumann, zu Keiner dieser Schulen gehörig, obgleich gerecht gegen das Gute in Jeder derselben, hatte jetzt die hitzigsten Vorfechter Beider zu sei-

nen Gegnern. Auch das, an sich zwar schwache, Häuflein von Uttini's Freunden schlug sich zu ihnen. „Dem Sachsen," sagte man ziemlich laut, „gelang es vor einigen Jahren leicht durch seinen Amphion zu glänzen! Damals kannte Schweden noch keine musterhafte Musik, geschweige eine große Abwechslung derselben. Jetzt haben uns Gluck und Piccini die Augen geöffnet; sie haben uns klüger und ekler gemacht. Jetzt dürfte es ihm schwer fallen, mit seiner Peruanerin großes Aufsehn unter uns zu erregen."

Man kann leicht denken, daß Reden dieser Art auch zu Naumanns Kenntniß kamen, der sich aber dadurch nicht irre machen ließ, weil er die wechselnde Laune des Zeitgeschmacks und insbesondre die veränderliche Luft der Höfe und Residenzstädte gar wohl kannte, und, fern von jeder Gunst-Erschleichung oder Kunst-Heuchelei, auf fremde Stimmen nur dann Rücksicht nahm, wenn er sie mit seiner eigner Ueberzeugung und der, von ihm erkannten, Wahrheit übereinstimmend fand. Wie fest er in dieser Denk- und Handlungs-Weise stand, bezeuget folgende Geschichte:

Bald nach seiner Ankunft in Stockholm ward die erste Probe der Cora in einem Saale des Königlichen Schlosses gegeben. Außer den dazu unumgänglichen Personen war nur der Monarch selbst mit einigen Wenigen seiner Vertrautesten gegenwärtig. Nach Endigung der Probe trat Graf von Fersen (der, wie früher schon gesagt worden, Direkteur aller Hof-Festlichkeiten und Naumanns persönlicher Freund war) zu ihm, erhob seine Musik mit höch-

stem Lobe, fügte jedoch hinzu, eine einzige Stelle sey unter seiner Erwartung geblieben. Naumann forschte natürlicher Weise sogleich, welche Stelle er meyne, und hörte, daß Fersen statt des daselbst angebrachten sanften Andante's eine Bravour-Arie für textgemäßer halte. Naumann dankte zwar dem Grafen für seine Offenherzigkeit, setzte aber seiner Ansicht Gründe entgegen, welche Dieser nicht widerlegen konnte, wohl aber zur Entscheidung dem Urtheile des Monarchen anheim stellte, welcher dem Grafen beitrat. Während gewiß viele Andre sich da gefügt hätten, erklärte dagegen Naumann fest und bescheiden: „Wenn Sr. Majestät mit der Arie insbesondre unzufrieden wären, so wolle er allerdings eine neue Musik zu Alonzo's Rede machen; nur eine Bravour-Arie nimmermehr. Der Tonkünstler sey der Uebersetzer des Dichters in eine noch kraftvollere Sprache; doch Verstärkung der Kraft dürfe den Sinn des Ganzen keineswegs ändern. Viele Komponisten, daran zweifle er keineswegs, würden diese Arie besser setzen, als er; aber Jeder, der sie gehörig durchdenke, gehörig ihren Inhalt und Standort betrachte, werde gewisser Maaßen seinen Pfad wandeln, das heißt, zu einem sanften und doch pathetischen Andante sich entschließen müssen. Denn auch in der Kunst gebe es, wie in der Philosophie, nur Eine Wahrheit; und wer von dieser sich entferne, gehe zur bloßen Künstelei, oder wohl gar zur Afterkunst über." — Der König und sein Directeur mußten endlich dem Gefühle des Künstlers nachgeben, und der Erstere war

sogleich edelmüthig genug, später, beim Anblick der Darstellung selbst, nachher aus eignem Antriebe zu gestehen: Naumann habe den richtigern Sinn getroffen, und diese Arie sey Eine der gelungensten in ganzen Singspiele. Graf Fersen war vielleicht noch ein paar Tage hindurch unmuthig über die Festigkeit seines Freundes; doch auch er besann sich bald eines Bessern. Denn er fand, daß eben derjenige Mann, der so herzhaft sein Recht selbst gegen Monarchen vertheidige, doch wieder äußerst nachgiebig sey, sobald man ihn von der Nützlichkeit einer Forderung überzeuge; er fand z. B., daß eben derjenige Tonkünstler, der in Rücksicht einer einzigen Arie so unbiegsam gewesen war, gar keinen Anstand nehme, seine treffliche Tonsetzung an mancher andern Stelle abzukürzen, weil man ihm bemerkbar gemacht hatte, daß die Oper ein wenig allzulang spiele; und gewann ihn um so lieber, je unwidersprechlicher er hieraus erkannte, daß es Naumannen in seiner Kunst nur um die Kunst selbst zu thun sey.

Ein seltsames Geschick der Verzögerung schien übrigens auch jetzt noch über Cora's Aufführung zu schweben. Schon waren alle Anstalten dazu getroffen, schon war es bestimmt, daß dieselbe gleich nach der Entbindung der Königin, welche binnen wenig Tagen erwartet wurde, vor sich gehen solle; da unterbrach der unvermuthete Tod der Königin-Mutter den ganzen Plan, und verschloß die Schauspielhäuser in ganz Schweden für einige Monate. Unangenehm mochte dem, hier nur auf einen be-

stimmten Urlaub lebenden, Fremdling dieser Verzug dünken; und doch ging für ihn selbst im Grunde Nichts dadurch verloren. Manche Proben wurden vielmehr indessen noch genauer genommen, manche Aenderungen in der Musik aus sorgfältiger Rücksicht auf die Persönlichkeit einer dänischen Haupt-Aktrice, Madame Müller, getroffen, manche Zurüstungen noch prächtiger veranstaltet. An Gelegenheit, thätig zu seyn und sein Talent auszuzeichnen, gebrach es ihm beim Hoflager dieses Monarchen nie. Eine Menge kleiner musikalischer Arbeiten schienen vielmehr seit Jahr und Tag schon auf ihn gewartet zu haben; und die leutselige freundschaftliche Art, mit welcher König Gustav nie zu fordern, sondern nur zu wünschen, — nie zu befehlen, nur zu bitten pflegte, machte, daß Naumann stets mit Freudigkeit zu Werke schritt, und daß ihm eben daher Alles gelang, was er hier unternahm. Vorzüglich gab die Geburt eines zweiten Prinzen, welcher jedoch bald wieder starb, dem Könige (auch während der Trauer um seine Mutter) Anlaß zum Gepränge einer feierlichen Taufe, und Naumannen zur Verfertigung einer großen Kirchen-Musik. Er hatte nur wenige Tage Zeit zu derselben; doch vollbrachte er sie mit seinem gewöhnlichen Glück, und empfing bei dieser Gelegenheit einen neuen Beweis von der ausgezeichneten Gunst des Monarchen, welches Naumann im folgenden Briefe vom 8. Sept. 1782 an seinen Bruder erzählte:

„Der Tod der verwittweten Königin hat einen

Aufschub in den Festlichkeiten verursacht. Ein neugeborner Prinz hat die Trauer in allgemeine Freude verwandelt. Bei diesen Trauer- und Freuden-Festen ging es hier ungemein groß und prächtig zu; oft habe ich dich hergewünscht. Die Trauer inkommodirte mich freilich ein wenig in meiner Börse, weil ich ganz unvorbereitet war. Da ich aber Ein Mal den Aufwand machen mußte, so kleidete ich mich völlig nach der National-Tracht. Ich war vom Kopf bis zum Fuße fast in Flor eingehüllt, und in meinem ganzen Leben habe ich so tief nicht getrauert. Es ist nun aber einmal hier die Etikette nicht anders. Zur Taufe des jungen Prinzen mußte ich in größter Geschwindigkeit eine Kirchen-Musik schreiben. Der Hof erschien in größter Pracht; und da der König hiezu eine Galla-Uniform vorgeschrieben, auch Alles nach Stand und Würden eingetheilt hatte, so hätte mir dies einen neuen Aufwand von wenigstens funfzig Dukaten verursacht. Ueber dieß wußte ich selbst nicht, zu welchem Stande ich mich rechnen sollte, weil ein Künstler hier jedem Rang sich zugesellen kann. Um doch auf keine Art anzustoßen, war ich daher gesonnen, die Galla in meiner französischen Kleidung zu feiern. Allein, ich mußte es, trotz aller angegebnen Ursachen, in Schwedischer Tracht thun. Denn den Tag vor der Taufe fand ich in meinem Logis ein neues ganz fertiges Gallakleid von Kavaliers-Range, welches mir der König in der Stille machen lassen, und zugeschickt hatte. Es war eine sehr angenehme und schmeichelhafte Ue-

berraschung für mich, daß dieser Herr bei so vielen wichtigen Geschäften darauf Attention gehabt hatte. Was mich am meisten wunderte, war, daß mir das Kleid so gut paßte, da mir doch kein Maas dazu genommen worden. Ich erfuhr aber nachher, daß man auf des Königs ausdrücklichen Befehl den Schneider hatte auskundschaften müssen, der mir die Trauer gemacht hatte. Ist das nicht allerliebst von diesem Könige? Muß ich ihn nicht lieben?" — Ein Umstand, dessen Naumann hier nicht gedenkt, der aber viel zu seinem Vorsatz, dies Mal in französischer Tracht zu erscheinen, beigetragen haben mochte, war: Man hatte es ihm als eine Anmaaßung ausgelegt, daß er das erstere Hofkleid schwarz und roth sich habe machen lassen, da den übrigen Kapellmeistern nur ein schwarzes Nationalkleid gebühre. Uttini hatte nicht eher geruht, bis ihm gleichfalls diese Auszeichnung ertheilt wurde. Doch jetzt durch ein weiß und blaues Hofgalla-Kleid wies der Monarch stillschweigend dem Beschenkten den Rang des Adels an, den er auch von nun an bei jeder Gelegenheit am Hofe zu Stockholm behielt. Ueber die Taufhandlung selbst schrieb Naumann an seinen Freund, den Ober-Kriegskommissar Neumann, von Stockholm den 7. Septbr. 1782: „Wie oft habe ich Sie und alle meine Freunde hierher gewünscht, die Taufhandlung dieses Königlichen Evangelischen Prinzen zu sehen! — Ich habe in meinem Leben kein prächtigeres Schauspiel gehabt. Alles, was Sie als Dichter Großes und Feierliches denken können,

war hier vereint. Die Symphonie aus Osiris, die ich beim Einzuge in die Königliche Schloß-Kapelle aufführte, weil ich aus Mangel an Zeit keine selbst setzen konnte, that ungemein große Wirkung, und schien gleichsam dazu gemacht zu seyn. Der Zug war so lang, daß dieselbe drei Mal gespielt wurde, bis Alles in der Kirche Platz genommen hatte. Der Erzbischof von Upsala verrichtete die Taufe, und alle Bischöfe und übrigen Geistlichen assistirten. Der König saß auf einem silbernen Stuhle am Altare vor einem Betschemel, und legte nach vollbrachter Taufe dem Prinz die Orden an. Der Reichs-Herold stieg auf einen Thron, und rufte mit lauter Stimme die Nahmen des jungen Prinzen und Vivat aus. Das Chor antwortete mit Trompeten und einem freudigem Chorgesang unter dem Donner der Kanonen. Genug indeß; Alles zu beschreiben, müßte ich Ihre Feder haben."

Endlich war die Zeit der Hoftrauer um die Königin-Mutter vorüber, und im Januar 1783 bei Eröffnung des Karnevals, zur Einweihung des neuen Opernhauses, ward Cora zum ersten Mal aufgeführt mit einer Pracht, mit einem Aufwande, dessen gleichen man noch nie auf einer schwedischen Bühne gesehen hatte, — und mit einem Enthusiasmus von höchster, einstimmiger, unbestochenster Art aufgenommen. Selbst die Hoffnung von Naumanns wärmsten Freunden ward übertroffen; selbst seine entschiedensten Gegner und Neider verstummten. Auch wirkten nicht blos Neuheit und Fürstengunst.

Denn in einer Zeit von Jahr und Tag ward Cora sechszehn bis achtzehn Mal gegeben, ward fast immer zwischen Glucks Alceste und Piccinis Orlando aufgeführt, und erhielt sich im vollsten Beifall, trotz dieser gefährlichsten aller Nachbarschaften. Glucks und Piccinis Anbeter gestanden: „dicht an ihrem Idole gehöre der nächste Platz Dem, der Cora's Musik gesetzet."

Doch belohnender, als jedes noch so reichliche Geschenk des Königs, als jeder noch so rauschende Beifall seines zahlreichen Hofstaates, als jeder noch so glänzende Triumph über alle Neider und Widersacher war für Naumanns zartfühlendes Herz eine Begebenheit, die sich wahrscheinlich um eben diese Zeit zutrug, und auf Naumanns edeln Character das schönste Licht wirft.

König Gustav hatte kurz vor der Einweihung seines neugebauten Opernhauses durch einen, ausdrücklich deshalb den öffentlichen Blättern einverleibten, Aufsatz die besten Musiker in den benachbarten Städten nach Stockholm eingeladen, um sein Orchester für diesen Abend zu verstärken. Viele hatten dieser Aufforderung aus Ehrfurcht, noch Mehrere aus Gewinnsucht und Neugier Folge geleistet. Naumann, als er bei Einer der allerletzten Proben seines Singspiels sich einfand, war daher keineswegs verwundert, die Anzahl der Spielenden beträchtlich vermehrt zu sehen; aber, indem er so die Reihe mit flüchtigem Blick überschaute, gewahrte er eines Mannes, der sich vorzüglich abzuwenden, und unter den übri-

gen Violinisten zu verstecken schien. Die Gesichtszüge desselben fielen ihm auf; er blickte um so genauer hin; ahndete, zweifelte, erkannte — Weeströmen. Halb außer sich vor Freude, eilte er mit dem lauten Ausruf: „Sind Sie es? Sind Sie es wirklich?“ auf ihn zu. Beschämt, furchtsam, immer noch hinter sich weichend, wollte Dieser ein paar Worte von — Vergeben und Vergessen stammeln. Naumann ließ ihn nicht dazu kommen.

„Was hätte ich Ihnen denn jetzt noch, nach so langer Zeit, zu vergeben?“ sprach er, „und wie könnte ich es im Gegentheil jemals vergessen, daß Sie mich auf den Weg zur ächten Tonkunst und zu meinem zeitlichen Glücke führten? — Hier, meine Herrn“ (indem er sich zu den übrigen, höchst verwunderten, Anwesenden wandte), „hier stelle ich Ihnen den Mann vor, der mich einst mit sich nach Italien nahm! Wäre er nicht nach Dresden gekommen, hätte er mich unmündigen Jüngling nicht aus der Hütte meiner Eltern gleichsam heraus gerissen, so würde ich wahrscheinlich jetzt ein armer unbekannter Dorfschulmeister in meinem Vaterlande seyn, und gewiß nicht das Glück haben, heute an Ihrer Spitze zu stehn. Ihm verdanke ich daher auch jetzt noch die ganze günstige Wendung meines Schicksals mit gerührtem Herzen.“

Er umarmte ihn beim Schluß dieser Worte. Von Vorwürfen, oder auch nur von einer Erinnerung jenes mannigfach erlittenen Unrechts entschlüpfte Naumannen keine Silbe. Wohl aber lud er den immer noch verle-

gen bleibenden Mann, dessen abgetragne Kleidung deutlich genug von höchst mittelmäßigen, wo nicht dürftigen, Umständen zeugte, für den nächsten Morgen zu sich, und beschenkte ihn mit einer beträchtlichen Summe. Ja gleich bei seiner ersten Anwesenheit in Schweden hatte Naumann in diesem Sinne Weeströms Aufenthalt zu erforschen gesucht, wie aus seinem damaligen Briefe an seine Mutter vom 18. August 1777 hervor gehet, worin er schrieb:

„Weeström ist in der Stadt gewesen, hat sich aber nicht bei mir sehen lassen. Ich glaube, er schämt sich; denn er soll sich in sehr armseligen Umständen befinden. Wenn er käme, wollte ich ihm gern hundert Kupferthaler schenken für alle die Schläge, die er mir ehmals verehrt hat. Ich würde ihm gewiß nicht Böses mit Bösen vergelten." Ja diesen Vorsatz führte er nun in der That aus, und zeigte sich hierin als einen Nachfolger Christi, der da gebietet: „Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl Denen, die euch hassen; bittet für Die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seyd eures Vaters im Himmel, welcher Seine Sonne läßt aufgehen über die Bösen und über die Guten, und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte." Gewiß würde Naumann noch ein Mehreres für Weeströmen gethan, und vielleicht durch sein Fürwort bei dem Monarchen eine dauernde Versorgung für ihn ausgewirkt haben, hätte er nicht bald von mehreren Seiten die überzeugendsten Beweise erhalten, daß dieser sonderbare Mann seinen

störrischen unverträglichen Character auch noch in's höhere Alter mit herüber genommen hätte. Denn vergeblich hatte Naumann durch sein versöhnliches Entgegenkommen, durch sein Wohlwollen und Wohlthun feurige Kohlen auf dessen Haupt gesammelt. Vielmehr ging derselbe in seiner Dreistigkeit bald darauf so weit, daß er sogar, wegen der Unkosten, die ihm Naumann in Italien gemacht haben sollte, eine Rechnung von mehr als hundert Thalern aufsetzte, und mit gerichtlichen Mitteln drohte, wenn sie ihm nicht freiwillig bezahlt würden. Naumann, an sich selbst äußerst gutmüthig und gutthätig, aber durchaus nicht gesonnen, sich auch nur einen Groschen durch solche, aus der Luft gegriffene, Unwahrheiten abtrotzen zu lassen, war sofort zur gerichtlichen Angabe aller Umstände bereit. Doch Weeström, als er sah, daß sein Schreckschuß verachtet wurde, machte aus der Drohung keinen Ernst, sondern entfernte sich aus Stockholm, und ließ sich nun nicht mehr vor Naumanns Augen sehen. — Ja ob Dieser gleich seine Milde mit so schnödem Undank vergolten sah, so erinnerte er sich doch desselben noch in spätern Zeiten oft, und zwar meist mit dem Zusatz: „Ich wollte, ich könnte ihm jetzt noch Gutes thun! Nur daß er es mir damals auf eine so ungerechte Art abzwingen wollte, verdroß mich!"

Ueber Kirchengesang und Orgelspiel in Schweden merkte sich Naumann in seinen Tages-Notizen vom September 1777 Folgendes an: „Vor eini-

gen Tagen war ich hier in einer großen schwedischen Kirche, und ich erstaunte, wie die versammelte Gemeinde die Lieder so schlecht sang. Wie viel hat Deutschland in diesem Stück voraus, obschon auch da noch an vielen Orten schlecht genug gesungen wird. Die hiesige Gemeinde wurde wenig, oder gar schlecht, von der Orgel unterstützt, welche an sich selbst nicht viel taugte, und noch dazu erbärmlich verstimmt war; der Organist war auch nicht weit her. Wenn doch Kirchen-Vorsteher sich mehr darum bekümmerten, gute tüchtige Leute, daran es bei uns nicht fehlt, zu Organisten zu erwählen, und sie hauptsächlich anständig zu belohnen suchten! Es ist eine Schande für die Religionsgenossen, diesen Theil des öffentlichen Gottesdienstes so zu vernachlässigen. Wie sehr befördert doch ein alter guter Choral, von der Gemeinde richtig gesungen, und von einer guten Orgel begleitet, die gemeinsame Andacht, und wie sehr kann diese durch das Gegentheil gehemmt und gestört werden!"

Nachdem nun Naumann bereits zwei Meisterstücke für die schwedische Bühne geliefert, ließ sich doch der Monarch noch nicht daran genügen, sondern veranlaßte ihn, gar bald zur Tonsetzung eines dritten zu schreiten, nämlich des Singspieles: „Gustav Wasa," welches er schon lange in seinem Pulte aufbewahrt, und stets mit besonderer Vorliebe betrachtet hatte. Denn er hatte nicht nur den ersten Plan dazu entworfen, und die Scenen-Verbindung geordnet, sondern auch den Dialog in Prosa

niedergeschrieben; ja ob er gleich zu einer freien Versifikation des Letzteren den schwedischen Dichter Kellgreen aufgefordert hatte, so nahm er doch in dieser auch beträchtliche Aenderungen vor. Denn es fanden sich in dem Concepte, welches Naumann von ihm empfing, und sein Leben lang aufs sorgfältigste aufbewahrte, von des Königs eigner Hand mit Bleistift große Stellen im Rezitativ, und ein paar Mal auch ganze Arieen neu hinzu gefügt. So ansprechend jedoch für jeden Schweden dieses Singspiel wegen seines geschichtlichen Gegenstandes als ein Nationalstück, und so anlockend für den Künstler darum die Tonsetzung desselben seyn mußte, so lag doch auch manche Schwierigkeit theils darin, daß das Grandiose und Pompöse des Stücks einen gleichen Character und Aufwand der Tonkunst erforderte, theils aber auch darin, daß der Monarch in der Ausführung manche Ansichten und Wünsche hatte, denen nicht leicht Genüge geschehen konnte. So verlangte er z. B., daß in dem Stück zu eben der Zeit, wo Gustav Wasa in der Stille der Nacht Eine seiner gefühlvollsten Arieen singt, von Weitem die Trommel und die sogenannte Retraite aus dem gegenüber liegenden Lager der Feinde zu vernehmen seyn sollte. Naumann fand diese Aufgabe so schwer, daß er wenigstens zehn bis zwölf Versuche anstellte, welche sämmtlich — mislangen. Dennoch ward diese Arie am Ende Eine seiner gelungensten, und machte bei der Aufführung selbst die vorzüglichste Wirkung. Die Anstrengung, welche sich Naumann bei Vollen-

dung dieser Arbeit zur Pflicht machte, trug wahrscheinlich viel zu der Krankheit mit bei, welche ihn dabei überfiel, und mehrere Wochen hindurch in seiner Thätigkeit hemmte. Da während derselben sein einjähriger Urlaub dem Ende sich nahete, so wünschte er, auch mit Gustav Wasa verfahren zu können, wie er mit Cora wirklich verfahren war, das heißt, heim zu reisen, und seine Tonsetzung im Vaterlande erst zu vollenden. Doch dafür hatte der Monarch durchaus kein Gehör; er ließ vielmehr durch seinen Gesandten zu Dresden, in eignem Namen, um eine Verlängerung von sechs Monaten für den Künstler anhalten; und da sie ihm bewilligt ward, konnte Naumann nun, mit desto größrer Gemächlichkeit und Sorgfalt zugleich, seiner Arbeit sich widmen. Sie beschäftigte ihn wirklich fast drei Viertheile des Jahres hindurch. Nur, als König Gustav in diesem Sommer seine (in politischer Rücksicht so berühmte) Reise nach Petersburg unternahm, benutzte Naumann diesen Zwischenraum zu einem kleinen Ausflug ins nördlichere Schweden, über Upsala hinaus; doch kehrte er bald wieder zu seinem Gustav Wasa zurück, und hatte ihn bei der Heimkehr des Königs vollendet. —

Die Aufführung selbst abzuwarten vermochte er nicht; denn die vielen Anstalten zu neuen Verzierungen der Bühne erforderten eine beträchtliche Frist; aber wenigstens zeigte er dem Monarchen durch einige vorläufige Proben, daß er jeden seiner Ansprüche erfüllt habe, und ward von ihm überhäuft mit

Lobe, beträchtlichen Geschenken und — noch größeren Zusagen für die Zukunft. Höchst ungern nur entließ ihn Gustav. Er rieth ihm unter Andern noch zu einer Reise nach Petersburg, erbot sich ihm zu einer eigenhändigen Empfehlung an die Kaiserin, und verbürgte sich für eine sehr reichliche Belohnung dieses Umwegs. Ein solcher Vorschlag war allerdings für Naumannen um so lockender, da er es schon vorher im Stillen herzlich bedauert hatte, die schöne Gelegenheit versäumt zu haben, und nicht im Gefolge des Monarchen (was ihm nur ein Wort gekostet haben würde) nach Petersburg gereist zu seyn. Er machte sich deshalb selbst in Briefen an seinen Bruder, und oft noch späterhin, gleichsam bittre Vorwürfe. Auch Gustav, als Naumann im Gespräch mit ihm ein Wort hierüber fallen ließ, gab ihm einen freundschaftlichen Verweis seiner unzeitigen Bedenklichkeit oder Vergeßlichkeit halber, und schien es um so mehr durch diesen zweiten Vorschlag einbringen zu wollen. Doch Naumann wagte es nicht, die Huld seines Landesfürsten um noch längern Urlaub — zumal an einen neuen Hof — anzusprechen. Gegen Ende des Jahres reiste er von Stockholm ab.

Merkwürdig ist ein Vorfall, der sich noch vor seiner Abreise aus Schweden ereignete, und es recht klar ins Licht stellte, wie vertrauensvoll und streng Naumann seine Versprechen erfüllte. Da er auch jetzt wieder von dem König Gustav mehr als Ein Mal ansehnliche Honorare empfangen, und außerdem bei einem bedeutenden Gehalt von allen nothwendi-

gen Ausgaben sich befreit gesehen hatte, so war es ihm, trotz seiner Entfernung von aller allzuängstlichen Sparsamkeit, leicht möglich, ein Kapital von tausend Dukaten sich zu erübrigen. Ein guter Freund und beträchtlicher Handlungsherr zu G**burg erbot sich ihm, dieses Geld unter vortheilhaften Bedingungen in seiner Handlung anzulegen. Naumann nahm diesen Antrag mit Freuden an; aber eben, als er im Begriff stand, die Summe seinem Freunde zu übermachen, ward er von einer andern Seite her gewarnt, sich vorzusehn, weil die Umstände dieses Handlungshauses nicht ganz unbedenklich wären. Naumann stutzte einige Augenblicke; denn die Gründe, womit jene Nachricht belegt wurde, hatten allerdings große Wahrscheinlichkeit. Dennoch blieb er bei seinem Worte; und einige Jahre nachher ward zwar jene Warnung, aber auch — man möchte fast sagen: zur Ehre der Menschheit und der Freundschaft — Naumanns Zutrauen gerechtfertigt. Jener Kaufmann fiel wirklich; doch kurz zuvor erstattete er noch, aus eigner Bewegung, das Darlehn seines Freundes.

Auf seiner Rückreise, sowie auf seiner frühern Nordischen Reise, verweilte sich Naumann bei dem Herzog Friedrich Mecklenburg-Schwerin, welcher ein geschmackvoller Kenner der Tonkunst, und ein gottesfürchtiger frommer Fürst war. Zu Ludwigslust, der von ihm fast neu erbauten Residenz, legte Derselbe sogenannte geistliche Conzerts an, welche, für Deutschland wenigstens, einzig in ihrer Art waren. Es wurden nämlich zur Sommerszeit in der dortigen, auf eine

ganz eigenthümliche Weise für musikalische Aufführungen eingerichteten, Kapelle, und des Winters in einem Saale des fürstlichen Schlosses, Kantaten religiösen, oder wenigstens moralischen, Inhalts aufgeführt, zu welchen jeder rechtlich gekleideten Manns- oder Frauens-Person, ganz ohne Unterschied des Standes, der Zutritt offen stand. Auch Naumann wohnte einer solchen Musik-Aufführung bei, und wurde von den, bei dortiger Liturgie gewöhnlichen, sogenannden Responsionen, welche, so oft der Fürst zugegen war, von den Sängern und Sängerinnen der Herzoglichen Kapelle vierstimmig gesungen wurden, so überrascht und gerührt, daß ihm helle Thränen dabei in die Augen traten, und diese Kapelle, als das Ideal einer guten protestantischen Kirchen-Musik, in ihm einen lebenslänglichen Eindruck zurück ließ. Er schrieb darüber selbst an seinen Bruder am 20. Febr. 1784: „Auf meiner ersten schwedischen Reise führte mich mein Weg durchs Meklenburgische. Ich kam nach Ludwigslust, wo der Hof residirt, und fand hier wider Vermuthen eine Menge alter Bekannten, und eine recht artige kleine Kapelle, besonders eine, ganz vortrefflich eingerichtete, evangelische Kirchen-Musik, die mich in außerordentliche Verwunderung setzte. Ich faßte gleich den Vorsatz, zu dieser herrlichen Stiftung, die dem Herzog so viel Ehre macht, freiwillig und ungebeten mein Scherflein beizutragen. Ich komponirte nach und nach, als ich wieder in Dresden war, und Zeit dazu hatte, den sechs und neunzigsten Psalm: „Singet dem Herrn ein neues

Lied!" und schickte ihn hin. Sr. Durchlaucht der Herzog sandte mir dafür eine goldne Medaille zum Geschenk, und zugleich eine geistliche Kantate, Zeit und Ewigkeit betitelt, nebst der Bitte, diese doch auch gelegentlich in Musik zu setzen. Nie konnte ich an diese Arbeit wegen häufiger Anderer denken. Nun kam gar die zweite schwedische Reise dazu, so daß ich schlechterdings die Unmöglichkeit davon einsah. Ich schrieb daher meine Entschuldigungen; die Antwort darauf lautete, daß Sr. Durchl. gerne noch ein Jahr und länger warten wollten, wenn sie nur noch die Musik von mir bekämen, weil der 96. Psalm die Krone von allem seinem musikalischen Vorrathe sey. Dieses Kompliment war zu schmeichelhaft, als daß ich nicht endlich hätte drauf denken sollen, Hand ans Werk zu legen. Sobald ich in Stockholm mit Gustav Wasa fertig war, fing ich an; und theils dort, theils auf der Reise heraus, arbeitete ich so emsig, daß ich es gerade fertig nach Ludwigslust brachte. Meine Ankunft und die mitgebrachte fertige Arbeit machten dort eine allgemeine Freude. Es wurde gleich ausgeschrieben, ausgetheilt, probirt, und am Neujahrstag hatte ich das Vergnügen, dieses Stück in Gegenwart des ganzen Hofes und vieler andern Zuhörer selbst aufzuführen. Ich kann dir den glücklichen Erfolg und Beifall, womit es aufgenommen wurde, gar nicht genug beschreiben, eben so wenig, als die besondre Güte und Huld dieser Durchl. Herrschaft, mit welcher sie mir begegnete. Das Stück wurde drei Mal hinter einander,

(am 1. 2. und 4. Januar), gegeben, und jedes Mal gefiel es mehr. Auch, seitdem ich weg bin, führen sie es immer noch auf, wie man mir schreibt. Es ist mir aber auch, Gott sey Dank, besonders gut gelungen, und Eine meiner besten Arbeiten fürs Herz. Man kann es ohne Rührung und Thränen kaum hören, mir sind sie selbst beim Akkompagniren sehr oft über die Wangen gerollt. Acht Tage blieb ich also in Ludwigslust, acht frohe und glückliche Tage! Bei meinem Abschied bekam ich vom Herzog eine ganz wunderschöne goldne Dose mit funfzig Louisdor's darin, und als ich im Gasthof bezahlen wollte, war es bereits geschehen. Unter einer Menge von Glück- und Segens-Wünschen, auch neuen Bestellungen von Arbeit, soviel ich nur machen könne, trennten wir uns. Da hast du die Geschichte im Kurzen!" Acht und dreißig Mal hatte binnen der kurzen Frist von dreizehn oder vierzehn Monaten Herzog Friedrich diese Kantate vor sich aufführen lassen, und immer behielt sie für ihn und für eine zahlreiche Versammlung den Reiz der Neuheit, oder wenigstens den Werth eines vortrefflichen Kunstwerks. Dilettanten und Musiker, selbst Männer, die auf Religion mit Ehrfurcht oder Gleichgültigkeit blickten, Personen von jederlei Alter, Geschlecht und Stande stimmten in dem Urtheil überein, es herrsche gleichsam eine höhere Salbung in dieser Harmonie des Ganzen. Der Ruf der Kantate ward so allgemein und ausgebreitet, daß Fremde oft zehn, zwölf Meilen weit herkamen, wenn sie erfuhren, daß

dieselbe abermals zu Ludwigslust aufgeführt werden solle. Unter Andern traf es sich einmal, daß gerade bei Aufführung dieser Kantate ein heftiges Gewitter am Himmel stand. Die Wirkung, welche damals die Musik, vorzüglich bei einer, mit Trompeten und Pauken begleiteten, Bravour-Arie:

„Auf! Auf! es kömmt der Erretter!
„Ihn melden rollende Wetter;
„Auf! die Posaune Gottes tönt!
„Triumph, die Treue wird gekrönt.
„Triumph! euch ruft das Haupt, ihr Glieder;
„Gieb, Erde, — Meere, gebt sie wieder!

gemacht haben soll, war so außerordentlich, daß nach zwanzig Jahren noch viele Zuhörer davon mit einer Art ehrerbietigen Schauders sprachen. — Wie wenig übrigens der unbeschreiblich große Beifall, den dieses Oratorium zu Ludwigslust fand, für eine bloße Nachbetung vom Urtheil des Regenten zu achten sey, sieht man daraus, daß es auch nach dem Tode des alten Herzogs das Lieblingsstück des Publikums blieb. Im Ganzen dürfte es nicht viel unter hundert Mal allda gegeben worden seyn.

Die neue Bestellung, deren Naumann in seinem Briefe erwähnte, war, daß ihm der Herzog beim Abschiede, — nicht im Tone des *Fürsten*, der den Künstler belohnen zu können hofft, sondern des *Freundes*, der noch um eine Gefälligkeit bittet, — aufgetragen hatte, für ihn noch ein zweites Oratorium eben desselben Verfassers, „*Unsre Brüder*“

überschrieben, zu setzen. Naumann, durch so vielfache Huld herzlich gerührt, versprach, es sollte die erste Arbeit seiner amtsfreien heitern Stunden werden. Er that gewiß, was er konnte; aber er fand der Beschäftigungen bei seiner Rückkehr nach Dresden so mannigfache, und vielleicht auch die Bearbeitung dieses Singstücks selbst so schwierig, daß sie ihn weit länger, als er gehofft hatte, aufhielt. Herzog Friedrich (schon in den erstern Monaten des nächsten Jahres mit Tod abgehend) erlebte die Gewährung seines Wunsches nicht; aber sein Nachfolger wiederholte gleich in der dritten oder vierten Woche der neuen Regierung jene väterliche Aufforderung, und insbesondre wurde ihm in einem Briefe vom 2ten Mai 1785 sehr ans Herz gelegt, daß er doch ja, dem Wunsch des Herzogs zu Folge, in Ludwigslust sich einfinden, und seine neue Cantate „Unsre Brüder" selbst aufführen möge.

Bei Gelegenheit jener nordischen Rufe, welche die erste Veranlassung zu Naumanns Arbeiten für Ludwigslust gaben, erwarb er sich auch die persönliche Bekanntschaft, und fast könnte man sagen, die Freundschaft eines andern deutschen Prinzen, Heinrichs, des Markgrafen von Schwedt, welcher sich als ein großer Gönner der deutschen Bühne und Tonkunst hervor that. Er bewieß dieß namentlich auch dadurch, daß er unsern Naumann, welcher auf seiner Rückreise über Schwedt ging, so aufnahm, als wäre er seines gleichen, und ihm zu Ehren mit Hülfe einiger gerade anwesender Musiker und Sängerinnen

mehrere Feste gab, daß er ihm ferner verschiedene musikalische Arbeiten auftrug und fürstlich belohnte, und die verdeutschten Singspiele Amphion und Cora nicht blos im kleinen Auszug durch seine Unterzeichnung beförderte, sondern auch in vollständiger Musik sich erwarb, und sie — als der Einzige unter den deutschen Fürsten — auf seiner Bühne mit möglichster Pracht aufführen ließ. Bei Coras erster Darstellung lud er Naumannen aufs verbindlichste ein, sein Werk selbst aufzuführen, und bat dessen Landesherrn durch ein eigenhändiges Schreiben um einen Urlaub seines Kapellmeisters von einigen Wochen, erhielt aber eine abschlägliche Antwort, so daß Naumann, welcher diesen kleinen Ausflug gern gemacht hätte, der für ihn eben so ehrenvoll, als vergnügend und belohnend gewesen wäre, weder seine Cora, noch seinen Gustav Wasa je im deutschen Gewande zu sehen bekam.

Naumann traf in der Mitte des Januars 1784 von Stockholm, von wannen er zu Ende des J. 1783 abgereiset war, wieder auf seinem Posten in Dresden ein, wo er sich jedoch nicht mehr recht zufrieden fühlte, nicht blos weil man nach dem Tode seiner erhabnen Gönnerin, der verwittweten Kurfürstin, ihm den Ersatz einiger bisher genossenen Vortheile, z. B. eines Quartiergeldes u. dergl. verweigerte, sondern sich vorzüglich auch bei andern Gelegenheiten zurück gesetzt, und nicht im Besitz des vollen Vertrauens von Seiten seiner Vorgesetzten zu seyn glaubte. Er schrieb darüber seinem Bruder: „Es ist empfind-

lich, wenn man sich ein Bischen Ruhm erworben hat, und andrer Orten geehrt und geschätzt, aber nur im Vaterlande gleichgültig angesehen wird. Unterm Worte, Vaterland, verstehe ich nicht Stadt, noch Land; denn da müßte ich undankbar seyn; ich bin wirklich geliebt und geehrt, und habe viele Freunde unter Kleinen und Großen."

Obgleich dieß jeden Falls nicht auf Personen höheren Ortes, sondern vielmehr mittleren Rangs zu beziehen war, welche ihm ihre Ungunst auf mannigfache Weise fühlen ließen, so war für ihn dennoch ein Ruf nach Dänemark desto einladender, der zwar schon im J. 1778 an ihn in Stockholm ergangen war, jetzt aber wenige Monate nach seiner Rückkehr durch eine, vom König von Dänemark ernannte, Kommission mittelst eines Schreiben aus Kopenhagen vom 18ten May 1784 wiederholet wurde. Er schrieb darüber an seinen Bruder unter dem 15. August desselben Jahres: „Die letzte Revolution in Dänemark erstreckt sich sogar bis auf die Musik. Der König hat eine Kommission niedergesetzt, die untersuchen soll, wie dem Verfall der Königlichen Kapelle abzuhelfen sey. Nach vielen Berathschlagungen hat man endlich beschlossen, daß kein andres und besseres Mittel sey, als einen Mann ausfindig zu machen, der in der musikalischen Welt einen Namen habe, ein gewisses schon festes Ansehn genieße, und mit den nöthigen Talenten ausgerüstet sey, einer königlichen Kapelle vorzustehen. (Einige, im Ministerial-Schreiben für ihn noch schmeichelhafter klingende, Aus-

drücke ließ Naumann hier weg.) Die Wahl ist auf mich gefallen, und vom Könige gleich bestätigt worden. Ich erhielt also vor etlichen Tagen, ganz wider mein Vermuthen, einen sehr wichtigen Brief von jener schon erwähnten Commission, unterschrieben vom Oberhof-Marschall" (dem Geheimen Rath Rumsen) und zwei andren Kommissarien" (dem Konferenzrath Nielsen, und dem Etats-Rath und Leibmedicus Guldbrand), „auch bekräftigt mit dem K. Ober-Marschall-Amts Siegel, in welchem mir der Antrag gemacht wird, die Direction der K. Dänischen Kapelle, unter Bedingungen, die ich selbst vorschreiben soll, entweder auf gewisse Jahre, oder auf meine Lebenszeit zu übernehmen; man erbietet sich auch des Falls, wenn ich die Stelle annehmen wolle, selbst an Sr. Durchl. den Kurfürst sich zu verwenden. Ich kann dir meine Verlegenheit nicht beschreiben. Nichts weniger ließ ich mir träumen, als diesen Antrag; und da mich die Sache unvermuthet überrascht hat, so bin ich noch nicht entschlossen, was ich thun werde. Jeder Andere würde zwar keinen Augenblick schwanken, besonders in meiner hiesigen Lage. Fesseln wegwerfen, und andere (freilich glänzendere) anlegen? Welches ist das Klügste? Als Fremder an einem Orte zu seyn, hat alle Mal viele Vorzüge, besonders wenn man sich Bedingungen ausmachen kann; und der Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande. — Epoche zu machen und eine Rolle zu spielen, sind starke Versuchungen! Gott regiere mich mit Weisheit und Verstand, das Beste zu wählen! Die

Mehresten sorgen und kümmern sich, wie sie ein Amt oder Versorgung bekommen wollen; und mir machen die vielen Anträge von Aemtern Kummer und Sorgen." — Die Antwort, die Naumann nach langer und gleichsam schmerzhafter Ueberlegung ertheilte, war ein Mittelweg. Er blieb, trotz seines leisen Harmes, auch jetzt seinem Vaterlande treu, das heißt, er lehnte die dänische Kapellmeister-Stelle selbst ab, schrieb aber nach Kopenhagen: „Wahrscheinlich werde er bald wieder nach Schweden reisen, und seinen Weg über Dänemark nehmen. Dann wolle er sehn, in welchem Zustande er die Kapelle finde; und könne er hoffen, durch eine Bemühung von einigen Monaten ihr eine bessere Form zu geben, vergönne sein Fürst ihm den dazu nöthigen Urlaub, so sey er erbötig, seine Kräfte hierauf zu verwenden."

Nicht ganz nach Wunsch mochte ein Aufschub und eine Ungewißheit den Begehrenden seyn. Nur aus Achtung, weil er dieser Zögernde war, begnügten sie sich damit. Doch als Naumanns Hoffnung vereitelt, seine Bitte, wieder nach Schweden gehen zu dürfen, ihm dies Mal verweigert ward, da erkundigte sich die Kopenhagener Commission mittelst eines Schreiben vom 18. Jan. 1785 zum zweiten Mal nach seinem Entschluß; da ward vom dänischen Hofe das Geschäft so eingeleitet, daß Naumann, weniger aus Rücksicht auf seinen eignen Nutzen, als vielmehr aus Gewissenspflicht, einem solchen Vertrauen zu entsprechen einwilligte. Nachdem die gedachte Commission mittelst Schreiben vom 19. März 1785

ihm noch bestimmtere Anerbietungen gemacht hatte, übernahm er auf sechs Monate die Aufsicht über die königlich dänische Kapelle, worüber mit der dänischen Gesandschaft ein förmlicher Vertrag geschlossen wurde, dem zu Folge Naumann in jedem Monate, den er zu Kopenhagen zubringen würde, zwei hundert Thaler, eben so viel zur Hin= und ein Gleiches zur Rück=Reise, überdies nach Gutachten der Direction den Ertrag der zweiten oder dritten Vorstellung einer von ihm zu setzenden Oper erhalten sollte. Wie er in Kopenhagen, wo er im Juni desselben Jahres eintraf, die Lage der Sachen gefunden, und welche Wendung er ihnen zu geben gesucht, werde hier mit buchstäblicher Genauigkeit aus einem Aufsatze entnommen, der, einige Jahre später von ihm verfertigt, und, von seiner Hand geschrieben, sich unter seinen nachgelassenen Papieren vorfand.

„Ich fand die dänische Kapelle in überaus elendem Zustande, so daß schlechterdings Nichts damit anzufangen war. Der größte Theil derselben, mit Ausschluß von fünf oder sechs verdienten Personen, bestand aus zusammengerafften Menschen ohne Geschicklichkeit und Sittlichkeit, die man ohne Prüfung und Wahl angeworben hatte, und die sich durch Protektion und Bestechungen eingeschlichen, oder, so zu sagen, eingekauft hatten. Die Meisten taugten gar nichts, und diese hatten doch, nach dem alten Fuße, die besten Besoldungen. Es war daher nicht so leicht, der Sache eine bessere Form und Einrichtung zu geben, theils wegen des dazu bestimmten gerin=

gen Fonds, theils um Keinen dieser Menschen (deren Schuld es eigentlich doch nicht war, daß man sie angenommen hatte) zu verabschieden, oder ganz unglücklich zu machen! — Der sehr hoffnungsvolle Herr, der Kronprinz von Dänemark, durch den damals schon alle Geschäfte des Staats gingen, sagte mir, daß, ob er gleich kein Kenner, noch großer Liebhaber der Musik sey, er gleichwohl einsehe, die Musik seines Vaters wäre schlecht, erbärmlich schlecht bestellt, und es würde besser seyn, wenn der König gar keine, als eine so schlechte Musik habe. Da nun aber eine Kapelle oder Kammer-Musik einmal mit zum königlichen Hofstaate gehöre, so frage sich's, wie man diese zu verbessern habe, ohne den Hof mit allzugroßen Kosten zu beschweren? — Man verlangte daher Vorschläge von mir, die aber dahin ausfielen, daß man einen größern Fond anweisen, und Niemanden unglücklich machen solle. Es war eine Kommission zur Untersuchung ernannt worden, von welcher der damalige Herr Oberhof-Marschall von Rumsen, (ein sehr würdiger Mann, leidenschaftlicher Liebhaber der Musik und mein warmer Freund) Präses war. Um nun ein vollständiges Orchester einzurichten, und guten geschickten Leuten, wenn gleich kein überflüssiges, doch ein hinlängliches Auskommen zu verschaffen, fand ich kein andres Mittel, als die Zahl der höhern Besoldungen (bei neuer Besetzung der Posten) einzuschränken." Naumann, ernstlich dafür besorgt, daß keinem geschickten, im Dienste verbleibenden, Musiker sein Gehalt gemindert werde,

trug vielmehr in seinem ersten Plane nicht blos auf lauter feste Besoldungen, sondern auch auf Erhöhung derselben an. Nur als er damit nicht durchdringen konnte, schlug er vor, daß in der ganzen, aus vierzig Personen bestehenden, Kapelle sieben Supernumerare seyn sollten, und suchte das Nachtheilige dieser Maasregel, zu der er selbst nur gezwungen sich verstand, dadurch zu mildern, daß Keiner derselben bei seiner Anstellung über zwanzig Jahr alt, wohl aber darunter seyn dürfe; daß genau über Einrückung des Würdigsten bei erster Besoldung gehalten werden solle; daß jede Unsittlichkeit im Betragen, oder merkliche Verschlechterung in der Kunst mit gänzlicher Entfernung bestraft werde u. s. w. Auch hier zeigte sich also der höhere Gesichtspunkt, aus welchem Naumann überhaupt die Musik aufzufassen gewohnt war, indem er fest glaubte, daß durch die Musik Sittlichkeit und Tugend gefördert, die Seelen vom Irrdischen entfesselt, und mit den edelsten, heiligsten, zum Himmel erhebenden, Gefühlen durchdrungen werden. Daher verlangte er auch, daß nur ein reiner Geist sich ihrem Dienste widmen, ihrer Ausübung befleißigen solle! Daher kränkte es ihn oft tief in der Seele, wenn er auf Jünglinge oder Männer stieß, die bei großen musikalischen Anlagen sich doch niedrer Wollust überließen, oder sonst ihr Talent misbrauchten! Daher hütete er sich selbst sorgfältig, daß die hohe Würde seiner Kunst nicht durch Darstellung bloßer Tändeleien, oder wohl gar durch Bearbeitung von Nichtswürdigkeiten verletzt und entweihet werde.

Da nun, um Naumanns Vorschläge auszuführen, eine ansehnliche Vermehrung des Fonds nöthig wurde, so erstattete die Kommission dießfallsigen Bericht an das Königliche Finanz-Kollegium, und erließ dann, nach hierauf erhaltenem Bescheide, folgendes Schreiben an Naumannen: Sr. Königl. Majestät haben sich auf unsre und des Königl. Finanz-Kollegiums Vorstellung allergnädigst geneigt erklärt, die erhöhete Ausgabe aus Allerhöchstdero Casse zu bewilligen, wenn der H. Kapellmeister Naumann sich würden entschlossen haben, hier zu bleiben, und die Kapellmeister-Stelle in hiesigen Königl. Diensten anzunehmen. Eure Wohlgeboren wollen also geneigt daraus ersehen, wie das künftige Schicksal unsrer Kapelle jetzt lediglich von Dero Entschluß abhängt. Daß die Gage für den Kapellmeister in Dero Plane mit 2000 Thaler jährlich bestimmt worden, ist Euer Wohlgeb. bekannt; daß Dieselben aber für sich ein Mehreres erwarten können, daran erinnert uns Dero Talent, und das Gefühl des Nutzens, welchen Dieselben bei uns stiften würden, wenn wir das Glück hätten, Sie zu behalten. Wir halten uns daher für befugt, Denenselben außer jenen 2000 Thlr. noch eine persönliche Zulage von 500 Thlr. anzubieten. Da nun aber dieß" (die Annahme der dortigen Kapellmeister-Stelle — so fährt Naumann in dem obengedachten Aufsatze fort) „nicht geschehen konnte, so wäre beinahe Alles beim Alten geblieben. Endlich, und nach vielen Debatten ward der erste Fond doch ansehnlich vermehrt — ohne

jene Bedingung. Mein Plan ward nochmals geprüft und gebilligt. Man ertheilte mir Auftrag und Vollmacht, ihn auszuführen. Was von den Leuten brauchbar war, behielt ich bei. Was ich nicht in der Nation fand, verschrieb ich aus Deutschland, besonders aus der Hessen-Casselschen Kapelle, die damals aus einander ging, und woher ich sehr geschickte Leute bekam, die froh waren, sich wieder im Brode zu wissen. Die ganz schlechten und unbrauchbaren Menschen unter den Alten wurden in Pension gesetzt, und konnten sie im Lande verzehren, wo sie selbst Lust hatten. Von Denen, die noch einige Geschicklichkeit besaßen, setzte ich ein zweites Orchester zusammen, das blos in der Komödie und bei Hofbällen gebraucht wurde. Da die Hofbälle und dergleichen Festlichkeiten vorher aus der Hofkasse besonders bezahlt, und eine wahre Wucherei damit getrieben worden war, so fiel nunmehr der ganze ehemalige Betrag zum Fond; und auf diese Art entstand zu allgemeiner Zufriedenheit eine zweckmäßigere Einrichtung." So leicht nun unter den schwierigen Verhältnissen, unter welchen Naumann alle diese Verbesserungen auszuführen wußte, lauter Undank, Schmach und Feindschaft sein Lohn hätte werden können, so gelang es ihm doch auch hier Lob und Dank einzuerndten. Seine Thätigkeit war so groß, seine Kenntniß so überwiegend, jeder seiner Vorschläge so klüglich, und doch zu gleicher Zeit sein Biedersinn und seine Uneigennützigkeit so offen daliegend, daß ihm Alle — selbst einige heimliche Neider in-

begriffen — eingestehen mußten, er sorge nicht für sich selbst oder für den Vortheil einiger wenigen Günstlinge, sondern für das Gedeihen der Tonkunst überhaupt, und für die Bildung eines ächten National-Geschmacks. So mühsam übrigens die neue Organisation war, durch welche Naumanns Thätigkeit nicht blos die sechs dazu bestimmten, sondern zehn Monate lang auf die vielfältigste Weise in Anspruch genommen wurde, so beschränkte sich dieselbe doch keineswegs auf dieses Geschäft allein. Er hatte gleich bei seinem Rufe nach Dänemark sich verpflichtet, diese, für die National-Musik merkwürdige, Epoche durch ein Meisterwerk seiner Kunst auszuzeichnen, und er hielt seine Zusage durch die Tonsetzung der dänischen Oper Orpheus, deren poetischer Werth freilich nicht so groß war, indem die Dichterin dieses Singspiels, Namens Biehl, bereits auf einer höhern Alters-Stufe stehend, auch von ihrer jugendlichen Begeisterung und lyrischen Schwungkraft Etwas verloren haben, wohl auch in der Wahl des Gegenstandes keine ganz freie Hand gehabt haben mochte. Dennoch wußte Naumann, was darin an sich selbst wahrhaft poetisch war, so trefflich auszudrücken, und die schwächern Stellen, die etwa mehr prosaisch waren, dermaaßen zu decken und zu heben, daß sein Orpheus mit Recht der Cora würdiger Bruder genannt werden konnte. Musik-Kenner von gleich großem Gewichte haben sich oft darüber gestritten, welchem von beiden Singspielen der Vorzug und Preis gebühre? Daß beide Meisterstücke von höchstem Ge-

halte sind, darüber giebt es nur Eine Stimme. Auch bewirkte Orpheus im Dänischen ganz, was Cora im Schwedischen bewirkt hatte! Er war die Bewunderung des Hofes, das Entzücken der Stadt. Selbst zum gemeinern Volke gingen Viele seiner leichten Singstücke über. Ganz vorzüglich war dies der Fall mit einer, dem Orpheus in den Mund gelegten, vorzüglich zur Harfen-Begleitung geschriebenen, Arie (eben derjenigen, die Naumann schon zum deutschen Texte gesetzt hatte). Sie ward mehrere Monate durch das Lieblingsstück von ganz Kopenhagen. — Als Naumann nach der zweiten oder dritten Vorstellung einst Abends, im Mantel verhüllt, heim ging, hörte er, daß ein Trupp junger Leute sich alle mögliche Mühe gab, die Gänge dieses Gesangs zu wiederholen, und nur in einigen Kleinigkeiten noch irrte. Er verstärkte seinen Schritt, und im Vorübergehn sang er die richtige Melodie. Sofort verstummten sie, hörten auf ihn, und Einer sagte zum Andern: „Du! der hat sie noch besser, als wir, behalten." Eine ganz offne Herzens-Ergießung Naumanns über seine damalige Lage findet sich in einem Briefe, welcher, am 15. May 1786 an seinen Bruder geschrieben, leider nicht im Originale dem Herausgeber dieses vorliegt, jedoch mit Ausnahme einiger Stellen, in denen sich wieder sein religiöser Sinn ausgesprochen, hier wörtlich mitgetheilet wird:

„Die Oper, die ich hier komponirt, hat vielen Beifall erhalten. Ich habe über Kabale und Vorurtheil gesiegt, und alle Schwierigkeiten überwunden.

Noch kein Fremder kann sich (nach Aussage der Dänen selbst) rühmen, eine so allgemeine Hochachtung und Liebe des Hofes und Volkes erworben zu haben; und man wünscht von allen Seiten nichts eifriger, als mich hier zu behalten. Man hat mir sehr vortheilhafte Anträge gethan, die meinem Ruhm und meinem Beutel gleich zuträglich sind; allein ich habe mich noch zu Nichts entschließen können. Ich habe die ganze Sache Gott anheim gestellt, der nach Seiner weisen Vorsehung fügen mag, was zu meinem Wohl und Besten seyn wird. Da ich jetzt blos auf Urlaub hier bin, scheint es mir nicht rechtschaffen gehandelt zu seyn, meinen Abschied in Sachsen zu nehmen. Ich werde also, meiner Pflicht getreu, sobald die Belte schiffbar sind, von hier abreisen. Mein Urlaub ist verflossen; und ich habe schon vor sechs Wochen Ordre erhalten, auf's schleunigste zurück zu kehren; es wäre auch gleich nach der Oper geschehn, wenn nicht die eingetretene grimmige Kälte die Passage über die Belte unmöglich gemacht hätte. Man läßt mich besonders wegen bevorstehender Vermählung der Kronprinzessin sehr ungern hier weg; allein es kann nicht anders seyn. Der hiesige Hof will mit dem Sächsischen unterhandeln, um mich ganz oder wenigstens auf eine Reihe von Jahren zurück zu haben, damit ich das angefangene Werk vollenden könne. — — Den Tag nach der Vorstellung des Orpheus erhielt ich von der Hand des Kronprinzen eine goldne mit Diamanten besetzte Dose, begleitet von den gnädigsten und schmeichelhaftesten Ausdrücken

dieses hoffnungsvollen Prinzen, des künftigen Königs der Dänen.

Wie ich hier am stärksten mit dieser Oper beschäftigt war, bekam ich auch eine sehr schmeichelhafte Einladung vom Könige in Schweden, wenigstens auf etliche Wochen nach Stockholm zu kommen, um meinen Gustav Wasa dort aufzuführen; allein es war wegen der hiesigen Geschäfte unmöglich, mich nur Einen Tag zu entfernen. Es that dem Könige sehr leid, aber mir gewiß noch mehr; denn ich kenne durch vielfache Beweise seine Großmuth. Man ist in Schweden ein bischen eifersüchtig, daß ich hier bin, und wollte mich gern abspenstig machen. Demohngeachtet ist die Oper, Gustav Wasa, ohne mich, beinahe zu gleicher Zeit mit Orpheus, aufgeführt worden, und soll einen unerhörten Beifall gehabt haben, ja das prächtigste und glänzendste Schauspiel seyn, was je auf der Bühne erschienen. Es that mir sehr leid, es nicht mit ansehn zu können. Es wird noch immer gespielt, so wie Orpheus hier; und noch immer erwartet man mich in Stockholm; aber meine Pflicht ruft mich nach Dresden; indessen habe ich doch in zwei nordischen Reichen zugleich Lorbeern geerndtet."

Wie allgemein der Beifall war, den der Naumannische Orpheus beim dänischen Publikum fand, davon gab ihm unter Anderm die Einnahme seiner Benefiz-Vorstellung einen sprechenden Beweis. Naumann hätte sich, jenem Kontrakt zu Folge, wenigstens die dritte Aufführung wählen können; er wählte ab-

sichtlich eine weit spätere. Der Reiz der Neuheit lockte nun schon nicht mehr. Gleichwohl belief sich der reine Ertrag derselben (die Geschenke einiger Größern im Staate ungerechnet) fast auf tausend Thaler dänisch. Es war ein Gewinn, wie ihn auf der Stelle noch kein Künstler erworben hatte. Und da er übrigens eben so sparsam in seinen Ausgaben, als bescheiden in seinen Wünschen war, und nur streng über Anstand und Nettigkeit in seiner häuslichen und geselligen Lebensweise hielt, so gelang es ihm, in dieser und letzten Zeit seines Lebens ein größeres Einkommen zu haben, als er zu seines Lebens Bedürfnissen brauchte. Dabei kam es ihm aber nie in den Sinn, seine edle Kunst zur bloßen Lohnkunst zu erniedrigen, und damit sich Reichthümer zu sammeln, mit denen er etwa ängstlich gegeizet hätte. Als er daher einmal während seines Aufenthalts in Dänemark an Einem Posttage zwei höchst unangenehme Nachrichten erhielt, die wohl auch reiche Männer erschüttern können, die erste von Dresden, daß man in seiner Wohnung eingebrochen, und mehrere Uhren, Dosen und Ringe von beträchtlichem Werthe ihm gestohlen habe; die zweite aus Gothenburg, daß ein Handlungshaus, bei welchem er die Ersparniß seines ganzen zweiten schwedischen Aufenthalts angelegt hatte, nahe am Falle stehe, so blieb er gleichwohl heiter und wohlgemuth. Dieß bewieß er insbesondre auch seinen dortigen Kunstgenossen dadurch, daß er ihnen einen Freudentag zu bereiten suchte. Die vornehmsten Mitglieder der Kapelle hatten nämlich, ihm

zu Ehren, gleichsam zum Abschiede noch, ein Gastmahl veranstaltet, bei welchem es, sprüchwörtlich zu reden, hoch herging. Es war eine Ausgabe, unter Viele vertheilt, mithin leicht zu tragen. Er suchte es zu vergelten, indem er allen Mitgliedern der Bühne, der Kapelle und des theatralischen Orchesters, vereint mit allen übrigen Musikern von Bedeutung, einen Ball gab, wo es nicht schlechter herging. Die Veranstaltung desselben, die Einladung der Gäste, die Einrichtung alles Dessen, was Tafel, Spiel und Tanz betraf, übertrug er einem Mann von bedeutendem Range und Einfluß im Theater-Geschäfte, der aber (obschon versteckter Weise) gerade nicht sein Gönner zu seyn schien. Der Erfolg, den sich Naumann wahrscheinlich dadurch zu sichern hoffte, entsprach auch ganz seinem Zwecke. Selbst eine höhere Standes-Person hätte sich dieses Festes nicht zu schämen gebraucht. Ueberfluß und Ordnung herrschte im Ganzen; die Zahl der Gäste belief sich auf dritthalbhundert Personen. Unter ihnen befand sich auch die Dichterin des Orpheus, die schon früher erwähnte Biehl. Am Ende der Tafel redete sie Naumannen an: „Ich verleugne nicht mein Alter, und dränge mich nicht zu frohen Festen. Aber beim heutigen sind wir Beide doch Personen von Bedeutung. Ich bin die Mutter, Sie sind der Vater eines Kindes, das Dänemark Ehre macht. Wir zwei Eltern haben heute den Ball zu eröffnen.“ — Er mußte diese Tanz-Einladung annehmen. Die ganze Gesellschaft klatschte der Sprecherin Beifall zu. Wie

sehr diese Dichterin überhaupt für Naumannen eingenommen war, spricht sich in mehreren Briefen des Ober-Hof-Marschall Rumsen aus, welcher darüber an ihn nach seiner Abreise am 8. Septbr. 1786 schrieb: „Es ist in Wahrheit ein Glück, daß unsre Dichterin so alt und so dick ist; man würde sonst Vieles von Ihnen Beiden sprechen; denn sie redet von ihrem Naumann nie ohne Entzücken, und seufzt und jammert nach Ihnen, daß ich nicht wüßte, wie sich die zärtlichste Liebhaberin anders anstellen könnte."

In der Mitte des April 1786 verließ Naumann Kopenhagen mit der gewissen Hoffnung seiner Freunde, daß er bald wieder dahin zurückkehren werde. Vorzüglich hatte der gedachte Ober-Hof-Marschall Rumsen keinen angelegentlichern Wunsch, als den, Naumannen ganz für Kopenhagen zu gewinnen, was sich in allen seinen zahlreichen, höchst vertraulichen, Briefen voll der wärmsten Zuneigung gegen ihn ausspricht. So schrieb er gleich nach dem Abschiede von ihm den 29. April: „Wollte Gott, Sie wären wieder hier, um das gute Werk, welches Sie angefangen haben, zu vollführen." Deßgleichen am 25. Juli: „Im September eröffnen wir wieder unser Theater, und da möchte ich nicht mit einer Kapelle ohne Kopf erscheinen. Doch was sage ich, ohne Kopf? — Wir haben derer nur gar zu viele. Aber um einen einzigen, geschickten, klugen und gesetzten Kopf über alle Köpfe ist es mir zu thun, und ich kenne nur Einen Solchen, den ich mir wünsche, und auf den ich alle meine Hoffnung setze." —

Deßgleichen am 30. Septbr.: „Das kann ich Ihnen versichern, daß man hiesiger Seits sehr lebhaft wünschet, daß Sie kommen mögen, und zum Theil mit Entzücken und wahrer Freude von Ihrer Ankunft allhier redet. Mich selbst verlangt es nach Ihrer Antwort mit einer Sehnsucht, die nicht zu beschreiben ist. — Mein Verlangen, Sie zu umarmen, ist ohne Maaßen."

Kaum war daher Naumann nach Dresden zurück, so suchte man es von dänischer Seite beim Kur-sächsischen Hofe dahin einzuleiten, daß er, wenn nicht auf immer, doch für eine längere Zeit ihnen überlassen würde. Der erste Versuch ward durch die Gesandtschaft gemacht, und bestand blos in dem Wunsche, ihm für den nächsten Winter abermals einen jährigen Urlaub zu ertheilen. Da dies abgeschlagen ward (denn gewiß hatte man auch im Vaterlande von dem, was vorging, Kundschaft), so erließ die Königliche dänische Kommission aus Christiansburg vom 30. Septbr. 1786 nachstehendes förmliches Berufungs-Schreiben, das in mannigfacher Hinsicht einen wörtlichen Abdruck verdient: „Es ist Ew. Wohlgeboren zur Gnüge bekannt, wie sehr die hiesige Kapelle und das ganze Musik-Wesen bei uns eines Anführers und Direktors benöthigt ist. Eine zweckmäßigere Einrichtung in gedachter Kapelle haben Dieselben schon im vorigen Winter mit so gutem Erfolge bewirkt, daß man in selbiger eine große Verbesserung spüret. Dieses wird aber so lange nur eine halb vollbrachte Arbeit seyn, ja wohl gar bald

wieder zerfallen, wenn nicht ein Haupt und Anführer derselben beständig vorsteht; und wer könnte wohl hiebei so viel, als Sie, Hochgeehrter Hr. Kapellmeister, ausrichten? Ihr eignes Werk zur Vollkommenheit zu bringen, würde Ihnen nach Ihrer bekannten Denkungsart und Ihrem Bestreben, überall, wo Sie es können, Gutes zu stiften, selbst angenehm seyn; und noch mehr würde Ihr gefühlvolles Herz dabei empfinden, wenn Sie bei uns der Wiederhersteller der ganz verfallnen Musik, und insbesondre der Schöpfer (wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen) der Kirchen-Musik würden. Dies sind die Hauptgegenstände, welche unser jetziges Schreiben an Ew. Wohlgeb. veranlassen, um Denenselben den Vorschlag zu thun, in Sr. Majestät des Königs Diensten als Musikdirektor und Kapellmeister einzutreten. Zwar müssen wir Schwierigkeiten in der Erfüllung dieses unseres so eifrigen Wunsches vermuthen, und hauptsächlich besorgen, Sr. Kurfürstl. Durchl. möchten Ew. Wohlgeboren ungern aus Höchst Dero Diensten verlieren. Dieses zu verhüten, hatte bei uns den Wunsch veranlaßt, daß Ew. uns nur auf etliche Jahre überlassen werden möchten, welchen wir aber jetzt vereitelt sehen, indem die, aus hiesigem auswärtigem Departement deshalb geschehenen, Versuche am Dresdener Hofe mislungen sind, und daraus deutlich erhellet, Sr. Kurfürstl. Durchl. habe den Entschluß gefaßt, keine Erlaubniß dieser Art mehr zu ertheilen."

„Wir gründen aber unsre Hoffnung auf die großmüthige Denkungsart Ihres eben so geliebten,

als liebenswürdigen Kurfürsten. Dieser, für einen allgemein gütigen, christlichen und wohlthuenden Fürsten so bekannte, Herr wird gewiß dem Guten, welches man hier durch Ew. Wohlgeboren auszurichten hofft, und nur durch Sie allein ausgerichtet werden kann, nicht zuwider seyn. Sr. Kurfürstl. Durchl. wissen aus der Erfahrung in Dero eigenem so glücklichen Lande, welchen Einfluß die Musik auf die Moralität der Menschen hat. Höchstdieselben haben auch gewiß an Höchstdero so gutem und frommem Herzen selbst erfahren, welchen Eindruck eine gute und rührende Kirchen-Musik macht, und welche, des göttlichen Wesens würdige, Feierlichkeit dadurch bewirkt wird. Alles Dieses ist in Sachsen zur Vollkommenheit gebracht, bei uns aber ist noch keine Spur davon, obgleich unsre Nation dazu gestimmt ist. Sie haben, höchstgeehrter Herr Kapellmeister, den Grund dazu gelegt. Aber das konnte nur ein Naumann thun, und auch nur ein Naumann könnte ein dauerhaftes Gebäude darauf errichten. Stellen Sie daher dieses Ihrem geliebten Landesherrn vor, alsdann werden Sr. Kurfürstl. Durchl. Ihnen gewiß Ihre Entlassung nicht abschlagen, und im Gegentheil das, für Sein großmüthiges Herz so würdige, Vergnügen lebhaft empfinden, auch außerhalb Seinem Lande Gutes zu stiften, und hauptsächlich zu würdiger und rührender Verehrung Gottes auch in der Fremde beizutragen, und dadurch einen neuen öffentlichen Beweis von Höchstdero bekannten gottseligen Gesinnungen zu geben."

„Sollten wir, wie wir zuversichtlich hoffen, diese Schwierigkeit überwinden, so bleibt uns nur noch diese zurück, Ew. Wohlgeb. selbst zu überreden, ein geliebtes Vaterland und einen hochgeschätzten Landesherrn zu verlassen, und Ihr Vaterland mit Dänemark zu vertauschen. Wir gründen uns aber auf die Kenntniß, welche wir im vorigen Jahre von Dero Art zu denken und zu handeln erlangt haben, und diese vergewissert uns, Sie werden einer ganzen Nation, welche Dieselbe zu lieben und zu schätzen gelernt, die Anwendung und Benutzung von Dero so allgemein geschätztem Talente nicht versagen, sondern vielmehr eine wahre innere Genugthuung darin finden, den Geschmack, welcher der Nation im Grunde nicht fehlt, zu bilden, und selbiger eine ihr noch unbekannte Art der Erbauung durch die gottesdienstliche Musik zu verschaffen. In dieser Voraussetzung haben wir, als eine, zu Einführung einer verbesserten Einrichtung in der Königl. Kapelle allergnädigst ernannte, Kommission, dem Könige unserm Herrn die Bedingungen vorgelegt, welche wir Ew. Wohlgeb. anzutragen wünschten, und welche Sr. Königl. Majestät auch, wie folget, zu genehmigen geruhet:"

„„Wenn der Kursächsische Herr Kapellmeister Naumann in gleicher Qualität und zugleich als Musik-Direktor in die Dienste des Königs treten wird, soll ihm ein jährlicher Gehalt von zweitausend fünfhundert Thalern zufließen. Ueberdem verbinden sich Sr. Königl. Maj., dem Hrn. Kapellmeister, zu welcher Zeit er es selbst verlangen wird, zwei Benefiz-Vorstellun-

gen jährlich zu bewilligen. Sollte aber der Hr. Kapellmeister den Wunsch äußern, an der Stelle Eines dieser zweien Benefizen lieber freie Behausung u. s. w. zu erhalten, so wollen Sr. Majestät, wenn zu einer solchen freien Behausung in der Zukunft sich Platz fände, auch hierin Demselben willfahren.""

""Ingleichen erlauben Sr. Majestät dem Hrn. Kapellmeister, die Zeit des Sommers, in welcher der Hof auf dem Lande ist, so wie er es selbst für gut finden wird, zu benutzen, und folglich sich, wohin er will, ohne daß von seiner Gage Etwas abgezogen werde, zu begeben. Sollte aber Derselbe auf längere Zeit verreisen wollen, kann Solches nicht, ohne vorher erhaltne allerhöchste Erlaubniß Statt finden.""

""Sr. Königl. Majestät haben gleichfalls allergnädigst zu bestimmen geruht, daß, wenn der Hr. Kapellmeister im Königl. Dienste zehn Jahre werden zugebracht haben, nach Verlauf dieser Zeit aber nicht länger darinnen verbleiben wollten, ihm alsdann ein Drittheil seiner Pension zu Theil werden solle; wird aber Derselbe nach Verlauf dieser Zeit so lange in Sr. Majestät Dienste verbleiben, bis eine merkliche Abnahme seiner Leibes- und Seelen-Kräfte ihm das längere Dienen ganz versagen, so sollen ihm zwei Drittheil seiner Gage als Pension zufallen.""

"Da nun unser allergnädigster König obbenannte Punkte zu einem Engagement für Ew. in Allerhöchstdero Dienste zu treten, durch allerhöchste schriftliche Resolution, sowohl an die Kommission selbst, als an das Königl. Finanz-Kollegium, in so weit es Selbiges

angeht, bestätigt haben, so dienet diese schriftliche Erklärung Denenselben zu einer unverbrüchlichen und im allerhöchsten Namen Sr. Königl. Maj. ausgestellten Versicherung. Wir schmeicheln uns, auf die Güte und Leutseligkeit Sr. Kurfürstlichen Durchl. und auf Ew. Wohlgeb. Denkungsart uns gründend, unsern warmen und eifrigen Wunsch, Sie zu besitzen, zu erreichen. Wobei wir uns aber noch Dieses ausbitten müssen, daß ein Beschluß hierinnen so bald als möglich erfolgen möge, da die böse Jahreszeit mit starken Schritten heran naht, und ein Aufschub auch nur von etlichen Wochen, wenn wir unser Ziel erreichen sollten, uns auf ein ganzes Jahr zurück setzen könnte." — Dieses ministerielle Schreiben, das wohl in keinem verbindlichern und dringender einladenden Tone hätte abgefaßt seyn können, war noch von Privatbriefen vielgeltender Männer begleitet, die ihm theils noch einige neue nicht unbedeutende Vortheile, theils die Vergrößerung von schon erhaltenen zusagten. So z. B. sollte ihm alle zwei, höchstens drei Jahre eine weite Reise frei stehn; er sollte seine Pension dereinst, ganz wo er wolle, verzehren können; sollte sofort über ein ansehnliches Reisegeld nach Belieben schalten, und im Kränklichkeits-Fall, auch vor der Pensions-Zeit, seiner Versorgung gewiß seyn.

Allerdings schien auch Naumann jetzt, seit drei und zwanzig Jahren zum ersten Male, entschlossen zu seyn, dem vaterländischen Dienste zu entsagen. Denn er überreichte in der Mitte des Octobers 1786

dieses Berufungs-Schreiben, bald nach dessen Empfang, seiner Behörde, und zwar dem damaligen Kurfürstlichen Directeur des Plaisirs, Herrn von König, mit der schriftlichen Erklärung, er sey nach reiflicher Ueberlegung gesonnen, diesem Winke des Schicksals zu folgen, und bitte um gnädige Entlassung von seinem bisherigen Posten. — Seine Schrift war abgefaßt im Stil des ehrfurchtsvollsten Unterthanen, aber auch des vorher sich gekränkt fühlenden Künstlers. Ihm selbst dünkte sein Würfel schon geworfen zu seyn.

Aber er fand jetzt, was er im Uebermaaße der Bescheidenheit kaum zu finden erwartet hatte, fand, daß man auch im Vaterlande einen ausgezeichneten Werth auf seinen Besitz lege, und auf Beibehaltung seiner persönlichen Dienste mit Ernst denke. Sein Vorgesetzter, statt jenes Gesuch um Abschied höhern Orts einzureichen, forderte ihn auf, anzugeben, was er in seinen jetzigen Verpflichtungen abgeändert zu sehen wünsche, und unter welchen Bedingungen er auf seinem Posten zu bleiben geneigt sey? — Spuren einer höhern Huld waren schon in dieser Aufforderung unverkennbar, und wurden es in der Folge noch mehr. Männer von Gewicht, die er bisher, nach Gründen der Wahrscheinlichkeit, gerade nicht für seine Freunde gehalten hatte, bestrebten sich nun nach Möglichkeit, sein Bleiben zu bewirken. Erklärungen seiner Seits geschahen, Unterhandlungen begannen; mehr als Ein Mal noch kam Naumann auf seine erste Bitte zurück. Naumann reichte damals

nach und nach mehrere schriftliche Vorstellungen ein, in denen, selbst in der fünften noch, er den Wunsch, seine Entlassung zu erhalten, deutlich genug ausdrückte. Wie sich überhaupt sein edles Gemüth in diesen Verhandlungen kund gab, so insbesondre auch sein uneigennütziger Sinn, welcher die Erhöhung seiner Besoldung nie oben an stellte, sondern z. B. aus eigner Bewegung wieder von dem Antrage abging, daß ihm bei Jeder seiner neuen theatralischen Arbeiten eine Benefiz-Vorstellung zu gute kommen solle. Auf sein Anerbieten, daß er die Sommerzeit, die ihm in dänischen Diensten frei bleiben würde, lediglich zu Arbeiten für sein Vaterland verwenden wolle, ging man jedoch nicht ein; wohl aber trug man ihm eine bedeutende Verbesserung seines Gehalts an, und versprach ihm, einige Unannehmlichkeiten seines Postens, die er selbst für unabänderlich hielt, weil man sie bisher „systemmäßig" genannt hatte, zu beseitigen. Liebe zum Vaterlande, — Rücksicht auf freundschaftliche Verbindungen, seit mehreren Jahren schon ihm bewährt und theuer, — Hang zu der Heimath, wo er geboren worden, und wo er sich angebaut hatte, — am stärksten die Dankbegier gegen einen guten Fürsten, dessen Gnade er nun in so seltnen Begünstigungen erkannte, — alles Dies erwachte in ihm aufs Neue, und wirkte auf ihn so ein, daß jener Entschluß wankte, und sank. Er gab sein Wort zu bleiben, und band sich gleichsam von nun an selbst durch's ganze Leben. — Durchs ganze Leben! Denn das Kurfürstliche Decret vom 20. Nov. 1786 sicherte ihm zwar eine Besoldungs-Zulage von acht-

hundert Thälern, und folgende Vorzüge bei Führung seines Amtes zu, daß ihm nämlich zuweilen auf einige Zeit Urlaub außer Landes verstattet werden solle; daß er von dem bisherigen wöchentlichen Wechsel im Kirchendienst ganz enthoben werde, und zur Aufführung nur dann verpflichtet sey, wenn der Kurfürst eine Musik von Hasse oder Naumanns eigne Musik zu hören begehre; besonders aber, daß er das Vorrecht haben solle, an den ersten zwei Tagen der drei hohen Feste, ingleichen bei der Feier des Neujahrs- und Frohnleichnams-Tages, nur Hassische oder eigne Tonsetzungen aufzuführen. Doch war dem Allen die ausdrückliche Bedingung voraus geschickt, daß er sich schriftlich verpflichte, nie die Kur-sächsischen Dienste zu verlassen, und nie auf weitere Verbesserung einen Anspruch zu machen.

Unbedeutend war das Opfer, das er hier seinem Vaterlande brachte, keineswegs. Jenes abschneidende, ihn gleichsam für immer fesselnde, Versprechen würde manchen Andern geschreckt haben; und auch jetzt, so beträchtliche Verbesserungen ihm zu Theil geworden, blieb doch noch jener ausländische Posten überwiegend an sicherm und zufälligem Gewinn, an günstiger Aussicht auf Ruhm und Achtung. Aber Naumann hatte nun doch, was er längst begehrte, die frohe Gewißheit, in der Gunst des Landesherrn nicht unten an zu stehen. Er leistete die verlangte Zusage. Mit dem lebhaftesten Bedauern vernahm man in Dänemark seinen Entschluß; Viele seiner bisherigen Gönner und Freunde zürnten sogar im Anfange dar-

über; selbst sein wärmster Gönner und innigster Freund, der Oberhof-Marschall Rumsen schrieb ihm unter dem 2. December 1786 in einem kalten, ja empfindlichen Tone. Hauptsächlich machte es ihm Dieser in seinem Briefe v. 9. Januar 1787 mit Aufrichtigkeit zum Vorwurf, daß er nicht gleich Anfangs unter die Bedingungen seines Verbleibens in Dresden mit gesetzt habe, daß er wenigstens noch Ein Mal nach Kopenhagen gehen, und seine, mit der dortigen Kapelle getroffenen, Einrichtungen vollführen dürfe. Doch bald kamen seine dänischen Freunde, in Anerkennung seines Werthes, zu ihren früheren Gesinnungen zurück, indem sie die Gründe seines Verfahrens nicht blos billig beurtheilten, sondern sogar die neue Hoffnung faßten, daß sie ihn, wenn auch nicht immer besitzen, doch gleichsam auf kürzere Zeit dargeliehen erhalten könnten. Der Ober-Hof-Marschall Rumsen bot daher Alles auf, um diesen seinen Zweck zu erreichen. Anfangs wollte er selbst einen, am Sächsischen Hofe viel geltenden, Katholischen Geistlichen dabei ins Spiel ziehen, stand jedoch klüglich davon wieder ab; desto mehr bemühte er sich, in einem französischen Briefe vom 20. Febr. 1787 den Grafen Marcolini in Dresden voll großer Gewandheit dahin zu vermögen, daß durch dessen mächtigen Einfluß die Gewährung jenes Wunsches ihm zu Theil werde. Aber vergeblich! — Die Antwort war kurz und verneinend, ja in einer so geraden und derben Sprache abgefaßt, daß sich der feine dä-

nische Hofmann in seinem Briefe vom 24. März 1787 gegen Naumann offen darüber beklagte.

War nun gleich für Naumannen selbst jede Aussicht verschwunden, sein in Dänemark angefangenes Werk persönlich zu vollenden, so erhielt er doch zum Glück in dem trefflichen Kapellmeister Schulze aus Rheinsberg, zu dessen Berufung er durch sein rühmliches ihm ertheiltes Zeugniß selbst Viel beigetragen hatte, einen solchen Nachfolger, der auf dem vorgefundenen Grunde fortbauete. Indessen blieb der Name und das Andenken Naumanns in Dänemark noch lange geliebt und geehrt; noch lange achteten seine ehemaligen Gönner auf seine Rathschläge, auf sein Fürwort, und blieben mit ihm in trautem Briefwechsel. Verschiedene Singspiele, namentlich „Cora und Tutto per amore," so wie auch geistliche Oratorien von ihm, namentlich „der verlorne Sohn" wurden theils in dänischer Uebersetzung, theils im italienischen Grundtexte mit Beifall aufgeführt. Vorzüglich war dieß bei der „Cora" der Fall, welche zu Anfang des J. 1788 am Geburtstage des Königs auf dem Hoftheater mit vielem Aufwande gegeben wurde, und, wie der Ober-Hof-Marschall Rumsen am 9. Februar 1788 Naumannen meldete, alle Anwesende mit Entzücken erfüllte, und zehn bis zwölf Vorstellungen binnen kurzer Zeit aushielt.

Noch finde hier eine kleine Anecdote ihren Platz, welche Naumann ganz unbefangen seinem Bruder in einem Briefe vom 4. Juli 1788 mittheilte: „Meine Musik zur Cora hat in Kopenhagen, wie mir Mehrere meiner

Freunde versichern, viel Lob sich erworben. Der dänische Hof wollte mir ein Geschenk dafür machen, und ich erhielt vor Kurzem eine schöne Tabatiere von hundert Dukaten an Werth, und einen sehr schmeichelhaften Brief, von sieben Ministern vereinigt unterschrieben, der für mich noch mehr Werth hatte, als die Dose. Die Accise wollte das Geschenk mit mir theilen, und — kannst Du wohl glauben, daß man dreißig Thaler Accise dafür verlangte? Ich fand es unerhört, daß das Geschenk, welches ein fremder Monarch einem Kurfürstlichen Diener sandte, jene Abgabe entrichten solle. Die Accise wollte sich ihr Recht nicht nehmen lassen, und ich mir das meinige auch nicht, weil ich es sogar schändlich fand, von einem Präsente Steuern zu geben. Man beharrte darauf, und nun setzte ich meinen Kopf — meinen Starrkopf, wie die Gr. B. sagt — darauf, und erwiederte: Wohlan, Accise gebe ich keine! — Ich sende aber die Dose, von der Post versiegelt, wieder an den dänischen Hof zurück, und bitte, daß man sie verkaufe, und das Geld dafür mir sende, welches doch nicht auch accisbar seyn wird. Sodann lasse ich sogleich in alle Zeitungen setzen, daß, wenn sich in Zukunft ein König oder Fürst etwa einfallen lassen sollte, (welcher Fall leicht möglich wäre), mir ein Geschenk zu schicken, er es ja in baarem Gelde thue, weil man auf Ehrenzeichen hier unerhörte Accise lege. So weit wollte man's doch gerade nicht kommen lassen; die Dose ward

ohne Accise frei gesprochen, und ganz ohne Einbuße mein."

Noch ist hier einer Bekanntschaft zu erwähnen, welche Naumann in Dänemark machte, ohne zu ahnden, wie tief sie in seinen spätern Lebensgang eingreifen werde. Als er nämlich im Jahr 1785 nach Kopenhagen berufen ward, hatte er unter mehreren Empfehlungs-Schreiben auch Eines an den Bankier Pechier mitgebracht, und war im Hause desselben mit vieler Artigkeit aufgenommen, mit vieler Freundschaft behandelt worden. Auch ihm gefiel es gegenseitig in dieser nicht großen doch angenehmen Familie dargestalt, daß er bald einen fleißigen, wenigstens allwöchentlichen Besucher derselben abgab. Pechier selbst war ein braver thätiger Mann, welcher Einsicht in seinen Geschäften mit mannigfacher Kenntniß der Welt und des Umgangs mit ihr vereinte. Seine Gattin — die ältere Tochter des Vice-Admiral Grodtschilling — gesellte den liebenswürdigsten naiven Ton zu einer stets fröhlichen Laune, gestand zwar Naumannen frei, daß sie sich aus Gesang und Musik (wenn es nicht Tanz-Musik sey) gar wenig mache, unterhielt ihn aber dafür desto angenehmer durch ihr zwangloses Gespräch; und endlich ihre jüngere Schwester, die bei damaliger Abwesenheit ihres Vaters im Hause des Schwagers lebte, die bei körperlicher Wohlgestalt einen sanften bescheidnen Charakter und eine starke Neigung zur Tonkunst besaß, — die meisterhaft den Flügel spielte, und gefühlvoll dazu sang, — diese freute sich ungemein

über die Bekanntschaft eines Künstlers, dessen Werke sie zum Theil schon kannte und schätzte, und benutzte auch sehr gern seinen Umgang zu Fortschritten in der Musik. Oft gab er ihr eine kleine Anweisüng zur Vervollkommung ihres Klavier-Spiels, half diese oder jene Arie ihr einstudieren, lobte dabei ihre Stimme, oder suchte auf eine bescheidne Art zu verbessern, was er noch fehlerhaft daran fand. Wenn von seinem Orpheus wieder ein Singstück fertig geworden war, so brachte er es immer hierher zuerst, spielte es mit ihr durch, erwarb sich ihren Dank, und freute sich desselben.

So knüpfte sich unter ihnen Beiden ein freundschaftliches Verständniß an, das um so dauerhafter und inniger seyn mußte, da es auf wechselseitige Achtung sich gründete. Wenn auch gleich ein kleiner Bengale, der in Pechiers Hause diente, und dort gleichsam für den Harlekin galt, mit hellem Blicke wahrsagte, „das alte Haupt werde wohl ihre gute Trine" (Katharina war des Fräuleins Name) „noch wegkapern," so wurde doch Keinem ihrer Verwandten und Freunde eine Spur gegenseitiger Liebe sichtbar; ja vielleicht ahndeten wohl Beide selbst nicht, was sich in ihnen entspann. Ein einziges Mal, als Naumann wieder Eine der sanftesten, seinem Orpheus in den Mund gelegten, Arien brachte, worin Dieser in der Unterwelt dem gegen ihn eindringenden Chore der Furien zusingt:

„Zärtlichkeit — ist sie Verbrechen, o so schont — so

schonet nicht. Denn von Allen, welche liebten, liebte Keiner so, wie ich!" — und als Fräulein Grodtschilling diese Arie gesungen, und vorzüglich schön gefunden hatte, beugte er sich, und lispelte ihr leise zu: „Gesetzt, daß diese Musik mir wirklich gelungen wäre, so habe ich Ihnen dieß zu danken, denn ich dachte bei derselben nur an Sie!" Sie fand, wie sie nachher selbst gestand, dieses Kompliment gar nicht unangenehm, erröthete, und schwieg. Ein andres Mal, als er ihr ein Flügel-Konzert zum Geschenk überreichte, verehrte sie ihm ein kleines Souvenir, und er fand in demselben, als er daheim es öffnete, mit Bleistift den Tag aufgezeichnet, an welchem er zuerst in Pechiers Hause ihr vorgestellt worden war. — Gegen das Ende seines Aufenthalts in Dänemark kam er noch öfterer, als bisher, und gab ihr noch sichtlicher in Gesellschaft den Vorzug vor Andern; sie spürte es, muthmaßte allerdings, daß sie ihm nicht gleichgültig sey, und — dabei blieb es. Zu einer Erklärung kam es nie. War es anhaltende Furchtsamkeit vor einem ernsten entscheidenden Schritt, — Besorgniß, daß sie doch sich ihm verweigern, und ihrem Vaterlande, ihren Verwandten nicht entsagen würde? Oder dämmerte ihm die (in seiner damaligen Lage sehr natürliche) Hoffnung auf, daß er bald zurückkehren und dann erst sich erklären könne? Genug! sie trennten sich beiderseits mit beklemmten Herzen, doch schweigend. Auch ein Briefwechsel war verabredet worden; doch enthielten die ersten Zuschriften gleichfalls wei-

ter Nichts, als Aeußerungen eines warmen freundschaftlichen Gefühls. So schrieb Naumann — nach seiner Heimkehr und zwar in französischer Sprache, in welcher er auch die Antworten erhielt — aus Blasewitz d. 1. Juli 1786: „Meine Reise ist, Gott sey Dank, sehr glücklich gewesen. Meine Mutter und meine Freunde bezeigten viel Freude über mein Wiedersehen; und allerdings ist das Wiedersehn seiner Eltern und Freunde ein sehr süßes, aber freilich auch sehr theures Vergnügen, sobald man eben andre Freunde verlassen hat. Jetzt bin ich hier auf meinem kleinen Landsitz, wo ich mich in friedlicher philosophischer Ruhe an den Schönheiten der Natur ergötze. In der Mitte der Blumen, so wie in dem kleinsten fast unsichtbaren Insecte bewundre und bete ich den ewigen Schöpfer an. Das sind köstliche Augenblicke, die ich gern mit allen guten und empfindsamen Seelen theilen möchte. Ich hoffe, daß Sie nicht daran zweifeln, auch unter diese von mir gezählt zu werden; ich habe wohl bemerkt, wie auch Sie gegen die Schönheiten der Natur keineswegs gefühllos sind. Ach wenn Sie uns doch besuchen könnten! Es ist hier fast wie ein irdisches Paradies. Sie könnten wohl diese kleine Reise mit Ihrem theuern Herrn Vater machen! Stellen Sie sich nur vor, welch' eine Freude ich haben würde, ihn kennen zu lernen, und Sie hier zu sehen!"

Am 30. Septbr. desselben Jahres, als wo über sein Entlassungs-Gesuch noch Nichts entschieden war,

schrieb er aus Blasewitz gleichfalls an sie: „Ich wünschte Ihnen, theuerste Freundin, die lebhafte Freude ausdrücken zu können, die mir Ihr lieber Brief vom 6. August verursacht hat. Ich war bei seinem Empfange in meiner Einsamkeit, wo es mir wie ein angenehmer Traum erschien, die Schriftzüge einer so werthen Freundin zu empfangen, die von mir leider, wie's mir dünkt, so weit, als ein Ende der Welt vom andern, entfernt ist. Ach was ist die Erfindung der Posten für eine schöne Sache, ja für eine himmlische Wohlthat, die man erst bei solcher Gelegenheit recht erkennen lernt! — Sie sind sehr ungerecht, meine Freundin, wenn Sie glauben, daß ich aus meiner Rückkehr nach Kopenhagen ein Geheimniß für Sie machen wolle. Schon zeigt sich wieder die Ungeduld; warten sie nur noch ein wenig. Ich betheure Ihnen als ein ehrlicher Mann, daß ich noch Nichts weiß; und wenn Sie versichern, daß die Sache schon abgemacht und entschieden sey, so habe ich die Ehre, Ihnen zu sagen, daß Sie mehr in dieser Sache wissen, als ich. Vielleicht könnte ich es wohl wünschen, wenn es von mir abhinge, und wenn ich dort nützlich werden könnte; allein ich fürchte, in Kopenhagen am unrechten Orte zu seyn, wegen der Kabale und Unordnung, die im dortigen Musik-Wesen herrscht, zumal ich alles Dieß, wie den Teufel, hasse. Wie unglücklich würde ich mich dann fühlen, wenn ich einen guten Dienst, mein Vaterland, meine Eltern, meine Freunde, meine Einsiedelei verlassen hätte, die mir so lieb und werth ist, und mei-

nem Leben so viel Reitz giebt, weil ich darin meine Erholung und eine Ruhestätte finde, wo ich im Schoose der Natur mich friedlich meiner Kunst widmen kann. Doch alles Dieses wollte ich gern zum Opfer bringen, wenn ich ganz frei, und versichert wäre, daß ich nur Gutes und Nutzen stiften könnte, um nicht vergeblich gelebt zu haben!"

Mit unverkennbarem Schmerz meldete ihr Naumann aus Dresden am 28. December 1786, daß die Entlassung aus Sächsischen Diensten ihm abgeschlagen, und seine Rückkehr nach Kopenhagen mithin undenkbar sey. Ein paar Mal zeigte sich die Hoffnung, daß Fräulein Grodtschilling mit ihren Verwandten eine Reise nach Deutschland machen, und eine Zeitlang zu Dresden sich aufhalten werde. Man freute sich dann beiderseits im Voraus auf das Wiedersehen und auf ein erneutes musikalisches Studium; doch immer verschwand wieder jene Aussicht. Nach und nach ward der Eifer des Briefschreibens etwas lässiger; es lag zuweilen wohl schon ein Zeitraum von zwei bis drei Monaten zwischen Empfang und Erwiederung.

Bald nach der Entscheidung, daß Naumann in Dresden bleiben sollte, kam er in nähere Berührung mit dem Berliner Hofe. Im Jahr 1786 hatte nämlich König Friedrich Wilhelm den Thron seines großen Oheims bestiegen, und wandte nun sein Augenmerk auf die schönen Künste um so mehr, da der gealterte kränkliche Held dieselben eine geraume Zeit lang vernachlässigt hatte. Vorzüglich war der

neue König, seinem eignen Geständnisse zu Folge, der Tonkunst gewogen, und unter Deutschlands Tonkünstlern genoß wieder Naumann mit Auszeichnung seiner Gunst. Davon hatte er ihm als Kronprinz schon thätige Beweise gegeben; davon gab er ihm als König bald noch mehrere! Der erste derselben war, daß er ihm gleich Anfangs einen jungen talentvollen, des königlichen Schutzes werth gehaltenen, Mann als Schüler zusandte. Es war dieß der nachmalige Kapellmeister Himmel, welcher bereits bei seinem frühern Aufenthalte zu Dresden in den Jahren 1781 und 1783 den Umgang Naumanns, auch wohl dessen belehrenden Rath, bei mancher musikalischen Uebung benutzt hatte. Darum erbat sich Himmel selbst vom König Naumannen zum eigentlichen Lehrer, und erhielt, als er dessen Namen nannte, unter huldvollem Lächeln die Antwort: „Was mir's lieb ist, daß Sie Den sich wählen! Bei einem andern Meister hätte ich geschwiegen. Aber hier gebe ich sofort meine Einwilligung, — und werde selbst an ihn schreiben." Der Monarch hielt Wort, und ersuchte Naumannen durch ein eignes sehr verbindliches Schreiben, sich der musikalischen Ausbildung Himmels zu unterziehen. Der zweite Gnadenbeweis des Königs war, daß er Naumannen im nächsten Jahre die Tonsetzung einer großen, ernsten, für das Berliner Hoftheater bestimmten, Oper, Medea, antragen ließ, welche den Kön. Preußischen Hofdichter, Herrn Filistri de Caromondani, zum Verfasser hatte, und in ihrem Stoffe so bedeutende Schwierigkeiten

für die Tonsetzung enthielt, daß Naumann in spätern Zeiten oft versicherte, Cora und Orpheus zusammen hätten ihm kaum die Hälfte der Mühe gekostet. Naumann erkannte das ehrende Zutrauen in dieser Aufforderung gar wohl, und hielt nur den Zeitraum bis zum nächsten Karneval, der noch in vier bis fünf Monaten bestand, für zu kurz, um in einer so schwierigen Arbeit etwas Vorzügliches liefern zu können. Insbesondere empfand Naumann es sehr schmerzlich, daß das Stück offenbar viel zu lang spielte. Als ihm der Dichter das erste Mal seine Oper vorlas, dauerte dieß, wenn auch vielleicht durch manche kleine Erläuterung unterbrochen, volle vier Stunden, so daß Naumann seinem damaligen Nachbar, aus dessen Munde diese Erzählung kommt, ins Ohr zischelte: „Wenn ich dazu noch Musik setzen soll, so werden reichliche acht Stunden daraus." Obgleich der Dichter auf seine Bitte noch Manches verkürzte, so war doch, nach dem einmal erwählten Plane, eine vollständige Verbesserung nicht möglich. Nachdem der König Naumannen den erbetenen Aufschub verwilliget hatte, so wurde Dieser erst im Septbr. des Jahres 1788 mit dem hauptsächlichsten Theile des Werkes fertig, und reisete nun nach Berlin, um der Aufführung persönlich vorzustehen. Doch bangte ihm davor namentlich wegen der Rolle der Medea, die er deßhalb auch mit Aengstlichkeit komponirt hatte, weil ihm die zu dieser Rolle bestimmte Sängerin, Namens Todi, als die Eigensinnigste aller Künstlerinnen geschildert worden war, welche, sobald ihr an

dem Komponisten selbst oder an seiner Arie das Mindeste misfalle, letztere absichtlich eben so schlecht vortrage, oder vielmehr zu Grunde richte, als sie bei andrer Laune dieselbe meisterhaft zu singen vermöge. Auch hatte ihn, als er bald nach seiner Ankunft in Berlin den ersten Besuch dort machte, ihr Empfang wahrlich nicht erfreut; denn ihr Betragen war äußerst kalt, und schien ganz auf den hohen Ton gestimmt zu seyn, den man an ihr als unerträglich angegeben hatte. Gleichwohl bemerkte Naumann auch in ihren wenigen Reden die Frau von Geist und Weltkenntniß; und da ihm Viel daran lag, den Umfang ihrer Stimme und die Methode ihres Gesanges zu kennen, so fragte er sie bald mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit: Ob er ihr wohl zeigen dürfe, was er für sie mitgebracht habe? und ob sie ihn nicht am Klavier mit ihrer Kunst bekannt machen wolle? Aufs gefälligste war sie dazu bereit, und ihr Vortrag, ihre Stimme selbst, überraschte ihn dabei so angenehm, daß er sich eines freudigen Ausrufs nicht enthalten konnte. Madame Todi sah ihn gegentheils auch mit großen, gleichsam staunenden Augen an. Ihr Betragen ward immer freundlicher, und als er ihr, nach zwei oder drei Gesängen, mit ächt warmem Tone für das Vergnügen dankte, fragte sie ihn erst mit einer gewissen Naivité, ob denn dies auch sein Ernst sey? Und als er es, wie leicht zu denken, bejahte oder vielmehr betheuerte, gestand sie ihm mit Lachen, sie habe sich vor ihm unbeschreiblich gefürchtet; denn man habe ihn, als einen

wahren Bär, ihr dargestellt, dem Nichts, durchaus Nichts nach Gefallen gemacht werden könne. — Sie gewannen sich nun gegenseitig als Künstler sehr lieb, und scherzten oft über ihren wechselseitigen Irrthum, dessen Endzweck und Quelle ihnen bald klar genug ward. Naumann erklärte die Todi stets für Eine der ersten Sängerinnen in der Gabe, das Herz zu rühren. „Sie singt," pflegte er oft halbscherzend zu sagen, „nicht wie eine Nachtigall; aber ihre Töne sind rein, hell und schmelzend wie Töne der Nachtigall; und mit dieser Philomelen-Stimme singt sie dann wie ein helldenkendes und tieffühlendes Weib, das über den Dichter der Musik sowohl, als über den Dichter der Worte nachgedacht hat." Die Todi hingegen pries Naumannen, auch selbst in fernen Landen, als Einen der denkendsten Künstler. Ihr Lob war es unter Andern vorzüglich mit, was den Ruf bewirkte, den Naumann einige Jahre darauf nach Paris erhielt, von welchem später die Rede seyn wird. Die Oper Medea kam am Geburtstage des Königs zum ersten Male auf die Bühne, und fand allgemeinen Beifall; doch wer von ihr mit größter, fast leidenschaftlicher Bewunderung sprach, war — der König selbst. Er hatte schon früher in ihm den Künstler hochgeachtet; aber er gewann bei seiner Anwesenheit zu Berlin auch den Biedermann in ihm lieb. Vielfältig erschien er bei den Proben, spielte zuweilen persönlich in denselben mit; sprach lange und oft mit ihm, selbst über Gegenstände, die nicht zur Musik gehörten; und gab ihm in der Abwesen-

heit mehrmals das bedeutende Lob: Man könne in seinen Kompositionen nicht nur den Stempel des musikalischen Genies, sondern auch des guten Herzens entdecken. Am besten hört man Naumannen selbst darüber berichten in einem Briefe, welchen er gleich nach der Aufführung der Medea an seinen Bruder schrieb: „Endlich kann ich Dir sagen, daß ich lebe, gesund bin, und mein großes Geschäft mit Ehren vollendet habe. So wenig es den Anschein hatte, daß ich fertig werden würde, nicht allein wegen Kürze der Zeit, sondern auch vieler andern Schwierigkeiten halber, so ist doch Alles überstanden, Alles, Gott Lob! gut gegangen. Acht Tage nach meiner Ankunft zu Berlin machte ich die Probe vom ersten Akte. Des Königs Majestät war in Potsdam, und da er gehört, daß die Bässe mächtig zu arbeiten hätten, so kam er den andern Tag nach Berlin, und verlangte wieder eine Probe, um in eigner Person mitzuspielen. Bei dieser Gelegenheit sahen wir uns jetzt zum ersten Male. Der gute liebe König empfing mich äußerst huldreich und gnädig, sagte mir viel Verbindliches und Schönes. Nachher begann die Probe. Sr. Majestät setzten sich an meine Seite, und spielten mit so viel Feuer und Fleiß, als ob er dafür bezahlt wäre; und da ich eben die Bässe nicht geschont habe, so tropfte bald der Schweiß von seiner Stirne herab. Ich freute mich dessen sehr, und sagte ihm an Stellen, wo er es verdiente, manches Bravo! worüber er sich wieder erfreute. Nun ging das so fort. Des Tages Proben, und wenn

ich aus der Probe ermüdet und entkräftet heim kam, mußte ich des Nachts arbeiten. Daß ich bei dieser großen Anstrengung gesund geblieben bin, ist mir unbegreiflich; und doch wüßte ich nicht mich je besser und heitrer befunden zu haben, als gerade damals. Auch fiel meine Oper zur Zufriedenheit des Königs, der Königin, und aller Zuschauer aus. Gleich nach der ersten Vorstellung ließ mich der König für den andern Morgen zu sich bestellen. Ich ging mit Freuden. Er empfing mich in seinem Schlafgemach, ganz im Negligé, und sagte mir so viel Schönes, daß es gerade deshalb sich nicht wiederholen läßt. Ueber eine halbe Stunde unterhielt er sich mit mir, und ich sprach von Angesicht zu Angesicht mit dem guten Monarchen, wie ein Freund zu dem Andern spricht, mit größter Dreistigkeit und Freimüthigkeit, die ihm zu gefallen schien."

„Und nun, liebes Brüderchen, höre, und freue Dich! Nachdem wir über viele Dinge lange geplaudert hatten, entließ mich der König mit den Worten: „„Wir sehn uns doch bald wieder? Denn Sie bleiben ja diesen Winter bei mir, um ihre Oper künftiges Karneval selbst zu dirigiren?"" Ich antwortete, „„daß ich nicht wüßte, ob ich so lange von Dresden wegbleiben dürfte."" — „„Das will ich,"" erwiederte er, „„mit dem Kurfürsten schon abthun. Müssen Sie aber nach Dresden, um dort vielleicht Etwas zu komponiren, so kommen Sie nur zum Anfang Decembers wieder her. Auf eine oder die andere Art will ich's mit Ihrem Hofe schon ausmachen. In-

deß reisen Sie auf keinen Fall so bald weg, und wir sehn im Kurzen uns wieder.‟‟ — Ich wollte abtreten, und war schon nahe an der Thüre, als ich plötzlich wieder umkehrte, und sagte: „„Erlauben mir Ew. Majestät noch Etwas unterthänigst vorzutragen. Ich würde es stets bereuen, wenn ich diese Gelegenheit nicht benützte, Ew. Majestät alle meine Anliegen zu entdecken.‟‟ — Hierauf ward er sehr aufmerksam, und fragte, was denn dies für ein Anliegen wäre? Ich erwiederte, daß ich einen Bruder hätte, der Malerei beflissen, und erzählte ihm im Kurzen Deine Geschichte. Dieser suche und finde, wie ich, gewiß ein großes Glück darin, wenn er Etwas von seiner Kunst vor dem Thron Sr. Majestät, als eines so großen Beschützers der Künste, niederlegen dürfte. — Der gute liebe König lächelte sehr freundlich, und sagte: „„Nach der Musik ist mir die Malerei unter allen schönen Künsten die liebste.‟‟ Und nun erkundigte er sich genau nach Allem, was dich angeht, was dein Genre sey, und sagte endlich: „„Es soll mir lieb seyn, Ihren Bruder kennen zu lernen. Schreiben Sie ihm nur, er soll mich einmal besuchen, oder wenn das nicht angeht, soll er an mich schreiben, ich werde ihm wiederschreiben, und ein historisches Sujet zu malen auftragen, und das soll mir recht lieb seyn!‟‟ — Der allerliebste König! In diesem Augenblicke hätte ich vor Freuden jauchzen mögen, ward aber ganz stumm, und entfernte mich, indem ich ihm meinen Dank nur zustammelte.‟

Einen sprechenden Beweis, welch' einen außerordentlichen Beifall der König den Leistungen Naumanns schenkte, gab er unter Anderm auch dadurch, daß er mit lebhaftester Wärme in Naumannen drang, für das nächste Karneval noch die Oper, Protesilaus vom Abate Sertor, zu übernehmen. Selbst dann, als der bescheidne Künstler sich, wie im vorigen Jahre, mit der Unmöglichkeit zu entschuldigen suchte, in so kurzer Zeit etwas Vorzügliches zu leisten, beharrte der Monarch dies Mal auf seinem Verlangen; und es kam endlich als ein Mittelweg in Vorschlag, daß dieses Singspiel zwischen Naumannen und Reicharden getheilt, und durchs Loos entschieden werden solle, welcher Akt Diesem und Jenem zufalle. Wäre auch Naumann des Wettstreites, der sich bei diesem Auskunftsmittel voraus sehen ließ, gern überhoben gewesen, so wurde ihm doch jeder Vorwand zur längeren Verweigerung nun abgeschnitten, indem der gutmüthige Monarch diesem Vorschlage, bei welchem er wahrscheinlich ganz unbefangen war, sofort lächelnd seinen Beifall, und zugleich den Befehl gab, daß Loose gemacht werden sollten. Aus den Händen der Prinzessin Friederike zog Naumann das Seinige. Der zweite Akt des Singspiels ward ihm, der erste Reicharden zu Theil. — Beide Tonkünstler sparten keine Mühe, um einen Text, der wirklich sehr mittelmäßig zu nennen war, durch vortreffliche Musik empor zu heben. Allein so vollkommen ihnen Dieß auch gelang, so ergiebt es sich doch von selbst, daß durch alle Kunst zweier, in ihren Grundsätzen verschied-

ner, und ohne Uebereinkunft arbeitender, Künstler kein eigentliches Ganze hervorgebracht werden konnte; aber es waren wenigstens zwei Hälften, deren Jede durch innern Werth manche selbstständige Oper berühmter Meister aufwog. Was beiden Künstlern hauptsächlich Ehre machte, war, daß ihr freundschaftliches Verhältniß keineswegs dadurch unterbrochen ward, daß vielmehr Jeder dem Verdienste des Andern volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Herr Reichard ging in der Unpartheilichkeit so weit, daß er in seinem musikalischen Kunst-Magazin bald nachher eine Kavatine Naumanns aus diesem Protesilaus mit dem Beisatz einrückte: „Sie sey eines Glucks würdig." Naumann hingegen hatte früher schon einen Beweis abgelegt, wie abgeneigt sein Karakter jedem Mistrauen, jeder Hindeutung ins Ungünstige sey. — Denn als sich Naumann noch in vollster Arbeit über seinem zweiten Akt befand, erhielt er eines Morgens ein versiegeltes Paquet, und fand bei der Eröffnung die vollständige Partitur — eben dieses Akts, mit einem Briefe von Hrn. Reichard, worin ihm Dieser meldete: „Er habe sich des Versuchs nicht enthalten können, während dieser Zeit den ganzen Protesilaus zu komponiren, und unterwerfe hier den zweiten Akt einer freundschaftlichen Vergleichung." Hätte vielleicht ein Andrer nicht ohne Aufreitzung hierinnen einen leisen Vorwurf der Langsamkeit, oder ein gewisses Fühlenlassen der Uebermacht gefunden, so begnügte sich Naumann damit, seinen raschen Wetteiferer in der nächsten Probe blos

bei der Hand zu fassen, und ihm lächelnd zuzuflüstern: „Sie haben Recht, Freund! So Etwas mach' ich Ihnen nicht nach!" Die Oper selbst kam bereits im Januar 1789 auf die Bühne, und ward acht Mal, stets abwechselnd mit Medea, gegeben. Der Monarch bezeigte auch hierbei seine Zufriedenheit mit Naumanns trefflicher Kunst-Leistung durch ein sehr verbindliches Schreiben, und durch ein Geschenk von Bedeutung. Doch nicht genug! — Als der König einige Jahre nachher vernahm, daß Naumann bei größrer Muße auch den ersten Akt von diesem Singspiel in Musik gesetzt habe, befahl er, daß auf seinem Hoftheater Protesilaus abermals einstudirt werden, und das erste Singspiel seyn solle, das man ihm nach seiner Rückkehr aus dem französischen Feldzuge aufzuführen habe. Naumann ward durch einen eigenhändigen Brief des Königs (noch aus dem Feldlager datirt) eingeladen, dieser Aufführung vorzustehn, brachte deshalb die Monate Februar und März 1793 zu Berlin hin, und empfing eine neue reichliche Belohnung für sein, gleichsam nun erst vollendetes, Kunstwerk.

Wie sehr der Monarch mit dem redlichen mühevollen Eifer zufrieden sey, den Naumann auf Himmels musikalische Ausbildung verwandt hatte, bewies er vielfältig durch Wort und That, bewies es am stärksten dadurch, daß er bald darauf einen zweiten, jenem wenigstens ähnlichen, Auftrag an ihn ergehen ließ. Denn auch der Unterricht der nachmaligen Hof-Sängerin, Demoiselle Schmalz, ward Nauman-

nen (1790) durch ein eignes königliches Schreiben anempfohlen, und in der Folge aufs anständigste vergütet.

Nach Paris zu gehen, auch dort seinen Ruhm zu begründen und zu vermehren, hatte Naumann vielfältige Gelegenheit, und ein paar Mal sogar ernstliche Aufforderung. Bald nach seiner ersten Rückkehr aus Schweden ermunterte ihn der französische Gesandte am sächsischen Hofe oft zu einem solchen Ausflug, rieth ihm, wenigstens einen Winter allda zuzubringen, erbot sich, durch Briefe und Freunde die günstigste Aufnahme ihm vorzubereiten, und betheuerte: „Gerade ein Mann, wie Er, sey geeignet, dem Streite der Glukkisten und Piccinisten ein Ende zu machen." Naumanns Bescheidenheit wies zwar eine so schmeichelhaft klingende Zusicherung stets mit ernster Miene von sich ab; daß er aber allerdings damals eine Neigung in sich empfand, dieser sogenannten kleinen Welt einen Besuch abzustatten, könnten mehrere Briefe von seiner Hand beweisen. Auch sprach er über die National-Musik dieses Landes keineswegs mit solcher Geringschätzung ab, wie es wohl zum Theil von einigen deutschen Tonkünstlern geschehen ist, sondern fällte oft folgendes Urtheil darüber: „Die Quelle derselben sey zwar nicht die beste; aber es sey doch unendlich viel Großes, Erhabnes und Schönes in der Musik selbst bemerkbar; ja, sie besitze manchen Vorzug, der sogar der italienischen, wenigstens der neuern italienischen Tonkunst abgehe. Wenn es

Jemanden gelänge, das Erhabne und Große der französischen Musik mit dem Rein-Melodischen der italienischen zu verbinden, so würde er dadurch das Schönste und Vollkommenste schaffen, was nur immer die Kunst hervorzubringen möglich sey. Doch weder Gluck noch Piccini hätten diese erhabne Aufgabe bisher gelöst; denn bei Jenem blicke noch allzusichtlich der Franzose, so wie bei Diesem allaugenblicklich der Italiener hervor." Daß Naumann mit Grundsätzen dieser Art in Paris nicht müßig geblieben seyn würde, ist gewiß; und daß er Meisterwerke von einer neuen Gattung und von beträchtlichem Gewinn für die Kunst selbst hervorgebracht hätte, ist mehr als blos zu vermuthen. — Ein französisches Oratorium: Joseph reconnu par ses freres, das er, (ohngefähr im Jahr 1782) auf Bestellung für Paris arbeitete, gefiel dort sehr; und einige Jahre später (ohngefähr im Jahr 1785) ward auch seine Cora, aber leider mit sehr großen, willkührlichen, größten Theils ungünstigen Veränderungen ins Französische übertragen. Bei beiden Gelegenheiten ergingen mehrere Einladungen an ihn; aber gerade damals war er mit Dänemark so beschäftigt, daß er es abschlagen mußte, zumal, da ihm die Bedingungen nicht gewiß genug zu seyn schienen.

Am bestimmtesten, und gewisser Maaßen auch am lockendsten, war ein Antrag, den er im Jahre 1790 erhielt. Framery, Verfasser einer Oper, Medea, die kurz vorher von der Akademie den Preis

erhalten hatte, und von der Direktion des großen Operntheaters angenommen worden war, wandte sich im Namen dieser Letztern an ihn, und forderte ihn zur Tonsetzung seines Singspiels auf. Man stellte ihm frei, sich selbst die Bedingungen desfalls aufzusetzen. Man berechnete ihm den reinen Ertrag einer solchen Komposition, wenn er sich auf die gewöhnlichen Maasregeln einlasse, zu neun- bis zehntausend Livres. Man versicherte ihm, daß dieser ersten Tonsetzung, sobald sie nur einiges Glück mache, noch drei oder vier andre Aufforderungen nachfolgen sollten. Man stellte es ihm frei, ob er seine Musik blos einsenden, oder (was man allerdings vorzüglich wünsche) in eigner Person aufführen wollte. Man verbürgte sich, daß es ihm in letzterem Falle gewiß zu Paris so nach Wunsch ergehen werde, daß man ihn dann auf eine lange Zeit, wo nicht auf immer, zu besitzen hoffe. Sieben bis acht Briefe, welche Framery deshalb an ihn schrieb, waren des feinsten Lobes, der wärmsten Bewunderung, selbst des freundschaftlichsten Zutrauns voll. Dennoch schlug Naumann keineswegs ein.

Ihn schreckten die damaligen Zeitläufe und die bedrohliche Lage der öffentlichen und Privat-Angelegenheiten zu Paris. Sein friedliebender, an Ordnung und bürgerliche Ruhe gewohnter, Geist schauderte vor dem Gange zurück, den schon damals die französische Revolution zu nehmen begann. Anfangs suchte er wahrscheinlich nur durch einige Ausflüchte Zeit und Raum zu gewinnen. Als aber durch die mannigfachen Bedenken, welche Naumann bald in

dem Stoff der Oper, bald in der zu Paris damals sich zeigenden Unruhe und Verwirrung, bald in der Ueberlast seiner Amtsverrichtungen und anderweitigen Geschäfte, bald in seiner wankenden Gesundheit vorbrachte, die schriftlichen Unterhandlungen sich fruchtlos durch funfzehn Monate hingezogen; und als deshalb Framery, was ihm keineswegs zu verargen seyn dürfte, endlich ungeduldig zu werden anfing, eine bestimmte Entschließung begehrte, und zugleich ein paar satirische Ausfälle über die irrigen Meinungen der Deutschen, die Vorspieglungen der Emigrirten, und den Congreß zu Pillnitz, der eben gehalten worden, sich erlaubte, ward Naumann so unwillig darüber, oder schien es wenigstens zu werden, daß er die schon längst empfangne Handschrift der Oper rasch wieder zusammenpackte, sie zurücksandte, und allen weiteren Verkehr mit Paris abbrach.

In dieser Zeit war auch seine Mutter gestorben, welcher er zeitlebens, ob er gleich nicht immer mit allen Aeußerungen ihres lebhaften Temperaments übereinstimmte, seine kindliche Dankbarkeit und Ehrerbietung bezeigte. Er ließ seinen Eltern auf dem Elias-Kirchhofe am Ziegelschlage zu Dresden ein Grabmal mit folgender Inschrift setzen:

„Allhier ruhet in Gott Johann Georg Naumann,
Einwohner zu Blasewitz, seines Alters 62 Jahr,
und dessen Ehegattin, Anna Rosina Naumann,
geborne Ebertin, ihres Alters 66 Jahr. 1789.
Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn."

Wie theuer und werth ihm ihr Andenken jederzeit blieb, leuchtet unter Anderm auch daraus hervor, daß er ihre, so wie auch seines Vaters und seiner Pathen Briefe sorgfältig und heilig aufbewahrte, und noch seiner Familie hinterließ.

Nie schämte sich Naumann seiner niedrigen Abkunft, sondern gestand sie willig und oft ungefragt ein. Den Bauerknaben von Blasewitz verleugnete er nie; vielmehr gedachte er dessen zuweilen freiwillig. Er hegte den richtigen Grundsatz, daß das erworbene Verdienst mehr ehre, als das ererbte. Darum vernahm Eine seiner edelsten Freundinnen oft aus seinem Munde die Aeußerung: „Ich danke Gott, daß ich der Sohn guter frommer Landleute bin, die im Schweiß ihres Angesichts durch Fleiß und Ordnungsgeist ihr tägliches Brod erwarben, und dabei in stiller zweckmäßiger Tugendübung glücklich waren! Denn Mäßigkeit, Fleiß und Ordnungsgeist eignet man sich in höhern Ständen schwerer an, als in niedern, und ohne diese Eigenschaften erhält sich doch Nichts. Der einzelne Mensch, jeder Haushalt, und der Staat selbst geht zu Grunde, wenn Eine dieser Tugenden mangelt.“ Dem gemäß betrug er sich auch bei einem Vorfall, der seltsam genug an sich selbst war, und fast ein wenig romantisch klingt. Während mancher Andere dadurch zur sorgfältigsten Ahnen-Aufspähung gereizt worden wäre, theilte ihn Naumann hingegen nur bei sehr heitrer Laune Einigen seiner besten Freunde mit, — nur Solchen, bei de-

nen er vor Misverständniß und Misdeutung sicher war.

Schon einige Jahre vorher, ehe Naumann heirathete, meldete ihm eines Morgens sein Bedienter, es sey draußen ein alter Mann, dem Ansehn nach zwar nur Bauer, doch sauber und reinlich gekleidet, der ihn, und zwar allein, zu sprechen wünsche. Naumann, gerade über einer Arbeit begriffen, welche augenblickliche Störung nicht gut vertrug, befahl, den Mann auf ein Weilchen ins benachbarte Zimmer (das sein bestes in damaliger Wohnung war) zu führen, und ging nach einigen Minuten auch in dasselbe, um sein Begehren zu vernehmen. Der Fremde stand eben vor dem Spiegel, und schien mit einem Ausdruck von Verwunderung und Wohlgefallen zugleich das ganze, nicht kostbare, doch anständige Zimmergeräthe zu betrachten. Aber auch Naumannen wandelte eine Art von Betretung an, als er das Gesicht des Alten im Wiederschein des Spiegels erblickte; denn er fand in ihm die auffallendste Aehnlichkeit mit seinem einst so innig geliebten, ihm immer noch aus der Jugendzeit unvergeßlichen, Großvater. Ja diese Aehnlichkeit ward immer noch sprechender, als der Alte sich wandte, und auf Naumanns freundliche Frage, womit er ihm dienen könne? antwortete: „Ach mit Nichts! Aber überzeugen wollte ich mich nur, ob es bei Euch wirklich so vornehm aussähe, und ob ihr wirklich Johann George Naumanns, Häuslers aus Blasewitz, Sohn wäret."

„Der bin ich allerdings, guter Vater, und freue

mich, Euch kennen zu lernen; denn gerade so, wenn er lebte, würde wahrscheinlich mein alter braver Großvater aussehen. — Ihr habt ganz seine ehrwürdigen Züge. Sind wir vielleicht gar mit einander verwandt?"

Ein paar helle Thränen flossen hier aus des Greises Augen; sein Kopfnicken und die dargebotne Hand bejahte die Frage. Naumann nahm gern den Händedruck an, reichte dem ehrlichen Landmann einen Sessel, schellte nach dem Bedienten, befahl eine Flasche von seinem besten Weine und etwas Gebakkenes zum Frühstück herauf zu bringen, und setzte sich dann zutraulich zum Greis, der mehr als Ein Mal sprach: „Ach, verzeiht! Ich sage es gewiß Niemanden weiter! Aber ich wollte doch gar zu gern mit eignen Augen mich überführen, ob es Grund habe, was man mir von meines Großvaters Urenkel erzählte."

Mit vollster Rührung umarmte Naumann den alten Mann, dankte ihm für seinen Besuch, fragte nach dem Dorfe, wo er lebe, versprach ihm nächstens einen Gegenbesuch, forschte nun aber auch genauer nach dem Grade ihrer Verwandtschaft, und nach den Umständen seiner Voraltern. Unabläßig sah noch der Greis rund um sich herum, und rief wieder: „Gottes Barmherzigkeit ist groß! Ja, ja, so mag's wohl auch bei unsern Vorfahren ausgesehen haben! Dort soll Manches sehr schön, sehr prächtig nach damaliger Zeit gewesen seyn!"

Dieß mußte Naumanns Neugierde nothwendig hö-

her spannen. Er drang immer stärker in seinen Verwandten, sich zu erklären, wie er dies meyne, und Dieser — nach wiederholter Betheurung, daß er Dies Niemanden anders jemals gesagt habe, noch sagen werde, daß blos die unerwartete Freude ihn so geschwätzig mache, nur die große Freundschaft, mit welcher Naumann ihn behandle, seinen festen Vorsatz umstoße — erzählte ihm endlich: Sein Großvater, unsers Naumanns Aeltervater, sey ein thüringischer Edelmann gewesen, der durch einen, unrechtmäßiger Weise verlornen, Proceß und andre Unglücksfälle um sein ganzes Vermögen gekommen, und bald darauf an der Pest gestorben sey. Seine zwei Söhne, Knaben von drei und vier Jahren, habe dessen Schwester, ein schon alterndes Fräulein von Naumann, zu sich genommen, und sie bis zum zehnten Jahre ärmlich bei grober Kost erzogen, und durchaus verlangt, daß sie als Bauern sich zu nützlichen Menschen ausbilden sollten, da sie viel zu arm und hülflos wären, um als Edelleute zu erscheinen. Einer von diesen Brüdern, der Aeltere, habe das Schlosser-, der Andre, Naumanns Großvater, das Schmiedehandwerk ergriffen; und nur unter der Bedingung habe das alte Fräulein kurz vor ihrem Tode ihr weniges Vermögen zwischen ihnen getheilt, daß sie bei ihrem Stande bleiben, und Niemanden, selbst ihren Kindern nicht, von ihrer Abkunft Etwas sagen wollten. Bis zum Sterbebett habe sein (des Sprechenden) Vater dies gehalten; und als er es ihm wenige Stunden vor seinem Tode eröffnet, habe er ihm wie-

der, seinen Kindern Alles zu verschweigen, geloben müssen, damit Keinem derselben — so waren seine ausdrücklichen Worte, — „der Narr in den Kopf käme." Er habe dieses erfüllt, und seine Söhne wären als Bauerleute glücklich. Aber hier bei unserm Kapellmeister sähe Alles schon so vornehm aus, und seine Freundlichkeit, mit welcher er sich alter bäurischer Verwandten nicht schäme, zeige auch, daß ihm der Narr nie in den Kopf kommen werde.

Naumann wollte ihm ein Geschenk machen; aber er nahm durchaus nicht das Geringste an. Darüber jedoch schien er sich herzlich zu freuen, als ihn Naumann durch die Stadt zum Thor hinaus begleitete. Eine gewisse Art von Anstand und kunstloser Würde war in Allem sichtbar, was der Greis sprach und that. Auch gab ihm Naumann das Wort darauf, daß er in ein paar Monaten — früher war es ihm andrer nahen Bestimmungen wegen nicht möglich — ihn daheim besuchen wolle. Doch erfuhr er bald darauf, daß der Greis schon entschlummert und auch beerdigt sey. Sich nach dem alten Edelhofe seines angeblichen Urgroßvaters zu erkundigen, fand Naumann nie für nothwendig, so wie er auch die ganze Erzählung des alten Verwandten ununtersucht ließ. Das Einzige nahm er sich vor, daß, wenn er einst nach Thüringen komme, ihn der Umweg einiger Meilen nicht dauern solle, um den Kirchhof und den Leichenstein aufzusuchen, unter welchem das alte Fräulein von Naumann ruhe, deren vorurtheilsfreier Geist aller Achtung werth sey.

Je wärmer Naumanns Herz von jeher für Freundschaft und Liebe geschlagen, desto mehr hatten manche bittere Erfahrungen, in denen er sein Vertrauen getäuscht und gemißbraucht sah, nach und nach ihm eine gewisse Schüchternheit sich aufzuschließen, eine gewisse Zurückhaltung im Umgang eingeflößt, die ihm durch's ganze Leben eigen blieb, so daß er selbst seinen Freunden manchen Gram, der ihn drückte, manche Besorgniß, die ihn ängstigte, manche Hoffnung, die in ihm aufdämmerte, manches Geheimniß, das unter des Herzens Siegel lag, verschwieg. Kein Wunder, daß daher Naumann, da er nun des Menschenalters muthmaßliche Mitte schon weit überschritten, und noch immer unverehelicht war, vorzüglich nach dem Dahinscheiden seiner lieben Eltern in seinem Herzen, Hause und Leben immer stärker eine Oede empfand, die wohl nur eine passende treue Lebensgefährtin ihm ausfüllen konnte. Daß diese nicht längst von ihm erwählt worden sey, gereichte seinen Freunden und Bekannten um so mehr zum Gegenstand der Verwunderung und des Tadels, da Naumann in seinem Gespräch, Betragen und Kunsttalente so manche Gabe besaß, welche der Frauen Gunst leicht erwirbt. Mancher halb scherz-, halb ernst-hafte Vorwurf wurde ihm deßhalb in Gesellschaften gemacht; manche Aussicht, die Andre nicht unbenutzt gelassen haben würden, ward ihm geöffnet. Aber er blieb ungerührt, und jeden Tadel oder Spott wußte er gewöhnlich durch leichten Scherz von sich abzuwenden. „Seiner Denkart nach," pflegte

er zuweilen zu sagen, „werde er in einer glücklichen Ehe den Himmel, in einer unglücklichen die Hölle finden. Jenen zu verdienen, glaube er zwar nicht; aber in diese möchte er sich auch nicht stürzen.“ Wenn man ernster in ihn drang, entschuldigte er sich in jüngern Jahren mit seiner beschränkten Einnahme und mit der Ungewißheit seiner Bestimmung; als dieses wegfiel, als er unbezweifelt wohlhabend genug war, um auch den Hausvater zu machen, flüchtete er sich hinter die Vorwände des schon beginnenden ernstern Alters, der Besorgniß, nicht mehr herzliche Liebe hoffen zu können, der zunehmenden Eitelkeit des andern Geschlechts, und ähnlicher Gründe, die von Dem, welcher dergleichen sucht, wohl leicht aufgefunden werden. Erst nachdem er schon sein funfzigstes Jahr beschlossen, und nach der Mutter Tode alle Beschwerden, die mit der Leitung eines Hauswesens verknüpft sind, eine Weile gefühlt hatte, erst als seine Aerzte wegen seiner wankenden Gesundheit ihm eine kleine Pause seiner gewöhnlichen Thätigkeit und den Gebrauch der Karlsbader Heilquellen empfohlen hatten, — erst dann brachte die Vorstellung einer Freundin, die er dort antraf, deren Herzens-Edelmuth von ihm gekannt und geehret, und deren uneigennütziges Wohlwollen ihm schon bewährt war, zu dem Geständniß, der Gedanke eines vielleicht siechen einsamen Alters beginne ihn zu erschüttern, und zu dem Auftrag, welchen er doch immer noch mit blos munterm Tone ihr ertheilte, statt seiner zu wählen, oder vielmehr ihm vorzuschlagen,

welche Lebensgefährtin er wählen solle. Sie that Dies mit mehrern Personen, aber sie fand bald, daß ihr Freund hierin sehr schwer zu befriedigen sey, daß er jeden Mangel scharfsichtig sofort aufspüre, jeden Fehler streng rüge; und schon stand sie in Sorge, unter allen Bekannten keine Unverheirathete, die seines ganzen Beifalls werth gehalten werde, zu kennen, als er endlich an Juliane B. in L. nur zwei Fehler fand, nämlich daß sie für ihn zu jung und zu reich sey. — „Ja," äußerte er lebhaft, „von dieser glaube er allerdings, daß sie ihn glücklich zu machen vermöge, wenn sie nur keinen Heller Geld im Vermögen habe, und um zehn Jahr älter sey. — „Aber wer zwingt Sie denn," — erwiederte die Freundin, aus dessen Tagebuch dieses, bald nach seiner Haltung niedergeschriebene, Gespräch, in welchem sich Naumanns Seele so hell abspiegelt, wörtlich entlehnet ist, — „wer zwingt Sie denn, Etwas von Julianens Vermögen sich zuzueignen? Lassen Sie ihr das Schalten und Walten darüber! Ihre Kinder werden doch wohl einst finden, daß eine reiche Mutter kein Uebel zu nennen sey." Naum. „Unmöglich wäre es dennoch nicht! Eine reiche Mutter wird vielleicht ihre Kinder nie so erziehen lassen, wie ich wünschte, daß die Meinigen erzogen würden. Und dann, — wodurch kann der funfzigjährige Mann das schöne, blühende, achtzehnjährige Mädchen dauernd fesseln, dauernd beglücken? Die Jugend hat ihre eignen Neigungen, ihren eignen Geschmack. Genüsse von ganz andrer Art sucht das ernstere Alter. Juliane ist talent-

und geist=voll. Ihr Aeußeres verspricht eine zarte edle Seele. Oft schon ruhte mein Blick mit verheeltem Wohlgefallen auf ihrer Wohlgestalt. Aber auch immer war mir dabei, als sey dieses Alles für mich nicht da, als müsse man wenigstens zehn oder funfzehn Jahre jünger seyn, um darauf Anspruch machen zu dürfen."

„Darüber, Freund, kann doch nur Juliane B. selbst urtheilen. Bei Männern von ächtem Verdienste wird die Seele nie alt. Jedes Jahr erhöht vielmehr durch Fortschritt im Guten ihren innern Werth, und verkettet edle Herzen auch desto stärker zusammen."

Naum. „In der Ehe, edle Freundin, liebt die Seele nicht allein; auch der Körper muß sein bescheidnes Theil erhalten, wenn das Glück gegenseitig, und Beider Herz befriedigt werden soll."

„Edeldenkende, gute Frauen, bester Naumann, werden nur durch Geist und Karakter gefesselt. Zu ihnen, scheint mir, gehört Juliane; und deshalb hoffe ich — —"

Naum. „Freundin, ich halte Weiber hoch, weil ich vortreffliche Weiber kenne; aber um selbst der vortrefflichsten weiblichen Seele erst viel, und dann das Liebste auf der ganzen Welt nicht nur zu werden, — sondern es auch zu bleiben bis ins späteste Alter, und sogar bis zur Gruft, — dazu gehört gewiß die innigste Sympathie der Seele, und wie kann ich funfzigjähriger Mann diese von einem

achtzehnjährigen Mädchen erwarten? Juliane, wie Sie wissen, spielt meisterhaft den Flügel." —

„Nun ja! lieber Naumann! und gerade das" —

Naum. (einfallend) „Und gerade das kann ihren Enthusiasmus für den Mann, der als Tonkünstler sich einiger Maaßen auszeichnete, auf einige Stunden, Tage, Monate höchstens, erwecken und spannen. Nicht für mich selbst, — für meine Musik-Arbeiten blos, kann sie, wie Sie es nun nennen wollen, Neigung, Liebe, Hochachtung fühlen. Diesen zur Ehre kann sie, wenn sonst ihr Herz noch frei sich fühlt, mich wählen, und sich selbst dabei täuschen. Aber ziemt es wohl mir, dem reifen erfahrnen Manne, aus diesem Irrthum einer schönen Seele Vortheil für mich zu ziehn? Halbglücklich kann ich in der Ehe nicht seyn; und ganz unglücklich würde ich dann, wenn ich fühlte: du hast Deine Gattin um ein besseres Loos ihres Lebens gebracht. Immer würde ich als ein siebenzigjähriger Greis fürchten müssen, mein noch nicht vierzigjähriges Weib — selbst wenn sie mit redlichstem Eifer mich pflegte — liebe mehr ihre Pflicht, als den, vor Alter kränkelnden, kraftlosen Gatten."

Mit diesen und ähnlichen Gründen kämpfte Naumann gegen den Vorschlag seiner Freundin, und auch gewisser Maaßen gegen sich selbst. Denn daß ihm die körperliche Wohlgestalt nicht gleichgültig sey, hatte er schon bei Verwerfung einiger andern Anträge gezeigt; und daß der Besitz einer so reizenden Person zu des Lebens neidenswerthesten Gütern gehöre, ge-

stand er willig ein. Eben deshalb siegte doch auch endlich das Zureden seiner Freundin. Er beschloß sein Heil wenigstens zu versuchen. Eine Reise nach L. ward gleich nach beendeter Brunnen-Kur anberaumt. Ein gemeinschaftlicher vertrauter Freund jenes Hauses sowohl, als unsers Naumanns, sollte dort erst befragt werden, ob er Julianens Herz für noch frei halte? Auf seine Bejahung oder Verneinung sollte es dann ankommen, ob eine Bewerbung rathsam sey, oder nicht? Jedes noch so unschuldige Ueberredungsmittel, selbst das Ansuchen der elterlichen Vorsprache, sollte vermieden bleiben. Juliane allein sollte entscheiden!

Die Reise geschah, der Freund ward befragt, und Naumann erfuhr von ihm, daß er zu spät — vielleicht nur um einen sehr kleinen Zeitraum zu spät, komme. Nicht länger, als zwei Tage vorher war Juliane B. die Verlobte eines jungen, reichen, angesehnen Bankiers geworden, und nahm seitdem schon die Glückwünsche ihrer Bekannten an. Naumann, als er diese Nachricht seiner, etwas später eintreffenden, Freundin hinterbrachte, that es nicht ohne sichtbare Bewegung, setzte aber bald mit ruhiger Fassung hinzu: „Wie Manche unsrer Berathschlagungen und Bedenklichkeiten waren unnütz für dieses Mal! Aber sie sollen es gleichwohl nicht für immer gewesen seyn! Manche mir bisher nur dunkel vorschwebende Idee ist nun durch unsre Gespräche berichtigt, und überhaupt die Sehnsucht nach einer edlen Lebens-Gefährtin bedeutend in mir verstärkt worden. Noch Ein

Mal, würdige Freundin, will ich meinen Glückstern prüfen! Scheitert auch dieser zweite Versuch, dann mag es für einen förmlichen Beruf zum Hagestolz gelten."

Daß in diesem Herzen, welches anfangs so kalt, oder wenigstens so zweifelvoll geschienen hatte, dennoch seit mehrern Jahren schon eine zärtliche Neigung fortglimme, — das hatte Naumann allen, selbst seinen vertrautesten, Freunden verschwiegen; ja, das hatte er vielleicht selbst nie so genau gewußt; denn er benannte wahrscheinlich mit einem andern Namen, was für eine allerdings liebevolle Erinnerung gelten konnte; und nur Einer von denjenigen Zufällen, die man sehr unbedachtsam in der Verkettung menschlicher Schicksale für ein bloses Ohngefähr halten würde, die vielmehr sicher von dem höhern Rathschlusse und Winke und Regimente Gottes abhängen, belebte von Neuem den fast erloschenen Funken, und verwandelte ihn endlich in eine helle Flamme.

Bereits in der Erzählung von dem Aufenthalte Naumanns in Kopenhagen ist seiner Bekanntschaft mit einem Fräulein Grodtschilling, und des Briefwechsels gedacht worden, den er (in französischer Sprache) mit ihr angeknüpft und fortgesetzt hatte. Die Lichtstrahlen, die aus demselben auf Naumanns Gemüth fallen, und der Einfluß, welchen derselbe auf sein späteres Lebensglück hatte, sind zu bedeutend, als daß der Herausgeber sich's versagen könnte, noch einige Auszüge daraus mitzutheilen. Naumann schrieb an sie aus Bla-

sewitz am 3. Juni 1790: „Sie irren gar sehr, wenn Sie glauben möchten, daß ich nur Einen Augenblick meine Freunde in Kopenhagen, und unter diesen Sie insbesondre vergessen könnte. Es ist wahr, daß ich bisweilen genöthigt bin, in meinem Briefwechsel ein wenig saumseliger zu seyn, vorzüglich im Winter, wo sich meine Geschäfte jedes Mal vermehren. Aber mitten unter meinen Arbeiten beschäftige ich mich in meinen Gedanken sehr oft mit meinen abwesenden Freunden, und es ist für mich das größeste Vergnügen, aus den Briefen derselben etwas Neues zu vernehmen. Sie können mir daher wohl glauben, wie erfreulich und schätzbar mir die Ihrigen sind! Ich habe stets eine schwache Hoffnung in meiner Brust erhalten, Sie eines Tags in Sachsen zu sehen; allein es hat leider allen Anschein, daß ich in dieser Welt nie das Glück haben werde, Sie wieder zu sehen, und die Fortschritte zu bewundern, die Sie in der Musik gemacht haben. — Verzeihen Sie, daß ich Sie daher beiläufig um eine Gefälligkeit bitte. Nicht weil ich zur Erinnerung an eine theure Freundin, sondern nur zu einer kleinen Sammlung dessen bedarf, wünsche ich sehnlichst, Ihren Schattenriß zu haben, und Sie würden mir eine außerordentliche Freude bereiten, wenn Sie mir denselben möglichst getroffen übersendeten, denn ich habe Ihre Züge tief in mein Andenken geprägt. Es ist wahr, daß ein Schattenriß nur eine sehr geringe Entschädigung ist, aber er ist doch jeden Falls besser, als gar Nichts. Wenn Sie hier wären, würde ich mich

an einem Schattenriß nicht begnügen, sondern Sie von dem besten Künstler mahlen lassen, und dem Bilde seinen Platz über meinem Klavier anweisen. — In den jüngstvergangenen Tagen habe ich, woran ich nicht im Geringsten dachte, eine sehr dringende und vortheilhafte Einladung aus Paris erhalten, die ich für den Augenblick weder angenommen, noch ausgeschlagen habe. Der Gegenstand, welchen man, für das Theater von Paris zu bearbeiten, mir bestimmt, ist Medea, ein Gegenstand, auf den meine Wahl nie gefallen wäre, um so weniger, da ich denselben so eben erst für Berlin komponirt habe. Um die Wahrheit zu sagen: da ich Schätze zu sammeln weder bedarf noch begehre, so werde ich noch schwanken, ob ich die Einladung annehme oder nicht, wiewol ich auf der andern Seite gar sehr wünsche, Frankreich und vornehmlich Paris zu sehen. Allein das Theater ist allenthalben mehr oder weniger mit Kabalen und Intriquen angefüllt, die ich verwünsche. Ich liebe die Ruhe und den Frieden, ohne jedoch meine Kunst zu vernachlässigen, und irgend Etwas zu versäumen, wodurch ich nach Kräften mich nützlich erweisen kann. Ich würde sehr glücklich seyn, wenn ich einen gleichgesinnten Freund hätte, mit dem ich den Rest meiner Tage allhier in Frieden und in Ruhe, für ihn und mich, verleben könnte. Beschuldigen Sie mich deßhalb nicht der Menschenfeindlichkeit, nein, das ist die beste Lebensweisheit. Ich fliehe die Menschen nicht, aber die Erfahrung hat mich gelehret, daß man das wahre Glück vergeblich in der großen Welt

sucht; man findet es in dem Schoose und kleinen Kreise erwählter Freunde, welche Freud' und Leid mit uns theilen. O wenn man nur eine kleine Colonie solcher Auserwählten vereinigen könnte! Sie wären würdig, deren Königin zu seyn!"

In einem Briefe aus Blasewitz vom 18. Juni 1791 sprach Naumann seinen tiefsten Schmerz über die Nachricht aus, welche ihm Catharina Grodtschilling in ihrer letzten Zuschrift gegeben, daß nun jede Aussicht auf ihren Besuch in Sachsen völlig entschwunden, jede Hoffnung auf ihr Wiedersehen erloschen sey, — eine Nachricht, die ihn so angriff, daß er mitten im Schreiben die Feder fallen ließ, um nur im Freien Luft zu schöpfen und Fassung zu gewinnen. — Zurückgekehrt an seinen Tisch, fuhr er fort: „Da bin ich wieder, nachdem ich einen Ausflug durch mein kleines einsames Gehölz gemacht habe; ich komme nicht glücklicher zurück, doch ein wenig ruhiger. Warum sind Sie erstaunt über meine Thätigkeit und meinen Arbeitsfleiß? Ist der Mensch nicht dazu da, um zu arbeiten und die Pflichten zu erfüllen, die in seinem Stand ihm obliegen? Ich wünschte lieber todt zu seyn, als im Müßiggang zu leben? Bisher bin ich ja noch bei guter Gesundheit und bei Kräften; ich bemühe mich daher, soviel ich kann, zu leisten, um nicht ganz unnütz zu seyn. Ja, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich finde im Arbeiten eine Art Vergnügen und Glück; denn ich liebe gar sehr das eingezogne und häusliche Leben, ohne deßhalb ein Menschenfeind zu seyn; ein Freund — (eine

gute, liebenswürdige, zärtliche Freundin würde ohne Zweifel noch besser seyn, doch in deren Ermangelung muß man mit einem Freund sich begnügen) — gute Bücher, das Studium der Kunst und der schönen Natur, machen mein einziges Glück in dieser Welt aus. Sie sehen also wohl, daß ich mit einer Art von Interesse arbeite; und wenn man vollends das Glück hat, Andern damit auch Freude zu bereiten, so ist man für alle Mühen und Arbeiten gar wohl entschädigt."

In den nächsten Monaten unternahm nun Naumann seine oben erwähnte vergebliche Reise nach L., und kaum war er von dieser gescheiterten Brautwerbung zurück gekommen, so erhielt er einen Brief der Fräulein Grodtschilling, worin sie in einem, wie ihm dünkte, noch verbindlicheren Tone, als bisher, meldete, daß nun endlich gewiß mit nächster Post das längst versprochne Portrait eintreffen werde. Höchst überraschend und angenehm war ihm diese Nachricht; und als es nach acht Tagen nun wirklich ankam, als es nicht in einer bloßen kahlen Silhouette, sondern in einer netten Profilzeichnung mit Silberstifte bestand, da war seine Freude unbeschreiblich groß. Jetzt standen sie alle auf Ein Mal wieder lebhaft vor ihm — jene frohen, still-heitern Stunden, in ihrer Gesellschaft verlebt; und die lange Entbehrung erhöhte den Genuß der Erinnerung. Ja, ja! dies schien ihm ihr Mund, ihr Auge, ihr ganzer Blick zu seyn. Er konnte lange Zeit des Anschauns nicht satt werden, und schwärmte begeistert vor diesem klei-

nen Pergamente, wie er es selbst in seinem Briefe aus Blasewitz vom 6. October 1791 ihr schilderte: „Es ist unmöglich, Ihnen Alles zu wiederholen oder auszudrücken, was ich im Augenblick des Empfangs empfunden. Ach ja — sagte ich — sie ist es, es sind ihre reitzenden Züge. Ich sprach zu dem Bilde Tausenderlei, und legte ihm tausend Fragen vor, und gab ihm tausend...... — Ach, verzeihen Sie meine Entzückung, meine Freiheit! Aber weil Sie durch Ihre Huld und Güte mich zum unumschränkten Herrn dieses theuern Bildes gemacht haben, so glaubte ich auch meine Rechte als Eigenthümer daran geltend machen zu dürfen. Ach! wenn ich doch eben so mit dem Original umgehen und sprechen dürfte! Seit dem Augenblicke, daß ich es erhalten habe, verläßt es mich nicht mehr; es geht mit mir spazieren, es begleitet mich allenthalben, in meinen Garten, in den Weinberg, ins Wäldchen. Ich frage es, wie es ihm gefällt; aber es ist stumm, es antwortet mir nicht das geringste Wort; ich fürchte, daß es unempfindlich ist, wie sein Modell. So eben, da ich dieß schreibe, liegt es zur Seite meines Blattes, und scheint mir weit ernsthafter; vielleicht ist es unwillig über mein Geschwätz."

Indessen fuhr doch auch unserm Naumann, als er dieses Bild wieder und wieder betrachtete, manch' andrer Gedanke durch den Kopf. Er überdachte bei sich, daß zwischen dem Tage, wo er Kopenhagen verlassen hätte, und demjenigen, welchen er jetzt verlebe, schon reichliche fünf Jahre sich befänden, und

diese liebenswürdige Person doch noch sey, was sie damals war, — unverehlicht! Woher müsse dies kommen? Bei ihren Vorzügen des Körpers und der Seele, bei ihrer Abkunft, bei dem weitläuftigen Kreis ihrer Bekanntschaft, bei dem vielfachen Beruf, einen Gatten zu beglücken und wieder durch ihn beglückt zu werden? Sehr natürlich war diese Kettenreihe von Gedanken, die ihm keine Ruhe ließen; er beschloß daher, schon am andern Morgen an seinen ehrwürdigen Freund, den achtzigjährigen Konferenzrath Nielsen, zu schreiben, und sich vertraulich bei ihm nach den näheren Verhältnissen der Fräulein Grodtschilling zu erkundigen. Obgleich sein Brief bereits am 5. Octbr. 1791 abging, so blieb doch die Antwort für Naumanns Ungeduld zu lange aus, so daß er besorgt wurde, ob sein alter Freund indessen etwa gestorben sey, und deßhalb in einem Briefe vom 3. December nun bei der Fräulein Grodtschilling selbst über ihn Nachricht einzog. Endlich am 14. Decbr. traf die ersehnte Zuschrift ein, worin der biedere ahnungslose Greis ihm meldete: „Das jüngere Fräulein Grodtschilling habe mehrere Heiraths-Vorschläge von annehmbarster Art gehabt, und sie doch alle, zum Bedauern ihrer Anverwandten, zumal ihres Vaters, abgelehnt. Sie scheine fest entschlossen zu seyn, ihr Leben in einem Stifte zu beendigen. Wenn im Hayse ihres Schwagers oft große Gesellschaft versammelt, und Alles froh sey, ziehe sie sich unter irgend einem Vorwande in ihr einsames Zimmer zurück, und beschäftige sich allda blos mit Lektüre, weib-

licher Handarbeit, und Musik." Naumann hatte zwar in ihren Briefen die gleiche Aeußerung, daß sie ehelos zu bleiben gesinnt sey, aber doch auch mehrere Ausdrücke gefunden, die ihm zu verrathen schienen, daß sie für ihn — eine Ausnahme zu machen nicht abgeneigt sey. Er ließ daher im nächsten Briefe seinen offnen bestimmten Antrag an sie gelangen, und wagte es, durch seinen Freund Nielsen förmlich beim Vater um ihre Hand anzuhalten. Wohl möglich, daß dem Vice-Admiral Grodtschilling diese Bewerbung für den ersten Augenblick ein wenig unerwartet kam! Doch war seine Erklärung ganz den Grundsätzen wahrer Ehre und wahrer Lebens-Weisheit angemessen. — „Er kenne," war seine Antwort, „leider Naumannen persönlich nicht; doch was er immer jemals von ihm gehört habe, sey für dessen Geist und Herz rühmlich. Er vermuthe, daß seine Tochter ihm nicht abgeneigt seyn werde. Denn daß sie ihn achte, wisse er längst, und der Schritt von Achtung zur Liebe sey ein leichter Schritt. Ihm werde auf diesen Fall ein Schwiegersohn von Naumanns entschiednen Verdiensten annehmlicher dünken, als jeder Andre, den nur Amt, Geburt oder Reichthum auszeichneten. Doch halte er sich auch als Vater verpflichtet, seiner Kattina vorzustellen, was es auf sich habe, ihre Heimath und ihren jetzigen Stand zu verlassen.

Er hielt redlich Wort! Als er ihr eröffnete, was an ihn gebracht worden sey; als sie ihm dagegen freimüthig gestand, daß Naumann schon lange

ihre Neigung im Geheimen besessen, sie aber stets befürchtet habe und noch befürchte, man werde ihn ungern in die Familie aufnehmen, tröstete er sie lächelnd über diesen Punkt, fügte dann aber mit wieder ernst werdendem Tone hinzu: Sie solle bedenken, daß sie nicht nur in ein fernes, fremdes, — sondern auch in ein solches Land heirathen wolle, wo der Abstand zwischen Adel und Bürgerstand abschneidender und drückender als in ihrer Heimath sey; daß sie allen Gesellschaften des Hofes und des obern Ranges entsagen, und die Freuden der Häuslichkeit zu ihren einzigen Freuden machen müsse, die aber dann eine späte Reue leicht vergällen könne.

Mit edler Entschlossenheit antwortete sie hierauf, daß gerade diese Aufopferung ihr nicht schwer dünke, daß sie ja schon hier im Schoos ihrer Familie allem Prunke des Hofes entsage, und es noch gelaßner an der Seite eines geliebten Gatten, an einem Orte, wo Niemand ihr bisheriges Verhältniß kenne, thun werde. Abschied vom Vater und Vaterlande falle ihr sehr schwer, Abschied vom Flitter-Glanze des Ranges scheine ihr ein bloßes Blendwerk." — Segnend umarmte sie der gerührte Greis; unbedingt gab er ihr nun seine Einwilligung. Naumann erfuhr bald durch einen Brief seiner Braut die Gewährung seines Antrags. Unbeschreiblich war seine Freude. Neues Jugendfeuer schien ihn zu beleben, wie es aus seinem Briefe vom 27. Decbr. hell hervor leuchtet: „Wie soll ich Ihnen meine Gefühle ausdrücken, wie mein Beben, mein Erstaunen, meine

Freude und Dankbarkeit schildern? Erwarten Sie Nichts von dem Allen, denn in meinem Leben habe ich nie eine ähnliche Aufregung empfunden, als diese, da ich Ihre letzte Zuschrift vom 13. dieses Monats erhielt und las. Ich kam ermüdet von Hofe; es war um neun Uhr Abends. Zufrieden und glücklich, daß ich nun zu Hause war, um mich in Ruhe schriftlich mit Ihnen zu unterhalten, empfing ich zu so ungewöhnlicher Stunde Ihren Brief! O theurer Brief, unerwartet, aber heiß ersehnt. Ich entsiegele ihn mit größter Eile, lese ihn, und traue kaum meinen Augen. Thränen entströmen mir, ich sinke auf meine Kniee, ich fliege zu Ihrem Portrait, das ich mit Küssen bedecke, ich lese nochmals, — und Alles erscheint mir als Traum! Ein fieberhafter Schauer befällt mich, ich muß mich zu Bett legen. Aber — welch' eine Nacht! Unselige Empfindsamkeit, du wirst mich noch tödten! Doch wie ist's möglich, unempfindlich zu bleiben bei solch' einem Ereigniß! Mit anbrechendem Morgen fühle ich mich ein wenig ruhiger; ich lese noch Ein Mal das theure Papier, und sehe, daß ich nicht geträumt habe. Wie also, Verehrungswürdige, Sie widerrufen ihren frühern Beschluß, Sie machen eine Ausnahme, und ich darf glauben, daß ich der einzige Glückliche unter meines Gleichen bin, den Ihre Ausnahme trifft?"

In den letzten Stunden des Jahres 1791 schrieb Naumann an seine Braut Folgendes: „Ehe noch dieß Jahr völlig ins Meer der Ewigkeit entströmet, ist's mir Bedürfniß, mit Ihnen noch einige Worte zu

sprechen. Ach wenn Sie wüßten, wie viele Betrachtungen ich in diesem Zeitpunkte angestellt habe, und wie diese fast Alle sich auf Sie beziehen! Wenn ich alle die Wohlthaten betrachte, mit welchen die göttliche Vorsehung mich im verflossenen Jahre überhäuft hat, so fühle ich mich tief gebeugt und gekränkt, daß ich dieselben so wenig verdient habe! Aber Alles ist ja nur Güte der unermeßlichen Güte; Alles ist nur Gnade des Urquells aller Gnade! Ach je mehr ich aller dieser Güte und Gnade unwürdig bin, desto weniger will ich mich unerkenntlich erweisen. Nein, mit demüthigem Herzen will ich dem Höchsten danken für alle, im zurückgelegten Jahre von Seiner Huld und Milde empfangenen, geistlichen und zeitlichen Güter. Insbesondre das letzte Vierteljahr, wie reich und fruchtbar an unerwarteten und glücklichen Ereignissen war es für ein so gefühlvolles Herz, als das Meinige! Ach wer weiß, was für Vorbedeutungen einer noch glücklichern Zukunft diese Ereignisse sind, — wer weiß, ob die wenigen Jahre, die mir vielleicht noch zu verleben übrig sind, die glücklichsten und seligsten meines ganzen Lebens werden! Ich hoffe Alles, und fürchte Alles, da die Zukunft ungewiß ist; aber hoffend und fürchtend vertraue ich ganz auf die höchste Regierung des Herrn, dessen Rathschlüsse ich anbetend ehre. — Mitternacht ist nahe, der Jahreswechsel soll Gott und meine theure Freundin in meinem Herzen finden."

Kaum hatte das neue Jahr begonnen, so griff auch Naumann in dessen erster nächtlicher Stunde

wieder zur Feder, um der geliebten Braut den ersten Gruß und Segenswunsch zu senden, und in seinen Betrachtungen und Mittheilungen fortzufahren. Doch nicht ganz ohne Wermuth sollte der süße Kelch des bräutlichen Glückes bleiben. Eben derjenige Vater, der so entschlossen seine geliebte Tochter einem fremden, nie erblickten Eidam zugesagt hatte, sollte sich früher noch von ihr und den Seinigen trennen. Am achten Tage nach jener Einwilligung überfiel ihn unerwartet eine tödtliche Krankheit. Er starb, bevor noch Naumanns Danksagungsbrief eintreffen konnte, und wie tief sein künftiger Schwiegersohn, der sich so lange schon nach dessen persönlicher Bekanntschaft gesehnt hatte, sein früheres Dahinscheiden betrauerte, gehet deutlich aus dem Briefe hervor, welchen er nach erhaltener Todes-Botschaft am 5. Februar 1792 an seine Braut abgehen ließ: „Gott sey Dank! Ich bin getröstet, in so weit man es beim Empfang eines Briefes mit schwarzer Einfassung nur immer seyn kann. Ich zitterte für Ihre Gesundheit, denn der Schlag war ja zu stark für Ihr armes zartfühlendes Herz. Gott sey gepriesen, der Sie aufrecht erhalten, und Ihnen Kraft geschenket hat, den harten Schlag zu ertragen, ohne daß Ihre kostbare Gesundheit darunter gelitten. Dies ist in diesem Augenblick der größte Trost für Ihren Freund. Allein ich zweifle nicht, daß Sie schrecklich mögen niedergeschmettert seyn. Ach meine arme Freundin, welch' eine traurige Pflicht hatten Sie in der Anordnung des Begräbnisses zu erfüllen! Ich beklage und be-

wundre Sie zugleich, ich kann mir den Zustand Ihres armen Herzens unter diesen Umständen gar wohl vorstellen! Trösten Sie Einer den Andern; Ihr guter seliger Vater genießt nun eines himmlischen unbegränzten Glückes, welches dem unaufhörlichen Wechsel, wie in dieser Welt, nicht unterworfen ist. Daher noch Ein Mal! suchen Sie sich zu trösten, Gott wird mit der Zeit das Seinige thun. — — Ich bin sehr darüber erfreuet, daß Ihre liebe Frau Mutter nicht den Sorgen ausgesetzt ist. Gott, der Vater der Wittwen und Waisen, segne Sie und ihre ganze Familie! — Erlauben Sie mir, Ihnen noch Einiges wegen einer Stelle Ihres Briefes in Erinnerung zu bringen, worin Sie sagen, Sie könnten es nicht begreifen, wie es möglich sey, den Verlust eines Gatten zu überleben. Ja ich begreife es noch weniger, wie man den Verlust einer innig verehrten Gattin überleben kann. Allein gesetzt, es wäre nach Gottes Willen bestimmt, wie es allen Anschein hat, daß uns die süßesten ehelichen Bande unzertrennlich vereinigen sollten, so ist es nöthig, daß Sie sich doch mit dieser Vorstellung vertraut machen; denn es ist sehr wahrscheinlich, und mein heißer Wunsch, daß Sie weit eher in diesen Fall kommen, als ich. Sind Sie doch viel jünger, als ich, und genießen, Gott sey Dank, einer kräftigen festen Gesundheit, die mir mangelt; meine verderbliche Empfindsamkeit, meine ununterbrochnen Beschäftigungen, die Art, wie ich arbeite, müssen mich nothwendig dermaßen schwächen, daß ich meinen Zoll der Natur weit früher bezahlen

werde, als Sie. Darum trösten Sie sich: unser Leben stehet, so wie Alles, in Gottes Hand! Lassen Sie uns die Gegenwart genießen, ohne uns das Leben mit der Ungewißheit der Zukunft zu verkümmern oder zu vergiften! — Sie fragen mich, liebe Seele, ob ich Sie noch aufnehmen will? O wie grausam, eine solche Frage an mich zu thun. Ist's doch an Sie, darauf zu antworten! Haben Sie wohl Alles in jeder Hinsicht reiflich überlegt? Haben Sie Ihr Herz wohl geprüft und erforscht? Hoffen Sie, mit mir glücklich zu seyn, wie ich mir schmeichle und gewiß hoffe, es mit Ihnen zu seyn? Fürchten Sie nicht, es einst zu bereuen? Ach meine Freundin, Ihnen, Ihrem Herzen kommt es zu, Antwort zu geben auf diese Fragen, und wenn dieselbe mit meinen Wünschen übereinstimmt, so kommen Sie so bald als möglich in meine Arme, und seyen Sie überzeugt, daß mein Herz Ihnen entgegen fliegen wird. Ja mein größtes Glück wird seyn, wenn ich in irgend einer Weise Ihren traurigen Verlust ersetzen kann; ich will Ihnen Vater, zärtlicher Freund, treuer Gatte bis an meinen letzten Odemzug seyn; ich will nur leben, Sie zu lieben, Ihnen zu gefallen; Sie sollen mein einziges Lebensglück ausmachen, wenn ich nur das Ihrige begründe. Aber ich bezeuge Ihnen vor Gott, so theuer Sie mir auch sind, und bei aller Zuneigung, die ich Ihnen eingestanden habe, daß ich augenblicklich dem Glücke, Sie zu besitzen, entsagen werde, sobald Sie im Mindesten besorgen oder bezweifeln, mit mir glücklich zu seyn, oder wenn Sie

die Freiheit oder das Kloster vorziehen wollen. Sehen sie, wie ich auch bei meiner Schwachheit doch Ihnen in der Seelenstärke nachzuahmen suche! Aber nein, meine theure und liebenswürdige Katharina liebt mich, ich verehre sie aufs tiefste, und wir werden uns gegenseitig glücklich machen. O welch' Glück erwartet uns! Welche köstliche, süße, ruhige Tage werden wir, so es Gott gefällt, nun bald in meiner lieben kleinen Einsiedelei verleben, deren größte Zierde Sie selbst seyn werden. Die Liebe, die Eintracht, der Friede, die vollkommenste Vereinigung der Herzen werden stets und überall unsre Begleiter, und die Zeugen unsrer reinsten unschuldigsten Freuden seyn!"

Im nächsten Briefe an seine Braut vom 12. Februar 1792 drückte Naumann ebenfalls seine herzliche Theilnahme aus: „Sie sind nicht wohl? Sie leiden an starkem Kopfweh? Ach wie sehr betrübt und beunruhigt mich dieß! Ich fürchte, daß Ihre Gesundheit das Nachweh des schmerzlichen Schlages empfindet, den Sie erduldet haben. Ach ich weiß dieß aus Erfahrung; ich wurde todtkrank, als ich die Nachricht erhielt, daß meine Mutter verschieden sey, als ich in Berlin war; ich glaubte den Schmerz, der mich niederbeugte, nicht überleben zu können, und seit diesem Zeitpunkt ist meine Gesundheit sehr geschwächt. Ich bitte Sie dringend, fassen, beruhigen Sie sich! Sie sind es sich selber, — und daß ich's zu sagen wage — Sie sind es mir schuldig. Ich tadle zwar nicht Ihren Schmerz, er ist ja gerecht;

aber setzen Sie ihm Schranken, unterwerfen Sie sich mit Ergebung und ohne Murren dem Willen Gottes! — Ich hoffe, daß die Reise Sie zerstreuen und Ihnen wohl bekommen wird; ich hoffe, daß Sie, wenn es Gott gefällt, sich in Blasewitz sehr bald erholen, und wenn Sie alle Morgen gute Milch trinken, und die gute reine Luft allhier einathmen, augenscheinlich zunehmen werden."

Am 18. Februar desselben Jahres schrieb Naumann an seine Braut unter Anderm: „Sie verdienten, daß ich ein wenig mit Ihnen schmälte, wenn ich es vermöchte. Können Sie mit gutem Gewissen sagen, daß ich meines Theils je danach gefragt hätte, ob und wie viel Sie Mitgift haben? Kennen Sie meine Denkweise in dieser Hinsicht noch nicht? In diesem Falle wäre ich sehr zu beklagen. Machen denn Geld und Reichthümer das wahre Lebensglück aus? Ich glaube, nicht. Wenn die göttliche Vorsehung uns das Nöthige darbietet, um anständig und ordentlich leben zu können, was will man mehr? Gott sey Dank, das mangelt mir nicht, ich bin für's Leben gesichert. Ich betheure Ihnen, daß Sie mir eine Million zur Mitgift mitbringen könnten, sie würde Ihnen verbleiben, und ich würde nicht wagen, einen Sous davon anzurühren. Beklagenswerthe Menschen, die sich um des Prunkes und Reichthums willen einander heirathen! Ich hoffe, daß die Eigenschaften Ihres Herzens und Geistes alle Schätze der Welt überwiegen. Und wenn Sie nur mit dem geringen Loose, das ich Ihnen biete, wie es ist, zu-

frieden sind, dann seyen Sie über das Uebrige ruhig. Unsre Reichthümer werden darin bestehen, daß wir einander lieben und glücklich machen. Wenn dieß Ihnen, wie mir, genüget, so wird uns Nichts in dieser Welt zu wünschen übrig bleiben."

Schon am 25. Februar dieses Jahres schrieb er an seine Braut rücksichtlich seiner Trauung: „Ich empfehle Ihnen eine sehr wesentliche und wichtige Sache. Es ist nöthig, daß Sie mir ein schriftliches Zeugniß mitbringen, daß Sie noch ledig sind und über Ihre Hand frei verfügen können, nebst der Einwilligung Ihrer Eltern oder Derer, von denen Sie abhängen, unterschrieben von ihnen selbst und Ihrem Beichtvater; ohne Dieses können wir hier nicht getraut werden. Meiner Seits werde ich Alles besorgen, ich werde die Dispensation vom gewöhnlichen Aufgebote bezahlen, und die Consistorial-Erlaubniß in meiner Tasche haben, um die eheliche Einsegnung uns von dem ersten besten Pfarrer geben zu lassen, und alle Oeffentlichkeit zu vermeiden, die ich keineswegs für nöthig finde. Erlauben es die Umstände, so gedenke ich, die Sachen so einzurichten, daß Sie nach Dresden als Madame Naumann kommen werden. Sind Sie es zufrieden, diesen Namen anzunehmen?"

Ueber sich selbst schrieb Naumann an seine Braut unter dem 11. März: „Sie haben die Güte, mir zu viel gute Eigenschaften beizumessen, die ich nicht besitze. Ich finde mich stets gedemüthigt durch die günstige Meinung, die Sie von mir haben, und die

ich wohl zu verdienen wünschte. Kommen Sie von diesem Irrthum zurück, ich bitte sehr; sonst werden Sie ungemein getäuscht seyn. Ich bin ein armer schwacher Sterblicher, wie jeder Andre, voll Fehler, die ich theils kenne, theils nicht kenne. Ich bemühe mich täglich, mich zu bessern, und falle doch immer wieder zurück. Aber ich hoffe dann Fortschritte zu machen, sobald ich fortdauernd unter den Augen eines so guten Musters, als das Ihrige, bin, nur daß Sie ein wenig Geduld und Nachsicht haben müssen."

Am Charfreitage den 6. April dieses Jahres hatte Fräulein Grodtschilling an ihren Naumann geschrieben: „Ich komme so eben aus der Kirche, wo ich eine sehr schöne Predigt gehört habe, von welcher ich so erbaut und gerührt worden bin, wie noch nie in meinem Leben; ja noch nie habe ich in meinem Innern eine so reine Freude genossen. Der Gegenstand der Predigt war ganz den großen Ereignissen dieses Tages angemessen, so daß meine Seele von den lebhaftesten Gefühlen der Liebe und Dankbarkeit gegen unsern göttlichen Erlöser durchdrungen ward. Ich gedachte auch Ihrer oft, theurer Freund meines Herzens, was meiner Andacht nur desto stärkeren Reitz verlieh, indem ich zu mir selbst sagte: Vielleicht bringt auch er in diesen Augenblicken seine Wünsche, seine Gelübde, seine Huldigungen vor Gott; und mein Herz erhob sich lobpreisend empor zu dem Herrn, der mit so vielen Segnungen mich überströmet hat, und zwar aus lauter unendlicher Huld

und Barmherzigkeit; Ihn rief ich um Gnade für unsre bevorstehende Verbindung an. Ja ich verspreche mir die schönste Zukunft, und erblicke von ferne nur Glück in der Verbindung mit einem Manne von solcher Frömmigkeit und Tugend. Sie werden hinfort mein Führer seyn; und wetteifernd mit Ihnen, werde ich täglich im Guten fortschreiten, und um meiner Liebe zu Ihnen willen wird Gott auch mich lieben; denn ich bin überzeugt, daß Sie Eines Seiner theuern Kinder sind! — Ich will doch drei Verse eines Liedes abschreiben, welche mich wegen ihrer Beziehung auf meine gegenwärtige Lage außerordentlich gerührt haben." (Diese dänischen Verse hatten die Worte zum Gegenstand, mit welchen Jesus am Kreutze seine Mutter an seinen Lieblingsjünger verwies, und wiederum die Maria dem Johannes empfahl.) „Sie werden leicht die Anwendung davon machen: nach dem Tod meines Vaters wäre ich auch verlassen gewesen, Gott hat mir Viel genommen, doch weit mehr dafür geschenket, da Er Sie, mein theurer Amadeus, mir zum Troste zugeführet!"

Am 17. April dieses Jahres antwortete Naumann auf diesen Brief seiner Braut unter Anderm Folgendes: „Ich bin durch Ihre Zuschrift sehr erbaut worden, indem ich daraus Ihren frommen Sinn ersehen habe; solche Gesinnungen werden Sie meinen Augen immer theurer machen. Bewahren Sie nur dieselben immerdar, so werden Sie in keinem Falle ganz unglücklich seyn; denn in Gottes-

furcht und Frömmigkeit findet man Trost in allen Anliegen, in allen Nöthen des Lebens, und sieht der Ewigkeit ohne Furcht und Zittern entgegen. Wenn man seine Schwachheiten und Fehler bereut, und sich bestrebt, immer besser und besser zu werden, so hat die ewige Gnade und Barmherzigkeit auch Geduld mit unsern Fehlern und Schwachheiten. — Ja meine theure Maria, ich werde mich bei aller Schwachheit bemühen, Ihr Johannes zu seyn. Ach, wie soll es doch für den armen Johannes das süßeste Glück seyn, die theure Maria so glücklich als möglich zu machen!" In solcher Weise wurde dieser Briefwechsel mit gegenseitigen Ausdrücken der zärtlichsten glühendsten Liebe, und mit so lebhaftem Eifer, daß Beide in jeder Woche einander mehrere Mahle schrieben, Monate lang fortgeführt.

Schon war nun der Winter verschlichen, schon sandte der Frühling seine ersten lieblich geschmückten Boten, ohne daß sie die Kunde von der nahen Ankunft der Braut, oder die längst Ersehnte, wie er gehofft, selbst mit brachten. Die Tonsetzung einer Oper **Amore giustificato**, welche er zu der, in diese Zeit fallenden, Feier der Vermählung des Prinzen Maximilian mit der Prinzessin von Parma vollenden mußte, so wie andre, ihm obliegende, dringende Amts-Geschäfte fesselten gerade damahls Naumannen dergestalt an seinen Posten, daß er unmöglich, so gewaltig ihn auch sein Herz dazu trieb, jetzt eine so weite Reise unternehmen, und seine Braut selbst von ihrer Heimath oder wenigstens von Hamburg abholen

konnte. Ja als Letzteres von Einem ihrer Verwandten fast zur Bedingung gestellt werden sollte, unter welcher ihre Verehelichung vor sich gehen könne, so schrieb Naumann seiner Braut am 25. April dieses Jahres in ziemlich festem Tone, daß er durchaus nicht glauben könne, sie sey mit dieser Bedingung einverstanden, und schloß sogar mit den Worten: „Ich überlasse die ganze Sache der Vorsehung, welche sie zum Besten lenken wird; und sollte es vielleicht in dem geheimen unerforschlichen Rathe Gottes beschlossen seyn, daß wir in diesem Leben nicht mit einander vereinigt würden, so würden unsre Seelen sich trotz dem in jenem Leben einander suchen und finden!"

Doch endlich wurden alle Schwierigkeiten beseitigt; endlich vereinigten sich ihre Stiefmutter, ihre Brüder, ihr Schwager, und Kammerherr Winterfeld, ein Busenfreund ihres verstorbenen Vaters, die Braut nach Deutschland zu begleiten; endlich reisete sie zu Ende des May von Kopenhagen ab, über Kiel und Hamburg, und traf Donnerstags den 13. Juni in Wörlitz ein, wo sie Naumann mit der heißesten Sehnsucht erwartete, welcher absichtlich diesen lieblich idyllischen Ort für die Freude des Wiedersehens erwählet hatte. Da im dessauischen Lande, zu welchem Wörlitz gehört, die Confession der Reformirten herrschend ist, so wurde ihre Trauung, nicht in Wittenberg, wie es vorher Naumanns Wille war, sondern in der Nähe von Wittenberg zu Pretsch am 16. Juni vollzogen. Obgleich Naumann bereits am 7. dieses Monats die Sächsischen Prinzen und Prin-

zessinnen von seinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt hatte, so hatten doch nur Wenige, mit Ausnahme eines einzigen Freundes, den er zu seinem Vertrauten gemacht, den Zweck seiner Reise geahndet, so daß seine Rückkunft mit einer jungen Gattin fast allen seinen Bekannten eine unerwartete, beinahe unglaubliche, Erscheinung war. Als Naumann das erste Mal seine liebe Catina, in Gesellschaft ihrer Mutter und Verwandten, zu Blasewitz auf seinen ländlichen Ruhesitz einführte, überraschte es dieselbe mit einer süßen Wehmuth, auf Einer der schönsten Stellen seines Gartens ein Denkmal, ihrem Vater geweiht, zu finden.

Naumanns Hoffnung vom Glück des ehelichen Lebens ging ganz in Erfüllung. Selten hat es wohl einen so zufriedenen und zur Zufriedenheit auch so berechtigten Gatten gegeben! Seine Gemahlin lebte ganz für ihn. Manches, was ihr Vater von Verzichtleistung auf höhere Zirkel, auf rauschende Vergnügungen ihr voraus gesagt hatte, traf zwar ein; doch auch sie hielt Wort, sie ertrug es ohne Klage, selbst ohne den fernsten Schein des Bedauerns. In einem Lande, wo ihr Anfangs Alles fremd war, Menschen, Sitten, Sprache, — entfernt aus dem Kreise ihrer Bluts- und Seelen-Freunde, begnügte sie sich blos mit den Freuden der Häuslichkeit und der Liebe ihres Gemahls, erfüllte jede ihrer Pflichten nicht nur mit Pünklichkeit, sondern auch mit einer Heiterkeit des Geistes, die das Verdienstliche jeder Handlung zwiefach erhöht. Dankbar unterließ es Naumann bei

keiner Gelegenheit, leise und laut zu gestehn, wie tief er dieß fühle, wie hoch er dieß schätze. Schon im nächsten Frühjahr nach seiner Verheirathung genoß er die süße Vaterfreude, an welcher die Freunde seines Hauses ihre herzliche Theilnahme unter Andern durch nachstehenden scherzhaften Theaterzettel an den Tag legten:

Heute Winters-Ausgang, oder Frühlings-Anfang. 1793
wird
von dem Sächsisch-Dänischen Ehepaare,
unter Direction des Herrn Hymen,
vor dem pirnaischen Thore an der Contrescarpe,
zum ersten Male aufgeführt:

Das vergnügte brave Ehepaar
beim neugebornen Kinde,
oder:
Die Wochenstube.

Ein neues Original-Singespiel in Einem Act.
Die Erfindung, Ausarbeitung und Composition ist vom verdienstvollen Capellmeister N. . . . .

Personen:

Das neugebohrne Kind. . . .	noch unbenahmt.
Der Kindtaufvater, in Galla.	Hr. C. M. N. . . . .
Die Wöchnerin, im Bette. . .	Madam N. . . . .
Verschiedene Gevattern. .	Hr. H. M. B. v. R. . . . . und Consorten.

Eine Pippelmutter.
Eine Kindfrau.
Verschiedene Freunde und Freundinnen des Hauses, die ein Souper am 1. Sept. 1792 vereinigte.

Die Preise sind folgende:

Ein Billet des 1. und 2. Ranges	Eine Zuckerdüte dem Pathchen.
Im Cercle.	desgleichen.
Im Parterre	Rosinen und Mandeln.
Auf der Gallerie.	Zuckernüßchen.

Anmerkung.

Man versichert ein freundliches Publikum, daß dieses Stück mit außerordentlichem Fleiße bearbeitet worden, und schmeichelt sich einer ungemein guten Aufnahme, dieweil von den Unternehmern Alles aufs Beste besorgt worden.

Billets werden am Tage der Vorstellung bei der Entreprise gratis ausgegeben.

Die beiden ersten Bänke des Cercle sind für nächstkünftige Gevattern und Gevatterinnen reservirt.

Die Gesänge, worunter das beliebte Volkslied: „Eya popeya" mit verschiedenen Variationen versehen worden, und wobei die Bravour-Arie des Unternehmers den vorzüglichsten Beifall erhalten wird, sind am Eingange, gedruckt und in Gold gebunden, zu haben.

Der Anfang ist die gewöhnliche Kindtauf'-Stunde.

Mit vier Kindern ward Naumanns Ehe beglückt; und wer ihn in seiner frohsten und zugleich in seiner ihm vortheilhaftesten Laune sehen wollte, mußte ihn in den letzten Jahren seines Lebens dann besuchen, wenn er unter seinen Kindern sich befand. Denn

unter ihnen schien er gleichsam neues Leben, neuen jugendlichen Frohsinn zu besitzen. Der in seinem Amte, in seiner Kunst vielfach thätige Mann ließ es sich gleichwohl nicht nehmen, ihnen selbst der Wissenschaft erste Grundlagen, der Religion und Sittenlehre erste Vorschriften beizubringen. Wenigstens zwei bis drei Stunden waren alltäglich ausschließend ihnen gewidmet. Jedes derselben liebte er, als ob es sein einziges wäre; und doch war er gegen Keines von ihnen nachsichtig oder verzärtelnd. In den eigenthümlichen Character eines jeden Kindes wußte er sich so hinein zu denken, als wäre Erziehung sein Haupt-Studium. Der Umgang mit Frau und Kindern war ihm die beste Erholung, wenn sein immer reger Geist von seinen musikalischen Studien und Arbeiten ausruhen wollte. Das süße Geschwätz des einen, das holde Lächeln des andern Kindes, welches noch den Vaternamen nicht aussprach, das Lachen, das Weinen, das Laufen seiner Kinder, Alles, Alles beschäftigte den liebenden Vater, und gab ihm frohe Genüsse, die er mit sorgfältiger Treue zum Nutzen seiner Kinder verwandte. Er betrachtete die kleinen Wesen nicht als Puppen, mit denen man zu seiner Lust unschädlich scherzen und spielen könne. Jedes Wort, das er zu seinen Kindern oder in ihrer Gegenwart sprach, war zweckmäßig berechnet. Nie ging er zu Bette, ohne erst an die Betten seiner schlafenden Kinder zu treten, und sich ihres sanften Schlummers zu freuen; nie machte er den kleinsten Gang aus dem Hause, ohne erst sein geliebtes Häuflein

zu besuchen. — Der liebste Gang der Kinder war zum Zimmer des Vaters; und wenn Naumann sich auch mit der wichtigsten Komposition beschäftigte, so wies er nie sein Kind vom Schreibetische zurück. Hatte er dringende Geschäfte, die ungestört vollendet werden mußten, so schloß er die Thüre seines Arbeitszimmers zu. War sie offen, so hatten seine Kinder das Recht, ihn durch Fragen bei seiner Arbeit zu unterbrechen, und erhielten dann immer freundliche zweckmäßige Antworten, sobald sie ihre feinen Stimmen erhoben, um sich dem Vater hörbar zu machen. — Nie war es einem Kinde gesagt worden, daß es zum Vater laut sprechen solle, aber der Geist der Beobachtung und Nachahmungssucht brachte sie schon seit dem zartesten Alter dahin, mit dem Vater, und nur mit ihm, immer lauter zu sprechen, weil sie dies an uns Großen bemerkt hatten. Auch das zeigt, wie Naumann darin Recht hatte, wenn er forderte, daß die Erwachsenen in Gegenwart der Kinder mit verdoppelter Sorgfalt über ihre Handlungen und Worte wachen sollten. Er sagte bisweilen: „die Menschen, welche Kinder gewissenhaft und mit Nachdenken erziehen, werden durch die Kinder einiger Maaßen selbst erzogen, und durch beständige Aufmerksamkeit auf sich — selbst immer besser. Ich habe schon Manches von meinen Kindern gelernt."

Das Aelteste derselben war eine Tochter; drei rüstige Knaben die andern. Alle gaben die günstigste Aussicht; doch eine kleine, vorzüglich frohe Ahndung schwebte bei Röschen (so hieß seine Erst-

geborne), vor den Augen seines Geistes. Er glaubte in ihr ein ungemein frühes, fast wunderbares Gefühl für Töne und Tonkunst zu entdecken. Wohl möglich, daß Vaterliebe ein wenig Täuschung mit hinein verwebte. Aber wenigstens war seine Vermuthung nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeits-Gründe. — Er hatte schon lange vorher, eh' Röschen noch ihr erstes Jahr vollendete, eine eigne Musik verfertigt, die er selbst oder die Mutter zu spielen pflegte, so oft die Kleine zu weinen begann. Bald horchte sie auf dieselbe, ihr Weinen verschwand, sie ward still, dann fröhlich, dann laut jauchzend. Versuchte es Naumann aber Mistöne dazwischen anzuschlagen, so schwieg die Frohe, und brach dann von Neuem ins Weinen aus, desto stärker, desto anhaltender, je verworrener die Dissonanzen waren, die Naumann zu greifen beliebte. Bald versuchte dies Naumann auch bei andern Melodie'n, und siehe da, er bemerkte ein Gleiches. Je mehr das Mädchen heranwuchs, desto stärker ward dieses Gefühl; sie schlug nach des Spielenden Hand, oder weinte laut, wenn er Mistöne einmischte. Allen Kindern Naumanns war ein feines musikalisches Gehör von Vater und Mutter angestammt; doch Röschens Gehör blieb das feinste und richtigste. Als kaum dreijähriges Mädchen sang sie schon zwölf bis funfzehn kleine, für sie gemachte, Lieder mit hellster, lieblichster Stimme; als ein fünfjähriges Kind faßte sie oft, wenn sie große Musiken mehr als Ein Mal hörte, den Gang der Ideen, welche Interesse für sie hatten, so auf, daß sie mit

größter Genauigkeit ganze Stellen aus Chören mit sang. Die prächtige Fuge aus dem Vater Unser: denn Dein ist das Reich, hatte sie ihrem Gedächtnisse so eingeprägt, daß sie die Melodie bei ihren Spielen oft zur Freude des Vaters anstimmte. Ja, als er in Prag sein Vater Unser aufführte, war sie, auf dem Schoos einer Dame sitzend, nicht zurückzuhalten, daß sie die Stellen, die vorzüglich auf sie gewirkt hatten, nicht laut mitsang. Ein falscher Ton schien ihrer Kehle gleichsam unmöglich zu seyn. — „Wahrlich," sagte Naumann bei solchen Gelegenheiten oft, „unaussprechlich lieb wär' es mir doch, wenn meine Tochter, neben andern weiblichen Vorzügen, auch das, bei ihrem Geschlecht mir noch nie vorgekommene, Talent der musikalischen Komposition besäße! Meinen Söhnen wünschte ich nicht, daß sie Musik zu ihrem Hauptstudium machten. Sie müßten denn da anfangen, wo ich aufhörte."

Man hielt dies für Scherz, aber er fuhr mit der Versicherung fort, daß es buchstäblich sein Ernst wäre. „Werden meine Söhne" (sprach er) „nicht viel — viel mehr, als ich war, so vergleicht man sie mit mir, und setzt sie dann noch tiefer, weil sie nicht beträchtlich höher stehen. Aber der Tochter Naumanns würde man es verzeihen, wenn sie ihren Vater auch nicht überträfe. Noch kenne ich keine Komponistin, die etwas Bedeutendes geleistet, die ihren Zeitgenossen und der Nachwelt einen dauernd edlen Genuß durch musikalische Dichtungen gegeben hätte. Würde also mein Röschen auch in der Mu-

sik nur, was Angelika Kaufmann in der Malerei ist, so sollte es mich herzlich freuen, noch den Anfang davon zu erleben."

Süßer Traum, doch auch verschwindend, wie ein Morgen-Schlummer! Naumann erlebte einen solchen Anfang nicht; und auch das holde, mit tausend Annehmlichkeiten geschmückte Geschöpf bekam nicht Zeit und Raum sich zu entfalten. Sie folgte ihm ins Grab, ehe das Trauerjahr um seinen Tod sich schloß.

An der Seite seiner liebenswürdigen Gattin lebte Naumann nach wie vor seiner Kunst, namentlich auch im Schoose der Natur, deren Reitze auf seine Leistungen mächtig einwirkten. Wie gern komponirte er daher in Blasewitz, wo er dabei an dem schönen Elbufer hin und her ging, hinüber schauend nach den jenseitigen malerischen Weinbergen, auf deren Einem auch Schiller an seinem Don Carlos gearbeitet. — So war ihm auch z. B. im Jahre 1790, wo er in Gesellschaft eines Freundes nach Schlesien reiste, und von der Schneekuppe herab die Sonne aufgehen sah, beim Genuß dieses herrlichen Anblicks das Thema und die Haupt-Vertheilung eines Gloria so kräftig vor seinen Geist getreten, daß er, trotz aller Müdigkeit von der Reise, es noch denselben Tag skizzirte, und nachher immer als Eine seiner gelungensten Arbeiten betrachtete, die im freundschaftlichen Zirkel auch den Namen der „Schneekuppe" beibehielt.

Da der König von Preußen erfahren hatte, daß Naumann auch den ersten, früher von Reichard

komponirten, Akt des Singspiels Protesilaus in Musik gesetzt habe, befahl er, daß auf seinem Hoftheater Protesilaus abermals einstudirt werden, und das erste Singspiel seyn solle, was man ihm nach seiner Rückkehr aus dem Französischen Feldzuge aufzuführen habe. Naumann ward durch einen eigenhändigen Brief des Königs (noch aus dem Feldlager datirt,) eingeladen, dieser Aufführung vorzustehn, brachte deshalb die Monate Februar und März 1793 zu Berlin hin, und empfing eine neue reichliche Belohnung für sein gleichsam nun erst vollendetes Kunstwerk.

Wie sehr der Monarch mit der besondern Mühe, mit dem redlichen Eifer zufrieden sey, den Naumann auf Himmels musikalische Ausbildung verwandt hatte, bewies er vielfältig durch Wort und That; bewies es am stärksten dadurch, daß er bald darauf einen zweiten, jenem wenigstens ähnlichen, Auftrag an ihn ergehen ließ. Denn auch der Unterricht der nachmaligen Hof-Sängerin, Demoiselle Schmalz, ward Naumannen durch ein eignes königliches Schreiben anempfohlen, und im Verfolge aufs Anständigste vergütet. Lange nachher schon, als Himmel bereits aufgehört hatte, Naumanns Schüler zu seyn, und erst als Hofkompositeur, dann als wirklicher Kapellmeister in Königliche Dienste aufgenommen ward, meldete der Monarch jede Beförderung, die er ihm ertheilte, seinem ehemaligen Lehrer mit dem schmeichelhaften Zusatze, daß er immer noch den Meister in seinem Schüler schätze, und ihn zu belohnen streben werde. Ja, als im J. 1797 ein Singspiel, von Himmeln in Musik ge-

setzt, das Karneval eröffnen, und zugleich Demoiselle Schmalz in ihm die Bühne betreten sollte, ließ der König durch den Erstern ausdrücklich Naumannen einladen, nach Berlin zu kommen; ließ ihn, damit er es um so weniger ablehnen möge, ersuchen, zugleich diejenigen geistlichen Tonsetzungen mitzubringen, die er für den Meklenburg-Schwerinischen Hof gearbeitet habe; und behandelte ihn, als er sich einstellte, auf eine so ausgezeichnet gütige Art, daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn Naumann Spuren gereizter Empfindlichkeit bei einheimischen Künstlern entdeckt hätte. Nur das ihm ganz eigne, unbefangene, anspruchslose Wesen, womit er über fremde, ihm zur Beurtheilung vorgelegte, Arbeiten höchst bescheiden sich aussprach, und selbst einen Tadel, dessen er sich nicht entbrechen konnte, mit solcher Mäßigung äußerte, die oft die ganze Bitterkeit der Mißbilligung hinweg nahm, stumpfte alle Pfeile der Scheelsucht ab, die sonst in Residenzstädten sich so leicht gegen den glücklichern Künstler zu regen pflegt. Seit mehr als dreißig Jahren fast unausgesetzt an Lob und Beifall gewöhnt, überhob er sich dessen doch nie, und schien ihn nie als einen verdienten Lohn des Publikums, sondern nur als eine Aufmunterung zu fernern größern Arbeiten anzusehen. Mehrere seiner Freunde sparten (zumal in einer gewissen Epoche seines Lebens) des Weihrauchs wahrlich nicht; mancher andre Kopf dürfte an seiner Stelle davon benebelt worden seyn. Er blieb sich immer gleich. Er sah es allerdings gern, wenn seine Kunst nicht wirkungslos blieb, aber er

begehrte nie eine sogenannte Lobhudelei; sprach nie unaufgefordert (und auch dann nur höchst abgebrochen) von seinem erworbenen Beifall in fremden Ländern; verwebte durchaus nicht, nach mancher Künstler Sitte, sein eignes Ich in jede Erzählung. Der leise Händedruck eines Kenners, zuweilen auch eines Musikfreundes nur, galt ihm mehr, als das laute Händeklatschen eines angefüllten Parterres.

Näheres über seinen letzten Aufenthalt in Berlin enthält folgender Brief, den er gleich nach seiner Rückkunft von dort an seinen Bruder geschrieben hat: „Da wäre ich denn nun wieder von meiner kleinen Wallfahrt gesund und glücklich mit Frau und Kind zurück! Abgerechnet einen kleinen Anfall von bösem Halse, der mich fünf oder sechs Tage beschwerte, haben wir uns in Berlin sehr wohl befunden und herrlich vergnügt. Den Tag nach unsrer Ankunft war Probe im Opernhause, wo wir uns ganz allein in einer Loge, neben der Königlichen, dicht am Theater befanden. Der König kam in die Probe, und ward meiner im Augenblicke gewahr, indem er mir sehr gnädig zuwinkte, bevor ich ihn noch erkannte. Eine Minute darauf kam ein Hoflaquai, und sagte, ich solle sogleich zu Sr. Majestät in die Loge kommen. Also im Oberrocke, ohne Hut, den ich in der Eil vergaß, ging ich, und fand den König ganz allein, wo er mich äußerst gnädig und gütig empfing, und sich freute, daß ich gekommen sey, um einen Zeugen von der Geschicklichkeit meiner beiden Eleven, Himmel und Schmalz, abzugeben. Beinahe über eine

Viertelstunde unterhielt sich der huldreiche Monarch mit mir, und gab mir also im Angesicht von ein paar tausend Menschen eine öffentliche Privat-Audienz, die viel Aufsehn machte. Nach dem sagte er: „Nun wollen wir zuhören! Divertiren Sie sich recht wohl in Berlin. Wir werden uns schon bald wieder sehn!" — Als die Feten und Alles vorbei war, während welcher Zeit ich nur den König von Weitem gesehn hatte, machte ich Anstalt zur Rückreise, da ich keinen Beruf fühlte, mich weiter zu verweilen. Der König aber hatte mich bei erster Unterredung gefragt, ob ich ihm Etwas mitbringe, und ich übergab ihm die Noten von verschiednen Werken, falls Sr. Majestät daraus zu wählen geruhten. Er hatte auch wirklich zwei gewählt. — Wir packten ein; die Postpferde waren schon bestellt, als ich unerwartet vom Könige Befehl erhielt, noch nicht abzureisen; er müßte mich noch sprechen, auch noch Etwas von mir hören. Die Postpferde wurden nun abbestellt, die Koffer wieder ausgepackt, und der König begehrte die zwei gewählten Stücke, eine Messe, und das deutsche Oratorium „Gottes Wege" zu hören. Es wurden zwei Proben davon gemacht, wobei der König selbst mitspielte, und sodann ward diese Musik öffentlich, im Beiseyn des ganzen Hofes und eines zahlreichen Publikums, im großen Schloßsaale aufgeführt, und mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Bei dieser Gelegenheit sprach ich Vielerlei mit Sr. Majestät. Auch von Dir war die Rede; denn er fragte mich sehr gnädig, was Du machtest? Ich antwor-

tete: „Mein Bruder wartet immer, daß ihm Ew. Majestät Etwas zu arbeiten geben. — „Ja ja! soll man dran denken! Muß man wohl nach Berlin kommen! drauf denken! Grüßen Sie ihn.“ — Ich sprach noch Mancherlei darüber, und er hörte Alles gütig an, bat mich auch beim Abschiede, ihn hübsch oft zu besuchen, und gute Nachbarschaft zu halten. — Ich erwiederte: „Ich komme alle Jahre einmal, wenn Ew. Majestät mich haben wollen.“ Darauf lachte er, und sagte: „Immer willkommen!“ Den andern Tag bekam ich eine sehr schöne Dose, mit zwei Touren Brillanten um den Medaillon, nebst Sr. Majestät gnädigem Gruß.“

Bei aller Sanftmuth aber, welche Naumann sonst in seinem Wesen, Reden und Thun zu beweisen pflegte, wurde er dennoch bisweilen hitzig, leidenschaftlich, ja sogar ungestüm, nämlich bei den Musik-Proben, zumal wenn es seine eignen Compositionen waren. Ein falsch angegebner Ton, ein versäumter Takt, eine fehlerhafte Vortrags-Art, eine Uebereilung oder Nachlässigkeit konnten ihn zu einem so lauten, heftigen Misfallen bringen, daß oft seine Freunde — zumal in den letztern Jahren, — für ihn selbst dabei besorgt wurden, und daß seine liebevolle Gattin oft andere Begleiter bat, ihm Mäßigung einzureden. Er versprach sie dann willig, hielt sie aber nicht immer. Auch legte ihm die Gegenwart angesehener Zuhörer durchaus keine Fesseln an. So rief z. B. Naumann bei einer Probe in Berlin, wo der König selbst das Violoncello

spielte, einmal überlaut: „Mehr Preußisches Feuer! Ich höre die Bässe nicht!"

Uebrigens erhielt Naumann vom König Friedrich Wilhelm dem II. so manche andre Beweise seiner Huld, zum Beispiel dadurch, daß der König die vollständige Partitur der Cora durch ein eigenhändig unterzeichnetes Schreiben von ihm begehrte, und diese Musik mehr als Ein Mal in seinen Privat-Conzerten mit ausgezeichnetem Vergnügen anhörte, oder vielmehr mitspielen half, und daß er eine lange Zeit die Absicht hegte, diese Oper auf seiner Hofbühne aufführen zu lassen, und nur durch den Mangel guter deutscher Sänger davon abgehalten ward. Ja der König wünschte immer der Erste zu seyn, welcher Naumanns neuere Arbeiten von ihm selbst erhalte, stellte auch zwischen den Werken verschiedener Meister bisweilen Vergleichungen an, die immer zu Naumanns Vortheile ausfielen, und urtheilte mehrmals über ihn gegen Bekannte desselben mit fühlbarer Wärme. So sagte er ein paar Mal zu Personen, die seine Rede gewiß nicht mit einer Silbe verschönert haben: „Ich halte den Naumann gar werth, und habe ihn recht ordentlich lieb, und freue mich immer, wenn er mich besucht. Er ist ein gar braver Mann! Seine Musik hat so was Eignes! Wenn ich sie höre, so ist mir, als sagte sie: Ein guter Mensch hat mich gemacht! Der Kompositeur und die Komposition sind beide fürs Herz! Will nicht damit sagen, daß Naumanns Musik nicht auch fürs Ohr wäre! Aber ich meyne, sie zieht das Herz

vorzüglich an.“ Naumann erkannte auch diese Huld mit der innigsten Dankbarkeit, und gestand unter guten Freunden oft, zunächst seinem Landesherrn halte er sich diesem Monarchen zu Dank und Dienst für hoch verpflichtet, indem von allen deutschen Fürsten ihn Keiner so vielfach und so großmüthig belohnt habe, als Dieser. Außer denjenigen musikalischen Arbeiten, die Naumann zu Berlin, dem Auftrag des Monarchen zu Folge, unternommen und ausgeführt hatte, setzte er auch noch aus eigner Bewegung für die dortige Sing-Akademie einen meisterhaft behandelten Psalm. Denn dieses treffliche Institut, das dem braven Fasch seinen Ursprung zu danken hat, durch Zelters rastlose uneigennützige Liebe zur ächten Gesangskunst fortgesetzt wurde, — und vor Kurzem sein funfzigjähriges Jubelfest feierte, erwarb sich Naumanns ganzen Beifall, ja, man könnte fast sagen, seine herzliche Theinahme. „Hier,“ versicherte er mit Wärme, „werde ganz das Ideal erreicht, welches er sich oft im Stillen von Dem, was Chöre seyn sollten, gedacht habe, wo durchaus kein einzelnes Mitglied den Ruhm allein zu erwerben, und ausgezeichnet vor den Uebrigen zu schimmern, wohl aber alles Mögliche dazu beizutragen streben müsse, damit das Ganze gehoben, und eine völlige Uebereinstimmung der Singenden bewirkt werde.“

Als einst, bei Naumanns letzter Anwesenheit in Berlin, ihm zu Ehren dieser Psalm in der Akademie gegeben ward, und der, damals schon sehr kränkliche, und bei den Versammlungen selten mehr er-

scheinende, Fasch gleichwohl sich einstellte, faßte ihn Naumann beim Schluß des Konzerts an der Hand, und sprach so laut, daß es die ganze Gesellschaft hören konnte: „Ich danke Ihnen, lieber, guter, und um den Gesang hochverdienter Fasch, daß Sie mich hier die heilige Kunst in unverfälschter Schönheit finden ließen. Ich freue mich darüber, und beneide Sie fast zugleich. Könnte ich ein solches Institut auch in Dresden errichten, ich gäbe mit Freuden die Hälfte meiner besten Kompositionen darum, und glaubte dann doch für die Kunst mehr als jetzt gethan zu haben!" — Eine flüchtige Röthe überzog bei Anhörung dieser Worte Faschens sanft gebleichte Wange. Ein jugendliches Feuer funkelte in seinen Augen. Feiner und herzlicher zugleich war er noch nie gelobt worden. Eine sprachlose Umarmung drückte seine Empfindung stärker als tausend Worte aus. Alle Umstehende fühlten sich gerührt.

Unter den einzelnen Tonsetzungen, die Naumann im letzten Jahrzehnt seines Lebens fertigte, kommen nach seinem Selbst-Ermessen „die Ideale Schillers," von ihm in Blasewitz komponirt, seinem eignen Ideale vorzüglich nahe. Doch hatte er, als er sie bekannt machte, auf den Titel ausdrücklich die Worte: „für Wenige," hinzugefügt; und es war ihm mit dieser Beschränkung ein Ernst gewesen. Nie konnte man ihn dazu bringen, diese Musik vor einer großen Gesellschaft zu spielen. Ein einziges Mal machte er davon eine Ausnahme, und zwar an dem Abende,

als vorher in der so eben gedachten Faschischen Sing-Akademie sein Psalm aufgeführt worden war, und dann bei Nikolai eine große Gesellschaft sich versammelte. Naumannen erfüllte an diesem Abend das Vergnügen über jene mit angehörte Musik dergestalt, daß, als man ihn um seine Ideale ansprach, er ohne ein widerstrebendes Wort zum Pianoforte sich nieder setzte, und den Gesang seiner talentvollen Schülerin, Demoiselle Schäfer, begleitete. In der ganzen Gesellschaft schien kein Odem sich zu regen. Als nachher eine Freundin lächelnd zu ihm sagte: „Dies Mal, guter Naumann, haben doch mehr als funfzig Menschen zugleich Ihre Ideale angehört!" antwortete er in gleichem Tone: „Ich lasse mich auf ihre Zahl nicht ein! Aber es schien mir jeder Einzelne den W e n i g e n anzugehören, die ich mir dabei gedacht habe."

Zu einer neuen vierten Wallfarth nach Italien war Naumann, auch in den letztern Jahren seines Lebens, vielfältig ermuntert worden, und sehr wahrscheinlich zog ihn sein innerer Hang zuweilen noch stärker, als jeder äußere Antrieb, dahin. Nur seine öftern nördlichen Ausflüge, und in späterer Zeit der Anwuchs seiner Familie, hinderten ihn daran. Am meisten war für ihn eine Aufforderung im Jahre 1795 dazu verführerisch. Denn indem damals Demoiselle Schmalz einen Ruf nach Neapel, als Prima Donna beim Königlichen Theater, verbunden mit einem beträchtlichen Gehalte, empfing, ersuchte man auch ihn dringend, sich auf eine Reise dorthin

zu machen, und seiner Schülerin zu Liebe, dem Publikum Neapels zur Freude, die Musik eines Singspiels zu schreiben.

„Man wisse", fügte man aufs verbindlichste in dem desfalls ergangenen Schreiben hinzu, „daß einem Künstler von seinem Verdienste zwar nie eine genügende, und am wenigsten die gewöhnlich sehr mäßige Vergütung der italienischen Bühne anzutragen sey; doch biete man ihm für jede Oper, die er dort zu verfertigen sich entschlöße, zweihundert Zechinen nur als ein Merkmal der Dankbarkeit an." Naumann äußerte sich damals in Briefen an seine Freunde, daß er nicht abgeneigt sey, dem Lande, wo sein Geist und Talent sich vornämlich ausgebildet habe, noch einen Besuch abzustatten, und seine, vor kurzem erst geehlichte, Gattin mit Italiens paradiesischen Gegenden bekannt zu machen. Doch Demoiselle Schmalz ward von Seiten ihrer Regierung gehindert, auf jenen Vorschlag sich einzulassen; und nun verschob Naumann auch für eine fernere Zeit, was nachher nie erfolgte.

Einen spätern Ruf nach Venedig im Karneval des J. 1798, wo man zwei Opern zu gleicher Zeit ihm antrug, den er aber, wegen des damals bedenklichen Zustandes Italiens, sofort wieder ablehnte, so wie viele andere kleinere Anträge und Aufträge, welche von mancher Seite her, aus der Nähe und Ferne, an ihn ergingen, und von ihm theils angenommen, theils verbeten wurden, erwähnt der Herausgeber nicht weitläufiger, weil bei einem Naumann solche geringe Arbeiten unter der großen Anzahl seiner reichhaltigen

Werke gleichsam verschwinden. Nur dürfte noch derjenigen Tonsetzungen zu gedenken seyn, welche er mit besonderem Fleiß und Eifer für den Kurländischen Hof fertigte. Naumann kam im Jahr 1784 in die Bekanntschaft desselben bei einer Durchreise des Herzogs nach Italien. Dieser Fürst liebte die Tonkunst leidenschaftlich, schätzte Gelehrte und Künstler hoch, und suchte unterwegs fast überall ihre Bekanntschaft zu erlangen. Seine Gemahlin, damals in erster Blüthe der Jugend, geschmückt mit jedem Reize des Körpers und der Seele, besaß viel Kenntniß der Musik und eine vortreffliche Stimme zum Gesang. Auch die Schwester der Herzogin, die Frau Elisa von der Reck, hatte wenige Wochen vorher, in einem gewählten Kreise von Kunstfreunden, Naumanns Bekanntschaft gemacht, die nachher in die innigste lebensländliche Freundschaft überging, so daß der erste Eindruck, den sie beim ersten Zusammenseyn mit Naumannen von seinem zartsinnigem Wesen und Spiele davon trug, und später in einem veröffentlichten Aufsatze schilderte, nimmer geschwächt wurde. So gewann Naumann auch des fürstlichen Paares Gunst in einem solchen Grade, daß er, so oft und so lange dasselbe in Dresden verweilte, wenig von ihrer Seite durfte. Obwohl an den Umgang mit Personen vom höchsten Stande, an ihre Kunst-Freundschaft und süßen Lobsprüche längst gewöhnt, hatte ihn doch hier der seelenvolle Ton der Herzogin am Flügel so überrascht, hatte ihn noch mehr die, gleich an Güte, als an Würde reiche, Art ihres ganzen Betragens gegen ihn

so entzückt, daß ihn von nun an oft ein einziges Wort von ihr zu bedeutenden Arbeiten, ein Wunsch derselben wohl gar zu neuen Versuchen in seiner Kunst aufmunterte. So hatte die Herzogin einmal mit Naumannen über Canons gesprochen, und ihre Vorliebe zu dieser etwas seltnern Art von Singstücken zu erkennen gegeben. Gleich setzte Naumann im Stillen sechs dreistimmige Canons, überraschte damit am zweiten oder dritten Tage die Fürstin bei einer heitern Wasserfahrt auf der Elbe, zwischen den malerischen Weinbergen, welche westlich von Dresden liegen, und überreichte sie ihr zugleich als ein Eigenthum, das ihr ausschießlich angehöre. Er freute sich unsäglich, diese Canons von der Herzogin, gleich vom Blatte, so seelenvoll singen zu hören, als hätte sie dieselben schon lange einstudirt; und gegenseitig freute sich die Herzogin dieses überraschenden Geschenkes, durch welches Natur- und Ton-Genuß auf dieser Wasser-Fahrt so herrlich vereinet wurde. Ein andres Mal sprach sie über die Wirkung der Quartetten in der Musik, und äußerte, daß sie wohl Quartetten auf der Harmonika hören möchte. Naumann erklärte ihr das Schwierige davon, und wie er bis jetzt nur im Stande gewesen sey, die Laute mit der Harmonika so zu verbinden, daß er mit der Wirkung beider Instrumente zufrieden wäre, wie aber fast alle Instrumente in Verbindung mit der Harmonika verlören. Doch nicht lange nach diesem musikalischen Gespräche hatte er gesucht, ihren Wunsch zu erfüllen, — und ein paar Quartetten für die Harmonika waren von diesem tiefdenkenden und

zartfühlenden Komponisten meisterhaft ausgeführt. Doch nicht blos in der Nähe, nein auch in der Ferne, auf 180 Meilen weit, beseelte Naumanns schöner Kunstsinn alle Feste dieses fürstlichen Hauses. Wollte der Herzog von Kurland seine Gemahlin zu ihrem Geburtstage angenehm überraschen, so hatte Naumann eine Kantate für die Hofsänger komponirt, oder ein Ballet, welches die Prinzessinnen im Stillen tanzen lernten. Die Herzogin als Musikkennerinn erkannte dann gleich im Eingange, aus den orginellen Uebergängen, Freund Naumanns sanft erhabene Musik.

Nicht minder befreundet war Naumann auch mit dem Grafen Brühl, den geistvollen und gastfreien Besitzern des Seifersdorfer Thales ohnweit dem Städtchen Radeberg, deren ländliche Freuden durch Naumanns musikalisches Talent ungemein erhöhet wurden; denn für die schönen Stimmen des gräflichen Paares hatte Naumann eine Menge Terzetten, Duetten, Arien, Lieder und Romanzen komponirt, die für gewisse Plätze des Seifersdorfer Thales besonders geeignet waren, und von Naumannen selbst zuweilen auf der Harmonika, in genauer Uebereinstimmung mit der Natur, begleitet wurden, so daß beim Sinken der Sonne, beim Feuerglanz des Abendrothes unter seinen Meisterhänden andere Töne entflossen, als beim sanften Silberlichte des Mondes.

So zeichnete sich Naumanns Thätigkeit eben sowohl in weiteren Kreisen, als auch in den, ihn zunächst umringenden, Zirkeln aus, und nimmer konnte ihn der Vorwurf treffen, daß er über das Ausland

sein Vaterland, über fremde Aufträge die Obliegenheiten seines Postens versäumt habe. Mit gleichem Eifer, als er in italienischer, französischer, schwedischer, dänischer Sprache gearbeitet, arbeitete er auch in der deutschen, sowie als Kirchen-Compositeur für den katholischen Gottesdienst in der lateinischen Sprache. Nimmer aber wäre es ihm möglich geworden, eine so zahllose Menge der verschiedenartigsten Arbeiten zu liefern, wenn nicht in seiner ganzen Lebensweise eine so strenge Pünktlichkeit und Ordnung geherrscht hätte. Bei ihm war von der siebenten Morgenstunde an bis Abends um eilf Uhr jede Stunde so eingetheilt, daß man, außerordentliche Fälle abgerechnet, mit Gewißheit sagen konnte: So verbringt Naumann die ihm heilige Zeit. Und wie er hierin gegen sich selbst dachte, so auch gegen Andere. Einen Handwerker oder irgend Jemanden, der mit ihm zu thun hatte, nur einen Augenblick warten zu lassen, hielt er für einen Diebstahl, der nicht zu ersetzen sey. — „Wir müssen Rechenschaft von unserer Zeit ablegen"; — sagte er oft jungen Personen mit einnehmender Freundlichkeit — „nicht nur übel angewandte, sondern auch vertändelte Augenblicke klagen uns einst an; und stehlen wir gar andern fleißigen Leuten ihre kostbare Zeit, so begehen wir ein doppeltes Verbrechen!"

Mit angestrengter Thätigkeit widmete sich Naumann vorzüglich denjenigen Arbeiten, die sein Amt mit sich brachte. So setzte er nach seiner letzten Rückkehr aus Italien allein für das kurfürstliche Hoftheater neun Singspiele: „der eifersüchtige Landmann, der

Hypochondrist, Osiris, Hymens königliche Burg, der gerechtfertigte Amor, Tutto per amore, la Dama Soldata, — welches mit vorzüglichem allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen wurde. — und Acis und Galatea," welches seine letzte Oper war, und nur wenige Wochen vor seinem Tode zum ersten Male aufgeführt, dann aber sechs Mal hinter einander, bei vollgedrängtem Hause und häufigem Beifalls-Rufen, wiederholt ward. Doch nicht minder, als für theatralische Musik, war Naumann auch für geistliche Tonsetzungen thätig. Die kurfürstliche Hofkapelle besitzt allein sieben und zwanzig große Messen, nebst neun oder zehn Oratorien von ihm. Unter den Erstern, außerhalb Dresden fast gar nicht bekannten, sind Viele höchst vortrefflich. Unter den Letztern eine Auswahl zu treffen, dürfte auch sehr schwer fallen, — von so großem, ächt klassischem Werthe ist jedes Einzelne derselben. Eine gewisse Vorliebe schien der Künstler selbst einige Zeit hindurch für seinen „David" zu haben. Am mühsamsten aber für ihn bei der Verfertigung, am merkwürdigsten für seine Freunde durch die Erinnerungen an einige Neben-Umstände, war das Oratorium „die Pilgrime," dessen Text schon lange durch Hasse meisterhaft komponirt war. — Naumann ging überhaupt nur ungern an solche Texte, die bereits früher schon bearbeitet waren. So stellte er z. B., als ihm vor mehreren Jahren la Passione di Jesu Christo aufgetragen wurde, dagegen vor, daß er diesen Text schon einmal zu Padua bearbeitet habe, und daß überhaupt schon an zwei- oder drei und zwanzig Kom-

positionen bekannter Tonkünstler davon vorhanden wären; hatte aber den, an sich allerdings verbindlichen, Bescheid erhalten: „Auch seine vier und zwanzigste werde gewiß neu und gut ausfallen.“ — Ein gleiches Bedenken drang sich ihm nun auch bei dem Oratorium: „Die Pilgrime“ auf. Mehr als Ein Mal war dasselbe nach der trefflichen Composition von Hasse zu Dresden bereits aufgeführt, stets mit vielem Beifall aufgenommen, und von allen Kennern einmüthig für eine der gelungensten Arbeiten dieses großen Musikers erklärt worden. Als daher Naumann im Jahre 1788 den Auftrag erhielt, zu den Festlichkeiten in der Char-Woche jenes Gedicht neu zu setzen, da — staunte er nicht wenig, schwankte noch einige Tage in peinlichster Verlegenheit, und entschloß sich endlich, weil seine Vorgesetzten bei mündlicher Vorstellung blos schweigend mit den Achseln zuckten, dem Fürsten selbst einen schriftlichen Aufsatz einzureichen, und umständlich die Ursachen anzugeben, warum er es kaum wagen dürfe, mit jenem Meisterstück eines Mannes, der gewisser Maaßen selbst sein Meister gewesen sey, zu wetteifern, auch kaum hoffen könne, jenen günstigen Eindruck, der für die ältere Arbeit obwalte, durch eine neue auszulöschen. — Aufmerksam las der Kurfürst diese Schrift, und antwortete mit mildem Lächeln: „Naumann hat in Allem, was er hier sagt, vollkommen Recht. Schwierig ist diese Arbeit allerdings. Eben deshalb werde ich sie ihm auch nie befehlen. Aber bei dem Wunsch bleib' ich doch, daß er sie übernehme. Denn

ich bin überzeugt, er wird nichts Mittelmäßiges liefern."

Diese Worte galten nun freilich unserm Naumann für ein — zweites Gebot. Er machte sich sofort an die Erfüllung desselben. Um desto ungestörter arbeiten zu können, flüchtete er sich einige Wochen in sein einsames Blasewitz. Auch da kostete es ihm der Zeit und Mühe sehr Viel. Einer seiner liebsten Schüler, der ihn einst dort aufsuchte, fand ihn schon am frühen Morgen am Arbeits-Pulte, mit Schweiß ganz überdeckt, und ward von ihm mit dem Ausrufe empfangen: „Wie schwer verdien' ich mir hier mein Brod!" — Verschiedne Hauptstücke der Kantate bearbeitete er vielfältig, und war doch am Ende ungewiß, ob er auch seinen Vorgänger erreicht habe? Vorzüglich war dies der Fall bei dem vortrefflichen Pilgergesange: **le porte a noi etc.** Diesen allein setzte er acht Mal ganz durch, fast in allen möglichen Tempo's. Sechs seiner Arbeiten vernichtete er nachher unerbittlich. Aber bei zweien blieb er selbst unschlüssig, welcher er den Vorzug zuerkennen solle? Die eine war eine prachtvolle Fuge im $\frac{6}{8}$ Takte, die zweite ein äußerst gefälliges Pastorale im $\frac{2}{4}$ Takte. — „Besser kann ich es nunmehr nicht machen!" rief Naumann nach Ausarbeitung beider Thema's aus, — „Haydn würde sicherlich noch etwas Vorzüglicheres finden. Doch mir ist es schlechterdings unmöglich. Ich bin erschöpft für dies Mal!" — Er unterwarf beide Stücke dem Urtheil verschiedner Freunde und Musik-Liebhaber. Ueber die Schönheit eines Jeden im Ein-

zelnen war keine Frage; doch über den Vorzug im Vergleiche spalteten sich die Meinungen. Das sanfte Pastorale erhielt zwar die Mehrheit der Stimmen; doch auch die Fuge erwarb sich warme Vertheidiger, und unter ihnen befanden sich Einige von Dresdens bewährtesten Kunstkennern. Nach mehrern, mit möglichster Unpartheilichkeit angestellten, Versuchen beschloß Naumann, seinem fürstlichen Gebieter selbst die Entscheidung anheim zu stellen. Bei der Hauptprobe im Schloßsaale wurden beide Pilgergesänge aufgeführt. Der Kurfürst, eingestandener Maaßen — ganz ohne Rücksicht auf seinen erhabnen Rang — ein gründlicher Richter der Tonkunst, blieb gleichfalls eine geraume Frist hindurch unschlüssig; dann gab er den Ausschlag für das Pastorale. — Das Werk erndtete allgemeine Bewunderung, und der Kurfürst gab dadurch den sprechendsten Beweis seiner Zufriedenheit, daß er den Befehl gab, dies Oratorium im nächsten Jahre zu wiederholen.

Doch mit nichten auf sein Amt allein beschränkte sich Naumanns Thätigkeit im Vaterlande. Auch bei hundert andern Gelegenheiten noch, durch Proben der vielfachsten Art bewährte er dieselbe. Es war ein Hauptzug seines Karakters, mit Ausübung seiner Kunst auch im geselligen Umgange nicht allzu karg oder allzu zurückhaltend sich zu zeigen. War er überhaupt weit davon entfernt, seine Kunst zur Lohnkunst, zu einem bloßen Mittel niederer Gewinnsucht herabzuwürdigen, so daß er selbst einen großen Theil seiner Werke ins Publicum ausgehen ließ, ohne

sich auf einen baaren Nutzen davon Rechnung zu machen, so war er um so geneigter und bereitwilliger, in gebildeten freundschaftlichen Cirkeln, auf Bitten vertrauter Bekannten, durch die Anmuth seiner Melodieen ein kleines Fest zu verherrlichen, den Genuß einer stillen heitern Freude zu vermehren. Ein dankbarer Zuruf, ein biedrer Druck der Hand, ein Lob, das nicht blos von der Lippe zu ertönen schien, waren ihm Aneiferung und Lohn genug für manche mühsame Stunde. Daher entstanden für musikalische Vereine, für gesellige Kreise, z. B. auch für die Freimaurer-Logen, so viele kleine musikalische Arbeiten, welche zwar an sich selbst gerade nicht geeignet waren, des berühmten Verfassers Namen noch mehr zu verherrlichen, gleichwol aber immer als Beweise von der Fruchtbarkeit seines Geistes, von der Sanftheit seiner Gefühle, zuweilen von dem originellen Gange seiner Ideen dienten, wobei zugleich unverkennbar war, daß sein Geschmack und Takt in eben dem Grade immer mehr verfeinert und berichtiget ward, als er Gelegenheit fand, mit dem dramatischen Fach der deutschen Dichtkunst, so wie mit Mehrerern der geistvollsten Personen in der Heimath sowohl, als aus der Fremde, bekannt und vertraut zu werden.

So hatte Naumann z. B. schon in den früheren Jahren mit der Familie des Hausmarschall von Schönberg, dessen Gemahlin, eine geborne Gräfin Hoym, viel Geist und Musik-Kenntniß in sich vereinte, in freundschaftlichem Verhältnisse gestanden. In diesem Hause wurden nun in den Winter-Monaten

des Einjährigen Bayerschen Erbfolge-Krieges (1778 bis 1779), wo die Lebhaftigkeit und Mannigfachheit der höheren Zirkel in Dresden durch das Preußische Standlager beträchtlich vermehret wurde, allwöchentlich festgesetzte musikalische Akademieen mit möglichst äußerm Anstande und schicklicher Auswahl gegeben, deren Leitung Naumann mit Freudigkeit übernahm, und mit ausgezeichnetem Eifer verwaltete, so daß er auch für diese Abende, wo er so viele achtungswürdige Personen von hohem, wohl auch fürstlichem Range versammelt sah, und von seinen Bemühungen einmüthigen Dank, ja oft lauten Beifall erndtete, manches neue Stück mit fühlbarer Wärme und Liebe arbeitete. An die Stelle so eben gedachter Konzerte traten in den Jahren 1780 bis 1782, Andre, die im Basemannischen Hause zwar von einem größern, gemischtern, aber auch durchgängig gebildeten Zirkel musikalischer Kunstfreunde aufgeführt wurden. Hr. Kriegs-Sekretair Neumann, damals ein sehr genauer Freund unsers Tonkünstlers, stand als Unternehmer an der Spitze dieses, in seiner Art gewiß vorzüglichen, Instituts; und Naumann übernahm daher auch um so williger dessen oberste Leitung. Hier wurden zuerst die verdeutschten Opern Cora und Amphion, anfangs bruchstückweise, dann in einzelnen Akten gegeben; oder vielmehr diese Konzerte verursachten wahrscheinlich die Verdeutschung beider. Neuheit der Sache und innerer Werth der Tonsetzung gefielen. Fast alle besseren Mitglieder der Kurfürstlichen Oper und Kapelle — auch andre theils

einheimische, theils fremde Virtuosen nahmen mit Antheil, namentlich auch die Gemahlin des gedachten D. K. K. Neumann, von deren Kenntniß, Talent und Fertigkeit im Klavierspiel Naumann bei jeder Gelegenheit das schmeichelhafteste Zeugniß gab. So waren in der That diese musikalischen Akademieen der Hauptstadt Sachsens und eines so berühmten Vorstehers würdig. Der Einfluß, den er dadurch auf Dresdens musikalischen Geschmack, und auf die Stimmung des Publikums überhaupt gewann, war augenscheinlich und bedeutend. Manche von Naumanns damaligen größern Kompositionen hatte gewiß ihren Entstehungsgrund in diesem Verhältnisse.

Seine Freundschaft mit dem Schönbergischen Hause durfte wohl auch die nächste Veranlassung gegeben haben, daß er für die Brüder-Gemeine zu Herrnhut, ihrer gottesdienstlichen Tonart gemäß, den ersten Vers des 149. Psalmes, so wie einen andern Psalm für die Gemeinde zu Seifhennersdorf in der Oberlausitz zur Einweihung ihres Bethauses, in Musik setzte. Zehn oder zwölf Jahre später, als er auf einer Reise durch die Oberlausitz Herrnhut und die Einrichtung der Gemeinde persönlich kennen lernte, wirkte die edle Einfalt ihres Gottesdienstes, das Sanfte und doch Herzergreifende ihrer Gesänge so stark auf ihn, daß er ganz aus eignem Wohlgefallen sich zu noch einer Tonsetzung erbot. Naumann kam früh Morgens nach Herrnhut, und da so eben eine Betstunde anging, eilte er flugs in dieselbe. Gesang und Orgel gefielen ihm unbeschreiblich. Den ganzen Tag

verbrachte er mit Besuchung aller Anstalten und der sonst merkwürdigen Oerter; sein Name ward natürlicher Weise hierdurch bekannter. Als er gegen Abend wieder bei der Erbauungsstunde sich einfand, glaubte der Organist seine Sache recht gut zu machen, wenn er einige künstliche Läufer mit anbringe. Naumann begrüßte ihn nach geendigter Andachts-Uebung, und bezeigte ihm sein Wohlgefallen am Ganzen. „Aber," setzte er mit freundlichem Lächeln hinzu, „ich merkte wohl, daß Sie heute Nachmittag einige Gänge blos für den Kapellmeister Naumann spielten; und da gestehe ich, die Frühmusik für Ihre Brüder gefiel mir noch weit besser." — Seinem Versprechen gemäß bearbeitete Naumann bald darauf den 1. 6. und 7. Vers des fünf und neunzigsten Psalms (den er später ganz vollendete), und außerdem noch: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebooth! als Doppelchor, welches Letztere ganz vorzüglichen Werth hat; und noch immer werden diese Naumannischen Compositionen bei den hohen Festen der Gemeinde im Bethause zu Herrnhut aufgeführt und sehr werth gehalten.

Ohngefähr um dieselbe Zeit, als die Basemanischen Musik-Akademieen ihrer Endschaft sich nahten, begann Naumann, eine große Vorliebe für die Harmonika zu fassen und zu äußern. Ein freundschaftlicher Umgang mit dem bekannten Harmonika-Spieler Röllig — der entweder 1780 oder 1781. mehrere Monate zu Dresden, und größten Theils bei Naumannen verlebte, — gab die Veranlassung dazu.

Im nördlichen Deutschland war damals dieses Instrument zwar nicht ganz neu, doch noch ziemlich selten. Seine Töne, welche zu sanften, schwermüthigen, schwärmerischen Gefühlen zauberisch stimmen, hallten auch auf den tiefsten geheimsten Saiten von Naumanns Herzen wieder. Eben daher bestrebte er sich auch (was bisher wenig oder gar nicht geschehen war), sie mit andern Instrumenten, vorzüglich mit der Laute, zu verbinden. Ganz entsprach zwar der Erfolg seinem frühern hohen Ideale nicht; doch befinden sich in den Händen von Mehrern seiner Freunde und unter seinem Nachlasse manche Versuche, die gewiß zur Erweiterung des musikalischen Gebietes beitrugen. Anfangs machte Naumann einen öftern ausübenden Gebrauch von diesem Instrumente für seine Freunde, für Fremde, die ihn besuchten, und für kleine gesellschaftliche Zirkel. Sogar auf einigen weitern Reisen (z. B. nach Schweden) führte er es mit sich, und versicherte oft, daß es ihm für tausend und mehrere Thaler nicht feil sey. Ohrenzeugen konnten den tiefen, ihr Gefühl ganz überwältigenden, Eindruck, welchen Naumanns Harmonika-Spiel auf sie gemacht habe, nicht lebhaft genug schildern; namentlich blieb seinen Freunden die Ueberraschung unvergeßlich, die er damit im Jahre 1784 bei einer Trauerloge bereitete, welche, dem verstorbenen Geheimen Kriegsrath von Vieth zu Ehren, zu schon winterlicher Zeit, in einem hohen Gartensaale gefeiert wurde, an dessen Seite ein Gewächshaus stieß, in welchem Naumann auf der, hinter Blumen ver-

borgenen, Harmonika sein ergreifendes begeisterndes Spiel anhob. — Er selbst fand im Spiel der Harmonika einen so hohen Seelen-Genuß, daß ihn noch manche einsame Mitternachtsstunde bei demselben antraf. Erst nach einigen Jahren, als er manche unbezweifelte Beispiele vernommen hatte, daß ein allzu öfteres Spielen auf diesem Sirenen-Instrument die Gesundheit der Künstler und Künstlerinnen zerrüttet habe, — erst, als ihm unter Andern Röllig selbst ein abmahnendes, auf eigne ungünstige Erfahrung sich stützendes, Schreiben zugeschickt hatte, ward er vorsichtiger; und in den letzten Zeiten seines Lebens entsagte er demselben fast gänzlich.

Noch ist nicht mit Stillschweigen zu übergehen, daß in den letzten Lebensjahren Naumanns sein gutes Vernehmen mit dem Kapellmeister Schuster völlig wieder hergestellt wurde. Denn obgleich Naumann Schustern, der ihn als sein Schüler auf der zweiten italienischen Reise begleitet hatte, fortwährend hochachtete, seine Leistungen günstig beurtheilte, und im Umgange mit ihm stets die Gränzen des Anstandes beobachtete, so war doch in Folge des Wettstreites, der so leicht unter Amtsgenossen entstehet, und der Zwischenträgereien, welche die Partheisucht ihrer beiderseitigen Anhänger und Verehrer sich zu Schulden kommen ließ, ein Mißtrauen und Mißverständniß, eine Entfremdung und Spaltung zwischen beiden Künstlern entstanden, welche mehrere Jahre fortdauerte, und dem Scharfblicke ihrer Bekannten nicht entging. Doch zuletzt näherten sie sich einander

wieder mit einer solcher Herzlichkeit, daß auch jede Spur ihres ehemaligen Misverhältnisses und eine aufrichtige Freundschaft an dessen Stelle trat, mit welcher sie, wo es ihre Kunst, ihren Dienst galt, fortan einstimmig handelten, und sogar ihre Arbeiten gegenseitig einander vorlegten.

Ueberhaupt wußte Naumann seinen Schülern und Schülerinnen nicht blos die innigste Liebe, sondern auch wahre Achtung und Ehrerbietung abzugewinnen, indem er in jeder Weise redlich für ihr wahres Beste sorgte, mit allem Fleiß auf der Bahn der Kunst sie förderte, mit Unpartheilichkeit ihre Leistungen schätzte, aber auch jeden Fehler einsichtsvoll bemerkte und ernsthaft rügte. Hierüber sprach sich Einer seiner Schüler, Reinike aus Dessau, in einem Aufsatze folgender Maaßen aus: „Da Naumann nie mit seiner eignen Arbeit ganz zufrieden war, was hatte da wohl der Schüler von ihm zu erwarten? Mit Furcht und Zittern, und doch mit unbeschreiblicher Liebe, trat ich jedes Mal, meine Arbeit in der Tasche, den Weg zu seinem Richterstuhl an. War die Arbeit gut, so erhielt ich dieselbe mit einem: „Es geht an! Es kann werden!" wieder zurück; das war aber auch das größte Lob, das man ihm abdringen konnte. War sie weniger gut, so lispelte er ein: „Ich verstehe diesen Satz nicht ganz: es kann seyn, daß ich mich irre!" Doch irrte er sich nie, und seine eignen Zusätze und Bemerkungen zeigten jedes Mal von der Wahrheit seines gerechten Tadels. War sie schlecht, so konnte man sich darauf verlassen, denselben Satz

so oft umarbeiten zu müssen, bis er seinen stillen Beifall erhielt. So habe ich selbst eine lange Doppelfuge fürs ganze Orchester bei ihm wenigstens sechs bis sieben Mal durchaus umändern müssen."

Unter den schönen Zügen, durch welche Naumanns Gemüth und Leben sich auszeichnete, verdient sein zartes reges Mitgefühl, das er bei fremden Leiden nicht blos im Herzen empfand, sondern auch durch die That bezeugte, eine besondre Erwähnung. In der Schule eigner Erfahrung hatte er ja bereits von Jugend auf bald den bittern Kelch des Mangels und des Druckes, bald aber auch die süße Freude unerwarteter Hülfe schmecken lernen, wodurch sich in seiner Brust ein edler Eifer entzündete, die Sorgen und Nöthen seiner Mitmenschen nach Kräften zu mildern und mindern. Am liebsten übte er seine Mildthätigkeit ungesehen in geräuschloser Stille aus, so daß seine Fußtapfen auch auf einsamen Spaziergängen oft mit edlen Thaten bezeichnet waren. Nachstehenden Beweiß seines wohlthätigen Sinnes theilte Frau Elisa von der Reck in einem gedruckten Aufsatze mit: „Als ich noch spät im Herbst des Jahr **1801** das Bad zu Töplitz brauchte, hatten wir dort eine Botenfrau, die uns aus Dresden unsere Bedürfnisse brachte. Sie litt schon sieben Jahre an der Wassersucht, aber trotz ihres geschwollnen Leibes ging sie wöchentlich, mit einem Tragkorbe auf dem Rücken, dorthin, und wenn sie nach Naumanns Hause ging, war bei den Kindern ein Fest; die gute Frau bekam dann immer von den Kindern Speise

und Trank, und wußte mir, wenn sie nach Töplitz zurück kam, soviel von dem lieben Naumann und den holden Kindern zu erzählen, daß auch ich sie gern hörte. Diese Frau starb während meines Aufenthalts in Töplitz; ich schrieb Naumannen den Tod derselben; — hier ist nun wörtlich seine Antwort, die er mir in seinem letzten Briefe, den ich gerade vier Wochen vor seinem eignen Tode von ihm erhielt, darauf gab: „Die gute Botenfrau wird nun nicht mehr über den Geiersberg kommen, sie ist höher gestiegen! ich habe immer gewartet, daß sie einmal kommen möge; ich hatte ohngefähr einen Gulden böhmische Münze für sie bestimmt, zu ihrer Labung auf der Rückreise, und siehe: sie hat die große Reise angetreten! Wollen Sie diese kleine Summe, die der Mutter bestimmt war, den Kindern zukommen lassen? O ja, Sie thun es, und empfangen es hier von mir wieder.“ — So wenig aber Naumann wahren Nothleidenden, verschämten Armen je seine hülfreiche Hand entzog, mit eben so vieler Umsicht und Bescheidenheit, mit eben so festem Sinne wußte er Solche von sich abzuweisen, die noch rüstig genug waren, sich selbst zu ernähren, oder auch die bei ihrem Ansprechen ein unverschämtes zudringliches stolzes Wesen blicken ließen. War aber in manchen Fällen sein Arm zu kurz, um selbst und allein die Thränen der Bedrängten trocknen zu können, so wußte er auch da noch Rath zu schaffen und Auswege zu finden, um, vereint mit andern Menschenfreunden, so manchen Stein des Kummers, welchen der Einzelne

hinweg zu heben nicht vermochte, von den gepreßten Herzen abzuwälzen. So hatte er z. B. in dem ungemein harten Winter des Jahres 1783 hauptsächlich es betrieben, daß eine wohlthätige Sammlung und Anstalt zu Stande kam, durch welche mehrere hundert Menschen, namentlich in Friedrichstadt, wo damals die Mehrzahl der Dresdner Armen ihre Wohnung hatte, vor Hunger, Kälte, ja vor Krankheit und Verderben geschützt wurden. Viele seiner musikalischen Werke widmete er blos der Unterstützung Hülfsbedürftiger, und arbeitete noch in seinen letzten Lebenstagen an einem Klavier-Auszuge seiner Oper Acis und Galatea, die er zum Besten einer armen Familie herausgeben wollte. Und als ihm eine Freundin. welcher er am Abend vor seinem Tode dies mittheilte, darauf mit herzlicher Liebe erwiederte: „Aber Freund, wenn werden Sie einmal an sich selbst denken? Sie haben ja eine Frau und vier kleine Kinder!" — da gab er zur Antwort: „Meine Erndte wird auch schon kommen! — Ich muß wirken, so lang es Tag ist; es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann." Ja das war Naumanns Sinn: „Als wir denn nun Zeit haben, so lasset uns Gutes thun an Jedermann, und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch erndten ohne Aufhören. — Wer da kärglich säet, der wird auch kärglich erndten; und wer da säet im Segen, der wird auch erndten im Segen. — Einen frölichen Geber hat Gott lieb. — Wohlzuthun und mitzutheilen, vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl." — Ein gro-

ßes Opfer solcher, Gott wohlgefälliger, Art hatte Naumann insbesondre im Jahre 1799 gebracht, nachdem beim Anfange dieses Frühjahres ein fürchterlicher Eisgang, der eine gewaltige Ueberschwemmung zur Folge hatte, in der Gegend von Dresden schreckliche Verwüstungen angerichtet, und vorzüglich auch Diejenigen wieder hart betroffen hatte, welche in Friedrichstadt der Elbe und Weiseritz zunächst wohnten. Für diesen Zweck bestimmte nämlich Naumann den reinen Ertrag der erstmaligen Aufführung seiner vortrefflichen Musik zum Vater Unser, wovon er nur hundert Thaler dem Magistrate zu Dresden zur Vertheilung unter die dortigen Armen einhändigte, sowie er auch den reinen Ertrag der zweiten Aufführung dem geringen Fonds des Stadtkrankenhauses zuwandte, und ohngeachtet der unbeschreiblichen Mühe und des beträchtlichen Kosten-Aufwandes seine Uneigennützigkeit hiebei so weit trieb, daß er für seine eigne Familie, für seine eigne Dienerschaft sogar, den Eintritt baar bezahlte. Mit mehr als zwei Tausend Gulden machte der Familien-Vater, der für eine Gattin und vier Kinder zu arbeiten und zu sorgen hatte, bei dieser zweifachen Gelegenheit, seinen ärmern Mitbrüdern ein freiwilliges Geschenk. Doch über das Meisterwerk selbst, mit welchem die Reihe seiner größeren Tonsetzungen ruhmvoll beschlossen, und der Abend seines Künstlerlebens, gleich wie von der sinkenden Sonne hellem Glanze, feierlich durchstrahlet ward, ist noch Einiges hinzu zu fügen nöthig.

Klopstock stand schon seit langer Zeit unter den-

jenigen Dichtern, die Naumann las und wieder las, die er schätzte und ehrte, oben an. Gleich bei seiner ersten Berufung nach Schweden, auf seiner Reise nach Hamburg, hatte er den edlen Sänger der Messiade persönlich kennen gelernt, war liebreich von ihm aufgenommen worden, und erinnerte sich dessen nie ohne innige Freude. Einige von Klopstocks lyrischen Gedichten, z. B. die Lehrstunde, an Eidli, und die frühen Gräber waren schon mit großem Fleiß und sorgsamer Ausführung von ihm gesetzt worden. Aber eine noch größere Bearbeitung, glaubte er, verdiene desselben vortreffliche Paraphrase von dem Gebet des Herrn, oder wie Klopstock es überschrieben hatte, der Psalm. Wohl ein paar Jahre durch trug Naumann sich mit diesem Vorsatz; und gleich Anfangs war es seine Idee gewesen, die Worte des Vater Unsers selbst choralmäßig, die Betrachtungen des Dichters hingegen mit vollstimmig ausgeführter Musik zu behandeln. Doch die mannigfachen Gedanken, die ihm dabei vorschwebten, und den Gang des Ganzen zu ordnen, ward ihm sehr schwer; er begann einige Mal, stieß wieder auf Hindernisse, rückte äußerst langsam vorwärts, und war sogar schon nahe daran, es ganz aufzugeben.

Im Herbst 1797 litt er geraume Zeit an einer schmerzhaften gichtischen Krankheit. Eines Abends, als er sich ganz allein befand, suchte er seine Gedanken vom Gefühl körperlicher Leiden durch irgend eine interessante Arbeit abzuziehen. Er erinnerte sich des Klopstockischen Psalms, überblickte den Text so

wohl, als seine bisherigen Versuche; und siehe da, wie ein Blitzstrahl schnell, wie Raphaels Madonna glänzend, stand der Plan des Ganzen vor seines Geistes Blicken. Er schritt sofort zur Arbeit selbst. Binnen zwei Stunden war der Entwurf überhaupt, ja sogar der Hauptgedanke jedes einzelnen Satzes zu Papiere gebracht. Der Zeitpunkt einer glücklichen Begeisterung! Nur der ächte Künstler kennt diese unbeschreiblichen, aber auch leider schnell verfliegenden Perioden, die man in Rücksicht ihrer Wirkungen nicht auf das gewöhnliche Maaß menschlicher Kräfte beschränken darf.

Diese, so schnell entworfene, musikalische Skizze blieb Naumanns Richtschnur bei der Ausführung selbst, und nur sehr selten wich er in irgend einem Haupttheile von ihr ab. Gleichwohl unterlag diese Ausführung noch gar manchen Schwierigkeiten. Länger als ein Jahr hindurch arbeitete Naumann fast unausgesetzt an derselben. Auch als er damit dem Anscheine nach zu Stande war, ward er gleichwohl nicht müde, jeden kleinen Flecken, jede Ungleichheit, die er sah, oder zu sehen glaubte, auszufeilen und auszubessern. Auch war dieser Müh-Aufwand sehr begreiflich. Manche Stellen des Dichters konnten den Tonkünstler allerdings von selbst begeistern, mußten fast mit Leichtigkeit in sein Kunstwerk übergehen; doch bei andern walteten — nicht für den Leser sowohl, als für Gesang- und Instrumentalbegleitung, — beträchtliche Hindernisse ob; und nur ein Tonkünstler von so hoher Geisteskraft, mit welcher ihm eben so

tief in seinen Text, als in die Gesetze der Harmonie einzudringen gegeben war, vermochte es, sie zu überwinden. Auch schienen Naumannen fast immer am Ende diejenigen Stellen am meisten zu glücken, welche ihm anfangs die meiste Mühe verursacht hatten. Zu diesen gehörte vorzüglich die Stanze:

Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
zu der Glückseligkeit;
Einige krümmen sich durch Einöden;
doch selbst an diesem sproßt es von Freuden auf,
und labet den Durstigen.

Hier hatte sich Naumann zur Wahl so schön durchgeführter musikalischer Dissonanzen, wie er selbst sagte, entschließen müssen, daß Kenner gerade diesen Satz als Einen seiner besten betrachteten. Namentlich suchte er auch für diese, so wie für einige andre Stellen, ohne Rücksicht auf den musikalischen Mode-Ton, den alten beinahe ganz vergeßnen Madrigal-Styl hervor. Naumann machte nachher gegen vertraute Freunde die Bemerkung, es habe ihn selbst Wunder genommen, daß dieser Satz, den er nur zu seiner eignen Befriedigung, und höchstens noch für das Gefühl einiger weniger Kenner geschrieben habe, nachmals auch bei Dilettanten und Laien einen so tiefen Eindruck erzeugt hätte. Im Monat Mai des Jahres 1799 ward diese Musik in der Kirche zu Neustadt bei Dresden zum ersten Mal, und am 21. Octbr. desselben Jahres zum zweiten Mal, und zwar dann Abends von sechs bis acht Uhr bei herrlicher Wachs-Beleuchtung, aufge-

führt. Die kurfürstliche Kapelle war dies Mal noch durch eine Menge der geschicktesten Dilettanten verstärkt worden; das Orchester bestand mit Einschluß zweier, vielfach geübter, Singe-Chöre aus mehr als zwei hundert Menschen. Demoiselle Schäfer, Naumanns Schülerin, eine vortreffliche Sängerin, hatte die Hauptrolle, und übertraf sich dies Mal gleichsam selbst. Mit ihr wetteiferten alle Uebrigen nach Maaßstab der Kräfte. An der Musik selbst hatte Naumann in der Zwischenzeit noch einige Verbesserungen von Belange vorgenommen. Der Eindruck des Ganzen war majestätisch; Gefühle der reinsten Gottesverehrung und tiefsten Andacht durchströmten die Seelen der Anwesenden; mehr, als Eine Thräne, dankte dem trefflichen Künstler. Fast konnte man den Tag dieser Aufführung für den ruhmvollsten betrachten, den er im Vaterlande verlebt hatte. Wer unter Dresdens Bewohnern nur einigen Anspruch auf Stand oder Ausbildung machen durfte, — wer die Tonkunst liebte, oder auch nur zu lieben sich den Schein gab, war an diesem Tage zugegen. Zahlreiche Fremde mehrten die Versammlung, und stimmten in ungetheiltes Lob ein.

Der Ruf eines so großen, vor mehr als tausend Zeugen aufgeführten, mit entschiedenem Beifall aufgenommenen, und in beglaubten Journalen mit Ruhm erwähnten, musikalischen Werks verbreitete sich bald auch außerhalb Dresden und Sachsen, und erregte auch an andern Orten den Wunsch, es zu hören und zu besitzen. Mehr als zwanzig Anfragen gelangten des-

halb binnen wenigen Monaten an den Verfasser; doch fast immer geschah es auf eine Art, wo er nicht zu willfahren vermochte. Nur Prag machte in diesem Punkte eine ehrenvolle Ausnahme.

Durch die Unterzeichnung einer ansehnlichen Gesellschaft erging an Naumannen die Einladung, sein Kunstwerk daselbst aufzuführen; sehr anständige und vortheilhafte Anerbietungen wurden ihm dabei gemacht. Madame Duscheck, Prags erste kunst- und talentvolle Sängerin (seit mehrern Jahren schon von Naumannen gekannt, geschätzt und als Freundin betrachtet), erbot sich, die Hauptrolle zu übernehmen. Auch für die Auswahl der übrigen Sänger sollte ganz nach seinen Wünschen gesorgt werden. — Gewiß mußte es Naumanns feinerm Ehrgeize schmeicheln, sich von den ersten Zirkeln einer Stadt begehrt zu sehn, die in Rücksicht ihres musikalischen Geschmacks sich damals fast vor allen andern Städten Deutschlands dermaßen auszeichnete, daß Mozart Prags Musik für die erste in ganz Deutschland erklärt haben soll. Nach der wohlbegründeten Meinung Naumanns war die Musik seines Vater Unsers eigentlich nur zur Aufführung in einer Kirche geeignet. „Das Oertliche", pflegte er zu sagen, „erhöht und erniedrigt oft den Eindruck des Ganzen. In einen Konzert-Saal tritt man mit der Erwartung von Vergnügen; in einer Kirche sind die Gemüther zur Frömmigkeit, und selbst die freiern Seelen mehr zum Erhabenen gestimmt, — sind es gewöhnt, daß man sie zum Nach-

denken weckt, zur Andacht ermuntert, — verzeihen leichter, als irgendwo, die Abwesenheit des Modegeschmacks. Noch hab' ich das hohe Bild, das von Klopstocks Vater Unser vor meinen Geistes-Augen schwebt, lange nicht erreicht; doch glaube ich auch, meines Werkes mich nicht schämen zu dürfen, und fürchte nur, daß Manche davon ergötzt zu werden hoffen, und dann unwillig werden, wenn sie sich nur gerührt fühlen." — Doch suchte man diesen Bedenklichkeiten Naumanns so langes Zureden entgegen zu setzen, bis er wirklich einer nochmaligen Einladung Genüge leistete, aber mehr aus Nachgiebigkeit gegen seine Freunde, als aus eigner Ueberzeugung.

Im Anfang des Mai 1801 kam er nach Prag, und gab am eilften d. M. die erste Aufführung vor einer großen Versammlung, wo von Prags vornehmern und gebildetern Klassen fast Alles erschien, was nur erscheinen konnte, — die zweite im Kurländischen Palais, auf den Wunsch der verwittweten Herzogin, vor einem kleinern, von ihr selbst erwählten, Cirkel. Im Ganzen rechtfertigte sich zwar Naumanns Bedenken, indem die Locale keineswegs dazu geeignet waren, daß eine so großartige Musik mit einem stark besetzten Orchester sich, wie in den weiten Räumen einer akustisch gebauten Kirche, ausnehmen konnte, zumal da die Chöre nicht lange genug geübt, nicht sorgfältig genug hatten einstudirt werden können; dennoch fehlte es seiner Musik auch dort nicht an gerechtem Beifall, vorzüglich von Seiten bewährter Komponisten und kunstverständiger Musikfreunde. Namentlich ergriff nach der

zweiten Aufführung die edle Fürstin des Tonkünstlers Hand, und sprach: „Ich danke Ihnen von ganzer Seele! denn mich dünkt, ich liebe Gott und Menschen mehr, seit ich diese himmlische Musik gehört habe. Ich werde zufrieden mit jedem Schicksale sagen können: Herr, Dein Wille geschehe! Dein Reich komme!" — Da ward von freudigsten Gefühlen auch Naumanns Auge feucht; und am Abend dieses Tages sprach er zu Einem seiner Freunde: „Jene wenigen Worte klangen mir lieblicher, als wenn zweitausend Hände mir Beifall zugeklascht hatten."

Naumann selbst blickte auf dieses, ohne sein Vermuthen letzte, große Werk seiner Komposition mit dem Selbstgefühl, dabei das Seinige zwar nach Vermögen gethan zu haben, aber doch auch noch Größeres leisten zu können. Denn so äußerte er sich noch kurz vor seinem Ende gegen eine vertraute Freundin darüber: „Ich" (nach meiner Individualität) „erreichte zwar in dieser Musik mein Ideal zu diesen tief gedachten und tief empfundenen Worten Klopstocks, und zu den herrlichen aber einfachen Bitten des vollkommensten Gebetes. Doch das fühle ich zugleich in mir, daß ich noch etwas Besseres, als dies Lieblingslied meiner Muse, liefern kann, wenn ich nur wieder Worte bekomme, deren Gedanken und Empfindungen mich begeistern: denn noch — noch stehe ich auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, die ich erreichen kann! Noch darf ich es wagen, näher zum heiligen Tempel der Kunst empor zu klimmen, — noch bin ich im Steigen! — noch kann ich meine neueren Arbei-

ten mit den älteren messen, und brauche nicht zu erröthen, daß ich noch fortarbeite! — Jeder Künstler sollte sich oft mit sich selbst vergleichen, nie mit seiner Arbeit ganz zufrieden seyn, sondern sich sagen, daß er nur eine gewisse Stufe erreichen kann; steht er auf dieser, — dann werden die letzten Arbeiten immer matter, und er sinkt hinab, wenn er dann noch weiter fortarbeitet. — Auch der Künstler muß, wenn seine Blüthen-Zeit vorüber ist, nur angehende Genies durch seine Erfahrungen belehren, nicht aber ferner noch selbst Schöpfer seyn wollen." Naumann erreichte diesen höchsten Wendepunkt des Künstlerlebens nicht, sondern trat, dem Rufe Gottes zu Folge, in vollster Kraft vom Schauplatz ab, ohne sich selbst überlebt zu haben. —

Naumanns Gesundheit war in seinen jüngern Jahren von ziemlich fester Beschaffenheit. Die ländliche, mit mancher Abhärtung verbundene, Erziehung, — seine weiten, jeder noch so rauhen Witterung ausgesetzten, Reisen, — seine nachherige, von jeder Verzärtelung entfernte, Lebensart schienen seinem Körper eine lange Ausdaurungs-Kraft ertheilt zu haben; und die Mäßigkeit in Speise und Trank, deren er sich auch dann noch befleißigte, als es wohl in seiner Willkühr stand, den Sinnen gütlicher zu thun, ließ eine lange Erhaltung seines Wohlbefindens hoffen. In Italien hatte er ein paar bedeutende hitzige Krankheiten glücklich überstanden. Unter Schwedens nördlichem Klima hatte er mancher Erkältung muthig getrotzt. Vom dreißigsten bis zum fünf und vierzigsten Jahre war ein Hang zur innern Hals-Entzündung (angina)

fast das einzige Uebel, das ihn, und ein paar Mal ziemlich ernst, bedrohte; von andern Krankheiten wußte er wenig. Gegen das fünfzigste Jahr begann eine Harthörigkeit ihn anzuwandeln, die nach und nach beträchtlich zunahm, und manche gesellschaftliche Freude ihm verkümmerte. Seltsam, daß dieses Gebrechen gleichwohl sein Musik-Organ durchaus nicht mit angriff! Es schien, als sey ihm für die Tonkunst ein eigner feiner unerschütterlicher Sinn zu Theil geworden. Ihm, dem an einer kleinen runden Tafel schon die größere Hälfte des Gesprächs entging, zu dem selbst seine daran gewöhnten Freunde mit großer Anstrengung sprechen mußten, — ihm entschlüpfte in einem vielstimmigen, mit Instrumenten reich besetzten, Orchester auch nicht der kleinste falsche Ton, die feinste unrichtig gegriffene Saite.

Jetzt ward auch seine übrige Gesundheit wankend. Zwar blieb sein Ansehn noch munter und lebhaft; doch ein tückischer Feind lauschte im Hinterhalte. Schon im Jahre 1787 hatte er zuweilen starke Anfälle von Schwindel, die er gleichwohl für unbedeutend hielt, und deren er auch einige Zeit wieder entledigt ward. Im Jahr 1798 bei einer Probe seiner Pilgrimme wandelte ihn eine bedenkliche Ohnmacht an; und seitdem raunten die Aerzte mehrmals Naumanns Freunden in's Ohr, daß ein Schlagfluß ihm nachschleiche, und einmal rasch seinem Leben ein Ende machen dürfte. Er selbst war nicht damit bekannt, daß es ihm von Gott bestimmt sey, nur an des Grabes Rande dahin zu wandeln. Doch wußte er,

dies Bewußtseyn aus Schonung gegen Gattin und Kinder desto besser zu verbergen, da ihn sein frommer Sinn frei von Todesfurcht der Seele Ruhe und Frieden genießen ließ. Oft sprach er vielmehr vertrauensvoll noch von einer ferneren Zukunft, und rief z. B. im letzten Jahre vor seinem Tode, wo er mit seiner Familie und Einigen seiner liebsten Freunde die sogenannte sächsische Schweiz durchwanderte; auf manchem schönen Punkte aus: „Hier muß ich noch einmal Etwas setzen.“ — Ja er war sogar fest entschlossen, hier im nächsten Sommer einige Wochen arbeitend zu verleben. Wie ihn demohngeachtet das Gefühl seiner Hinfälligkeit allenthalben begleitete, gestand Naumann namentlich auch in Töplitz, wo er in den Jahren 1800 und 1801 die Bäder brauchte, und dem dortigen Dr. Ambrocy oft klagte, der Andrang des Blutes gegen den Kopf sey zuweilen so stark bei ihm, daß er selten sein Haus verlassen könne, ohne zu denken: Wie, wenn du Frau und Kinder nie wieder sähest! — Eben dieser scharfsichtige Arzt gab einer Freundin Naumanns, die ihn um sein Urtheil über dessen Gesundheits-Zustand befragte, zur Antwort: „Sehen Sie jeden Lebenstag dieses vortrefflichen Mannes als ein Geschenk des Himmels an; aber seyn Sie auch darauf gefaßt, ihn in einer Stunde gesund, in der andern todt zu erblicken. Eine Indigestion, ein Aergerniß, eine Erhitzung oder Erkältung kann ihn seiner Familie schnell rauben.“ — Als diese Freundin Naumanns, dadurch beunruhigt, ihm selbst bald darauf rieth, nie ohne seinen

Diener auszugehen, errieth dieser die Ursache ihres Vorschlags gar wohl, gab aber lächelnd zur Antwort: „Gute Elisa, wir stehen in Gottes Hand." Und eben diese Elisa, Frau von der Recke, welche eine seltne unwandelbare vertraute Freundin Naumanns und seiner Gattin, und gerade zur Zeit seines Todes auch seine Hausgenossin war, möge uns nun in dem aus, ihrer Feder geflossenen, Aufsatze die Geschichte der letzten Tage und Stunden Naumanns erzählen.

„Von Töplitzens Heilquelle kehrte ich in den ersten Tagen des October (1801) mit gestärkter Gesundheit nach Dresden zurück, jedoch nicht, um wie andere Jahre im häuslichen Kreise der mir lieben Familie Naumann meinen Herbst und Winter als Kostgängerin hinzubringen; denn ich hatte es meiner guten Schwester versprochen, ihre Einsamkeit in Löbichau bis zum Frühlinge mit ihr zu theilen. Indessen wollte ich mich zuvor auf wenige Tage in Dresden verweilen, und die letzte Oper meines Freundes hören, von deren Lobe die ganze Stadt überfloß. Auch hatte Naumann noch acht Tage vor seinem Tode die Freude, bei der siebenten Vorstellung seines Singspiels das Schauspielhaus so voll zu sehen, wie es nur selten bei der ersten geschieht. Seine sanfte ruhige Heiterkeit stieg durch dieses Zeichen der Achtung nun oft bis zur fröhlichen Laune. So gesund schien er lange nicht gewesen zu seyn: seine Gesichtsfarbe war äußerst lebhaft; wir freuten uns dessen, und dachten nicht daran, welchen Schlag diese erhöhte Röthe verkünden

könne. Wahrscheinlich beschleunigte sogar die oftmals wiederholte Oper unsern Verlust; denn sein Eifer für die Kunst war unermüdet, und er scheute keine der vielfachen Proben. Wäre sie doch nur acht Tage später gegeben worden! Dann wäre Naumann muthmaßlich mitten in seinem Berufe geblieben, und das ganze Publikum hätte den Verlust dieses seltnen Mannes nebst uns zugleich nicht auf eine so erschütternde Art gefühlt!"

„Naumannen beschäftigte damals viel der Gedanke, im Sommer des nächsten Jahres denjenigen Urlaub, der ihm zu Folge seiner Amts-Begünstigung zustand, den er aber lange Zeit hindurch freiwillig entbehrt hatte, nun auf zwei Jahre zu nehmen, mit seiner Gattin zuerst ihre Anverwandte in Kopenhagen zu besuchen, dort sein Vater Unser aufzuführen, von da nach Stockholm zu reisen, und endlich über Petersburg heimzukehren. Selten verging ein Mittag, wo nicht über diesen Plan gesprochen wurde."

„Ohngefähr vier Tage vor seinem Ende speisten diejenigen Sänger bei ihm, die ihm in seiner letzten Oper vorzügliche Gnüge geleistet hatten. Auch war seit Kurzem seine Schülerin Schmalz zum Besuch ihres Lehrers gekommen. Naumann machte daher sich und uns das Fest, seine Gäste recht viel aus seiner Oper, und auf meine Bitte auch seinen herrlichen Pilgergesang, anstimmen zu lassen. Nie hatte dieses Quartett einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht; auch waren alle Sänger so davon gerührt, daß sie nicht nur mit innigster Bewegung ihn sangen, sondern auch

nach den letzten Worten „**Celesta abitar Jerusalema**“ in eine so feierliche Stille versanken, daß Keines zu sprechen wagte. Endlich brachen sie alle zugleich in die Worte aus: „Ja wohl darf hierauf Nichts folgen! Mit diesen Gefühlen müssen wir uns trennen!“ — Ach, Keinem von uns ahnete, daß nach wenigen Wochen eben dieses Pastorale, von eben diesen Sängern, zur Todesfeier des geliebten Meisters angestimmt werden sollte!“

„Zwei Tage vor seinem Tode war ich in seinem Arbeitszimmer, um eine kleine Rechnung mit abzuschließen. Während er die Papiere dazu suchte, schweiften meine Blicke auf den Zeichnungen und Kupferstichen an seinen Wänden herum. Unter denselben, dicht über seinem Schreibtische, war Tartinis Bildniß und jene Silberstift-Zeichnung, die seine nachherige Gattin ihm geschickt hatte. Beide waren nie nach meinem Sinne gewesen; denn jener Stich war hart, und die Miene meiner Freundin hatte in der Zeichnung, für mich wenigstens, das Sanfte nicht, das in der Natur ihr eigen ist. Eben daher vergaß ich immer, wodurch diese schlechten Kunstprodukte meinem Freunde heilig waren, und hatte schön oft gefragt, wen sie vorstellten, und es in wenigen Wochen wieder vergessen. Ja, ich hatte öfters schon Naumannen eine Art von Vorwurf deshalb gemacht, daß er als ein so warmer Freund und glücklicher Schöpfer in der tönenden Kunst sich nicht auch strenger in der bildenden zeige. Heute sagte ich ohngefähr eben dasselbe. Aber mit feierlicher Rührung, indem er mich freundlich bei der Hand faßte, ant-

wortete Naumann: „Elisa, Sie thun mir weh, wenn Ihr Kunstgefühl sich so oft beim Anblick dieser mir lieben Heiligthümer empört. Tartinis und meiner Frauen Bild werden, so lange meine Augen offen stehen, diesen Platz behaupten; mir sind sie unschätzbar. Mein ehrwürdiger Tartini ruft mir zu, mich nie vom Geiste der Zeit verblenden zu lassen, — und durch diese meine Santa Katharina ward mir das höchste Glück des häuslichen Lebens zu Theil. Darum werde ich es selbst meinen Kindern noch einschärfen, über diesen schlechten Erzeugnissen der Kunst, wie über heiligen Reliquien, zu halten; und auch Sie, liebe Elisa, sollen sie künftig mir schonen!" Im Ernst beschämt, oder unwillig vielmehr über meine Vergeßlichkeit, versprach ich es ihm, und dachte mir eher alles Mögliche, als daß ich jetzt das letzte Gespräch mit diesem edeln Manne in seinem Studierzimmer gehalten hatte."

„Den Tag vor Naumanns Tode speiste Graf Moritz Brühl nebst Gemahlin und Sohne bei uns. Nie hatte ich Naumannen fröhlicher gesehen! Diese ältesten Freunde kannten seine letztere Oper noch nicht. Er machte sich also das Fest, sie mit dieser musikalischen Familie und Demoiselle Schmalz ganz durchzugehen. Graf und Gräfin waren davon bezaubert. Ihre Zufriedenheit mehrte Naumanns heitre Laune, die sich zu munteren Scherzen steigerte. Graf Moritz fand unsern Freund um dreißig Jahre jünger aussehend, als er wirklich seyn könne, und äußerte, daß es daher auch kein Wunder sey, wenn sein letztes Gei-

steswerk wahres Jugendfeuer besitze. Dann wandte er sich an die vier holden Kinder, trieb sich mit ihnen, zumal mit seinem Namens-Vetter, herum, und rief: „Bei Gott, Naumann, Sie sind ein beneidenswerther Mensch! Alle ihre Kinder gerathen ihnen wohl. Sie hinterlassen der Welt doppelte Schätze." — Die Gräfin lud ihn mit seiner Familie herzlich dringend zu einem Herbstbesuch in Seifersdorf ein. Er schlug es bestimmt ab. Als sie ihn hierauf einen unlenkbaren eigensinnigen Freund schalt, der immer auf seinem Kopfe bestehe, bat er mit den Geberden eines Büßenden, ihm diesen unlenkbaren Kopf zu verzeihen, der nun einmal ihm zugehöre, seinen Freunden aber auch eine ewige Anhänglichkeit zusichere. Die Gräfin versicherte uns nachher, vor seinem übergesunden Ansehn erschrocken zu seyn, und eben daher einen baldigen Schlagfluß befürchtet, aber nur ihrem Gemahl diese Furcht beim Weggehen mitgetheilt zu haben."

„Am letzten Morgen seines irdischen Erwachens hatte Naumann, seiner Gewohnheit nach, Jedes seiner Kinder der Reihe nach ins Bette genommen, und nach ihrem Alter, ihren Fähigkeiten, und selbst ihren Fehlern, zweckmäßig mit ihnen gebetet; nur soll er, wie seine Gattin mir sagte, tiefer noch als sonst dabei gerührt gewesen seyn, so daß ihr selbst dabei einige wehmüthige Gedanken in den Sinn gekommen. — Die Frühstück-Stunde vereinte uns, wie gewöhnlich; und auch das letzte Mittagsmahl verstrich in heitrer Geselligkeit. Von der nordischen Reise sprach er abermals mit sichtlichem Wohlbehagen, mit immer festern Vorsätzen."

„Nach der Tafel bat ich ihn, uns die sechste Abendstunde zu schenken, weil ich ein paar Freundinnen das Fest versprochen hätte, die schillerischen Ideale von der Schmalz singen zu hören. — „Um sechs Uhr,“ erwiederte er, „kann ich nicht. Denn heute ist meine gewöhnliche Spazierstunde einem Wirthschafts-Bedürfnisse gewidmet. Ich habe meinem Baumhändler versprochen, heute die Zahl und den Preis der Bäume zu berichtigen, die noch nach Blasewitz bestimmt sind, und die mein Winzer morgen abholen soll. Der rauhe kalte Herbst, gute Elisa, wartet nicht. Aber nach sieben oder gegen acht Uhr werd' ich Ihren Wunsch mit Vergnügen erfüllen.“ — Ach hätte ich damals doch meinen Freund gefragt, aus welchem Garten, und von welchem Händler er seine Bäume zu nehmen gesonnen sey? wie manche angstvolle Stunde, wie manche fruchtlose Nachsuchung hätte ich mir und seiner jammernden Gattin erspart! Doch ich erwiederte blos: „Um diese Stunde ist es zu spät. Unsre arme kranke M*l ist die Vorzüglichste unter den Erbetnen, und ihr hat der Arzt schon um sieben Uhr die rauhe Herbstluft untersagt“ — „Nun, so mache ich dann meine Frau zu meiner Stellvertreterin. Jene verliert Nichts dabei, da diese das Klavier besser spielt, als ich selbst.“

„Er holte die Musik, und gab sie mir mit den Worten: „Sehen Sie, liebe Elisa, ich habe wieder blos meine Handschrift, und werde mir auch wahrlich die Ideale nicht mehr kaufen; wohl dreißig Mal bezahlte ich sie schon Hilschern mit einem baaren

Thaler. Andre komponiren sich reich; ich, wenn es so fort ginge, könnte mich arm komponiren. Denn immer giebt es Fremde, die, wenn sie das gestochne Exemplar bei mir sehen, es mit möglichster Artigkeit sich erbitten, und nie habe ich das Herz zu sagen: „Meine Herrn und Damen, es kostet mein eignes gutes Geld, und hat mir blos das Vergnügen des Schaffens eingetragen.“ — Er bat mich zugleich mit vieler Herzlichkeit, meine Reise nach Löbichau noch ein paar Tage aufzuschieben, und verband seine Bitte mit einem kräftigen Bestechungsmittel der Freundschaft; denn er versprach, für mich und meine kranke Freundin dann noch die Aufführung des Vater Unsers im eignen Hause zu veranstalten. Die Aussicht auf Einen der schönsten Lebensgenüsse wirkte stark auf mich. Doch ich hatte schon einige Tage zugegeben, und wollte meine gute Schwester nicht länger auf mich warten lassen. Ich blieb daher bei meinem Entschlusse, und er sagte bewegt: „So reisen Sie dann glücklich! Im Frühjahr, wenn Sie wieder kommen, empfangen wir Sie mit dieser Musik. Doch wer weiß, ob die gute M* dann nicht schon die Lieder in höhern Sphären vernimmt!“ — Er hatte Recht! auch meine Freundin sah den Lenz nicht wieder kehren; doch er stand der großen Verwandlung unsers Seyns noch näher, als sie.“

„Ich war die letzte Person, mit welcher Naumann in seinem Hause gesprochen hatte. Denn nun begab er sich zu seiner gewöhnlichen Mittagsruhe, und dann wenigstens noch eine Stunde an den Ar-

beitstisch. Man fand hier nach seinem Tode die Partitur des Klopstockischen Psalmes aufgeschlagen, und für die Singstimme der prächtigen Fuge: Gesonderte Pfade u. s. w. einen ganzen Bogen mit mancher Veränderung vollgeschrieben, einen zweiten schon angefangen. Die letzte Zeile, die er geschrieben hatte, war: „Einige krümmen sich durch Ein"... —; mitten in diesem Worte hatte er abgebrochen, und die Dissonanz noch ungelöst gelassen. Die dabei liegende Feder zeigte, daß er nach der Heimkunft fortzuarbeiten Willens gewesen sey. Doch verwandelte sich seine irdische Heimkehr in den himmlischen Heimgang."

„Um fünf Uhr verließ er sein Gemach, besuchte erst (nach gewöhnlicher Sitte,) seine zwei jüngsten schlafenden Kinder, und eilte dann die Treppe hinab! — Er habe, erzählte nachher der Bediente, dies mit merklicher Röthe im Angesicht und ungewöhnlicher Hastigkeit gethan. Auch ließ der sorgsame Hausvater die Vorhausthüre, über deren Verschließung er sonst äußerst streng hielt, jetzt zum ersten Mal hinter sich offen. — Wahrlich, wenn man dieß Alles zusammen nimmt: die erhöhte Gesichtsfarbe, jenes in der Mitte abgebrochne Wort, die Eil' und Uebereilung beim Weggange, so ist es klar, daß schon damals eine gewisse körperliche Aengstlichkeit, eine Unruhe des Blutes in ihm herrschen, und ihn daher noch rascher als sonst zu seinem gewöhnlichen Hülfsmittel, zum Ausgang in die freie Luft, antreiben mochte."

„Sein Gang war nach dem großen Garten gerichtet, ohne Zweifel, um hier oder in der Nähe desselben mit einem Baumhändler seine Bestellung abzuschließen. Da er aber immer diese täglichen Spaziergänge, — wenn sich nicht ungesucht unterwegs eine freundschaftliche Begleitung vorfand, — ganz allein zu machen pflegte, so war dies auch heute der Fall, so daß Keiner wissen oder genau bestimmen kann, zu welcher Stunde ihn jene ernstliche Zerrüttung seiner Gesundheit angewandelt? wo er zuerst die bedeutende Gefahr verspürt? und wohin er sich eigentlich nach Hülfe wenden wollen? Alles, was wir erst am andern Morgen erfuhren, war, daß er ungefähr um sechs Uhr einer Frauensperson begegnet sey, und sie dringend gebeten habe, ihm Hülfe zu schaffen; er sey der Kapellmeister Naumann, und fühle sich ganz ohnmächtig; man möge dies auch nur sogleich nach seiner Wohnung im Hotel de Saxe sagen lassen. — Diese Frau stieß auf einen Handwerker, der in eine nahgelegene Schenke zu Biere gehen wollte, sagte ihm dieß, und bat ihn, dem Kranken, den sie habe seitwärts müssen liegen lassen, beizuspringen. Er war willig, und ging mit. Aber Jene verfehlte entweder den rechten Ort, oder was noch glaublicher ist, unser Freund hatte indeß noch einmal sich ermannt, und da er sich so allein sah, auf einen ihm näher dünkenden Weg einlenken wollen. Doch Kraft und Sinne hatten ihn bald wieder verlassen, und er war nieder gesunken, — nie wieder aufzustehen. Daher fand ihn der Handwer-

ker an der Stelle nicht, wohin die Frauensperson ihn führte; und als Letztere weiter nachsuchen wollte, faßte er entweder Mistrauen zu ihrer ganzen Erzählung und ihrer Absicht, oder er glaubte, Naumann habe sich von selbst völlig erholt und den Heimweg angetreten. Genug! er ging fort, und zu seiner gar nicht fernen Gesellschaft. Hier erzählte er, was ihm begegnet sey, und ward von den Uebrigen — ausgelacht. Daß Niemanden einfiel, (da doch die Rede von einer ausdrücklich genannten, und der ganzen Stadt gewiß nicht ungünstig bekannten Person war,) dieß der nächsten Polizei-Wache zur ernstern Nachsuchung anzuzeigen, daß Niemand daran dachte, beim Heimgehen im Hotel de Saxe nachzufragen, ob man doch vielleicht den Kapellmeister Naumann vermisse, war allerdings seltsam und hart! Vor zwei Jahren, an eben dem Tage, in der Stunde sogar, als Dieses vorfiel, hatte Naumann zum zweiten Mal öffentlich sein Vater Unser aufgeführt und durch den Ertrag desselben vielen Hunderten seiner darbenden Mitbrüder eine kräftige Unterstützung verschafft. Jetzt lag er verlassen, in kalter Oktober-Nacht, dem Wetter preis gegeben, auf bloßer Erde hingestreckt! — Herr, Dein Rath ist wunderbar! doch wie herrlich Du Alles hinaus führst, wird hinter dem dunkeln Vorhange des Todes droben erst offenbar und klar werden!"

„Jetzt einen Blick zurück auf unsre damals noch ruhige Haushaltung. In eben der Stunde, als Naumann seinen letzten Gang antrat, hatte seine Gattin, vor Kurzem erst von einer todes-gefährlichen

Krankheit genesen, ihr schönes, langes, braunes Haar sich abschneiden lassen, und wollte diese Haarflechte ihrem Gemahl nun zum Geschenk bringen. Da sie fand, daß er schon ausgegangen sey, kam sie zu mir, und klagte mir ihr verfehltes Vorhaben in halbtraurigem Tone. Ich scherzte darüber, und versicherte, daß Liebfrauchen auch in dieser veränderten Gestalt meinem Freunde bei seiner Rückkehr nicht minder gefallen werde. Seltsam jedoch, daß dieser Scherz mir nicht recht von Herzen ging, daß vielmehr eine Art von Wehmuth mich ergriff, deren Grund ich nicht zu enträthseln vermochte! Als bald darauf unsre kleine Theegesellschaft sich versammelte, herrschte nicht ganz die gewöhnliche Heiterkeit in unserm Kreise. Erst nachher, als unsre gute Schmalz die Ideale mit größter Kunst, mit seelenvoller Empfindung absang, kehrte Zufriedenheit und Frohsinn zurück, und besonders rief unsre gute M*l. mit Innigkeit aus: „Nur eine zarte tieffühlende Seele konnte so Etwas erschaffen. Die Musik ergötzt nicht blos, sie veredelt auch. Dieses Abends vergeß' ich nie!" Ja wohl, vergessen wir dieses Abends nie; nur kannten wir noch keineswegs den eigentlichen Grund seines, wie eine Ahnung, uns ergreifenden Gefühls. Wir glaubten, der Anblick dieser leidenden, langsam dahin sterbenden, und doch bei diesem Gesange so dankbar frohen Freundin bewirke unsre schwermüthige Stimmung."

„Als die Gesellschaft uns verlassen hatte, ging Jedes von uns an sein Geschäft. Ich setzte mich

an meinen Schreibtisch; die gute Schmalz arbeitete neben mir; die holden Kleinen schliefen schon; da trat mit bekümmerter Miene meine Freundin herein, und sprach: „Es ist schon neun Uhr, der Tisch längst gedeckt, und Naumann noch nicht zu Hause. Gott, wenn ihm nur kein Unglück widerfahren ist! Seit wir verheirathet sind, blieb er nie über acht Uhr aus!" — Mir durchstieß gleichsam ein Stachel das Herz, doch sagte ich mit möglichster Fassung: „Wir wollen ihn suchen lassen. Verweilt er nicht bei Einem seiner Freunde, so müssen wir da nachfragen, wo er Bäume zu kaufen pflegt." Schon fing seine Gattin zu zittern und zu klagen an. Zu allen Bekannten ward geschickt. Nirgends war er gewesen. Unsre Angst stieg. Zwar suchte Demoiselle Schmalz und ich noch immer durch scheinbaren Gleichmuth den Jammer der Gattin zu mindern; doch unsre Anstalten zeigten gar wohl von innerer Besorgniß. Ich schickte zum Herrn Stadtrichter Fehre und Hrn. O. K. K. Neumann. Ich bat Jenen, sofort Menschen auf alle Spaziergänge, alle Gärten bei der Stadt, vorzüglich auf alle Wege, die zu Baumhändlern führten, auszusenden. Ich beschwur Diesen, in einem schon herbei geholten Wagen nach Blasewitz zu fahren, den dortigen Winzer zu fragen, wo sein Herr Bäume zu kaufen pflege? und dann, dessen Angabe nach, schleunigste Kundschaft einzuziehen. Beide waren dazu bereit; und nun — — "

„Doch nein! nein! umständlich anzugeben, welche Maaßregeln alle wir trafen? wohin wir überall Bo=

ten und Aufsucher schickten? wie wir unsre möglichste Geisteskraft im Rathen, und die thätige Beihülfe unsrer Freunde im Nachforschen aufboten? dies würde ins Allzuweitläuftige führen, zumal da es doch immer mit dem traurigen Refrain sich enden müßte: es war fruchtlos! Nur ein paar einzelne abgebrochne Züge kann ich nicht vorenthalten. Jener Winzer in Blasewitz hatte allerdings gesagt, daß sein Herr die Bäume im großen Garten kaufe; nur den Namen, und bei wem, das vermochte er nicht anzugeben. — Hr. O. K. K. Neumann fuhr daher straks zum Hofgärtner, und fragte: Ob Naumann heute heraus gekommen sey? — erhielt aber zur Anwort, daß derselbe schon seit drei Jahren Nichts mehr von ihm gekauft habe. An diesem unseligen Misverständniß strandete der Erfolg alles Nachsuchens. Hr. Neumann glaubte, daß nun alle genauere Durchsuchung des großen Gartens nutzlos sey, und fuhr weiter. Vielleicht nur einige hundert Schritt tiefer hinein, und man hätte, zumal in der Stille dieser einsamen Nacht, das Röcheln unsers Freundes vernommen. Unermüdet suchte er ihn auf allen Wegen zwischen Blasewitz und Dresden, auf allen Spaziergängen und Gärten um die Stadt herum. Nur der einzige Ort, wo er zu finden gewesen wäre, ward nicht gefunden."

„Welche jammervolle Nacht, in schmerzhafter Ungewißheit, unter tausendfacher Angst und Qual! Welcher trüben Zukunft sah ich für meine, noch vor wenigen Stunden so glückliche, Freundin entgegen! Dort saß die trauernde Gattin, in dumpfe Betrübniß ver-

sunken, nur dann und wann einer abgebrochnen Klage, eines bangen jammernden Tones fähig, — wir um sie herum, selbst Trost zu empfangen unendlich bedürftiger, als Trost zu spenden vermögend. Aller Augenblicke der dumpfe Fußtritt, der hallende Glockenzug eines Rückkehrenden, der — Nichts gefunden hatte! Die Wehklage der Dienerschaft, das verstärkte Schluchzen der Trauernden, das Händeringen meiner Freundin, die Veranlassung zu tausendfachen Erinnerungen und Gedanken der Wehmuth! Blickte ich von ohngefähr ins nachbarliche Zimmer, so sah ich die gedeckte Tafel, die noch des Hausherrn Rückkehr zu erwarten schien; trat ich ans Fenster, und richtete mein Auge auf den leeren, monderhellten Neu-Markt, — dann erblickte ich die Kirche, auf deren Stufen einst Naumann so oft als Knabe sein Mittagsbrod genossen, die Stelle, wo sein frommer Vater bei der Trennung ihm seinen Segen und achtzehn Groschen zur Wegzehrung mit gegeben hatte. Wie oft hatte ich mit meinem edlen Freunde davon gesprochen, und jedes Wort seines Mundes tönte jetzt, ach wie erschütternd, in meinem Ohre wieder! Hörte ich endlich von Weitem das Rollen des rückkehrenden Wagens, sah ich ihm mit heißer Ungeduld entgegen, und vernahm immer wieder das schreckliche: Alles umsonst! — — so durchbohrte mein Herz ein Gefühl, das sich nicht beschreiben läßt."

„Um drei Uhr des Morgens, als Hr. Neumann versicherte, daß nun alle Gärten und Spazierwege durchsucht, an allen Thoren Nachfragen geschehen, alle

Bemühungen aber fruchtlos geblieben wären, ließ ich den Polizeidirektor, Hrn. Geheimen Rath von Bose, wecken, und ihn um seinen Beistand ersuchen. Meine Bitte war, daß nochmals in der ganzen Gegend um die Stadt herum die sorgfältigste Nachforschung angestellt, und wenigstens der Leichnam unsres Freundes aufgefunden werden möchte. Er versprach alsbaldige Gewährung, und traf dazu sofortige Anstalten; doch eine unselige vorgefaßte Meinung leitete die Ausgeschickten wieder vorzüglich auf den Weg und in die Gebüsche gegen Blasewitz zu. Der große Garten blieb ebenfalls von ihnen undurchsucht. Sehr natürlich, daß uns daher wieder nach einigen Stunden die Nachricht ward: Man komme auf keine Spur!"

„Wiewohl sich die Minuten für uns gleichsam zu Tagen ausdehnten, so schlich doch endlich die siebente Stunde heran; die lieblichen Kinder unsres Freundes erwachten, — suchten, wie gewöhnlich den Vater, — weinten, als sie ihn nicht fanden, und auch von uns die traurige Antwort, wir wüßten nicht, wo er sey, empfingen. Vorzüglich lief Moritz hastig zur Thüre des väterlichen Arbeitzimmers, und rief ein Mal über das andre: „Mach auf!" Sein kindliches Begehren durchschnitt zwiefach das Herz der Mutter. — Ich versuchte es nun, Mehrere von Naumanns Freunden zur vereinten Nachforschung auffordern zu lassen; unter ihnen auch den Hrn. Hofmarschall von Racknitz. Er befahl sofort Einem seiner Diener, alle Gärten um die Stadt herum zu durchreiten. Ihm war es bestimmt, uns wenigstens

aus der Schrecklichsten aller Qualen, der Ungewißheit, zu reißen."

„Ein Arbeiter aus der Fasanerie im großen Garten wollte, da es schon heller Tag geworden, an sein Geschäft gehen. Unterwegs, auf einem schönen offnen Rasenplatze, doch nahe am Gesträuche, sah er, daß ein Mann auf dem Angesichte lag, und hörte ihn tief athmen. Er trat näher, hob ihn auf, fand ihn bewußtlos; indem er ihn so aufzurichten bemüht war, kam Racknitzens Reitknecht herbei gesprengt, und erkannte in diesem Röchelnden unsern Naumann. Er besorgte, daß man ihn sofort in die Wohnung des Hofgärtners brachte, sprengte nach Aerzten, und ließ uns melden, Naumann sey gefunden, lebe noch, und könne auch wahrscheinlich gerettet werden."

„Unbeschreiblich war unsre Freude. Die gute Schmalz flog gleichsam zur Wohnung des Hofgärtners; die edle Gattin wollte mit, ward aber von mir zurück gehalten, und gebeten, vielmehr ein Krankenzimmer, ein Bad u. s. w. zu bereiten, weil ich ihr den theuren Wiedergefundnen bald heimzusenden hoffe. Eine Sänfte ward geholt; ich setzte mich hinein, und beschwur die Träger, sich zu fördern. Nie im ganzen Leben ward mir der abgemeßne Schritt dieser Menschen so peinlich. Kaum befand ich mich vor der Stadt, so ertrug ich ihn nicht länger, stieg aus, eilte nach Möglichkeit der Hofgärtnerei zu. Noch beschleunigte Hoffnung meine Schritte. Doch gleich beim ersten Anblick verschwand sie; gleich beim ersten

Anblick erkannte ich in Naumannen einen — Sterbenden."

„Er lag sprachlos und ohne Bewußtseyn; ich vernahm sein Röcheln, ehe ich mich noch durch die Menge, die ihn umringte, durchzudrängen vermochte. Mehrere von Dresdens geschicktesten Aerzten standen an seinem Lager. Die arme Schmalz kniete weinend, und half die erstarrten Füße ihres edlen Lehrers reiben. Seine ganze linke Seite war gelähmt. Zwar hatte er noch Kraft genug, die Arzneimittel hinunter zu schlingen; sein Gesicht war unentstellt; seine rechte Hand zuckte oft nach dem Kopfe, als wolle sie das aufgelegte Eis oder die an Hals und Schläfen saugenden Blutegel wegstoßen; seine Linke erwiederte noch den freundschaftlichen Druck der meinigen. Doch wer schon so oft, wie ich, an Sterbebetten gewesen war, sah auch hier nur allzudeutlich den bereits obsiegenden Tod! — Ein einziges Mal schlug Naumann die Augen auf. Die gute Schmalz weinte überlaut vor Freude. „Er lebt!" riefen wir Beide mit trunkner Wonne. Aber ach! seine Augenlieder sanken sogleich wieder; und auch dieser Lichtstrahl — verschwand."

„Da das Gerücht seiner Auffindung sich bereits in Dresden verbreitet, aber auch die seltsamsten Verdrehungen, bald von gewaltsamer Erschlagung, bald von Selbstmord, u. s. w. erfahren hatte, so traten, indem wir so um ihn beschäftigt waren, vier Polizei-Diener ins Gemach, und verlangten auf Befehl ihrer Obrigkeit ihn zu sehn. Ihr erster Blick auf

den Sterbenden überzeugte sie vom Ungrunde jener Mährchen, und sie entfernten sich sogleich wieder."

„Kaum waren sie fort, so trat Naumanns trauernde Gattin ins Gemach. Ich hatte ihr melden lassen, daß der Zustand ihres Gemahls jede Heimschaffung verbiete. Nur zu gut hatte sie den Sinn dieser Botschaft verstanden, und kam, um mit namenlosen Schmerzen an seinem Sterbelager nieder zu sinken. „O mein Naumann" — rief sie nach einer langen, furchtbar stummen Pause, mit vom Jammer erstickter Stimme, — „mein Naumann, nur Ein Wort der Liebe und des Segens!" — Doch ach, keines Wortes war er fähig; ein immer stärker werdendes Röcheln war seines scheinbaren Lebens alleiniges Merkmal. Fest klammerte sie sich an seine ihr theure Hülle; ihr Gesicht schmiegte sich an seine schwer athmende Brust; ein paar brennende Zähren floßen von ihren Augen. Geersheim, der treue Arzt und Freund des Hauses, bat besorgt, daß man die vor Kurzem erst Genesene von diesem Schreckenslager entferne; alle übrigen Aerzte stimmten bei. Mühsam vermochten wir es über sie; auch war das Abtreten in ein nachbarliches Zimmer Alles, wozu wir jetzt sie bewegen konnten.

„Mehrere von Naumanns Freunden, als das Gerücht seines Unfalls und seiner Lebens-Gefahr immer weiter sich verbreitete, eilten herbei, um ihren Eifer zu zeigen, ihren Beistand anzubieten. Unter ihnen rührten mich besonders Schuster und Graff; denn wir wußten, daß Mißverständnisse, die gewiß nicht

aus Naumanns oder Schusters Karakter entquollen, sondern nur durch Zufälligkeiten herbei geführt, und durch fremde Einmischung unterhalten worden waren, eine geraume Zeit diese würdigen Tonkünstler von einander geschieden hatten, daß sie aber auch seit mehrern Jahren nun verschwunden und durch die lauterste Freundschaft verdrängt worden waren. Jetzt war Schuster Einer der Ersten, der zur Hülle seines ehemaligen Lehrers hineilte, und seine Thränen, seine Aeußerungen am Sterbebette gaben einen unwidersprechlichen Beweis der innigsten Rührung. — Graff, dieser ehrwürdige Künstler, dessen Pinsel mehr als Ein Mal nicht blos Naumanns Gesichtszüge, sondern auch die Andeutung seines trefflichen Geistes auf die Leinwand hingezaubert hatte, — Graff war im vorigen Jahre, durch den Verlust seines ältesten Sohnes äußerst darnieder gebeugt, ein paar Monate hindurch Naumanns Hausgenosse in Blasewitz gewesen, und hatte dort die sanfte Linderung seines Zuspruchs, seines Umgangs, seiner Theilnahme empfunden; jetzt kam er, um seinen Freund, seinen Tröster wenigstens noch Ein Mal zu sehen. Aber an der Thür des Hauses hielt ihn sein Arzt, Dr. Pezold, warnend zurück; und auch ich, dazu kommend, vereinte mit dieser Warnung meine Bitte; denn ich besorgte, den schon siebenzigjährigen Greis und gefühlvollen Maler dürfte dieser Anblick allzusehr erschüttern. Er widerstand uns lange, rief mehr als Ein Mal: „Auch diesen Tod muß ich erleben! Was für ein Mensch dies war! Wie er mich tröstete!

Nein, ich muß noch Ein Mal ihn sehen!" und gab endlich nur unsern ernsten Vorstellungen nach, schied mit dem Ausrufe: „Nun, so will ich ihm dort einst danken, wo mein Sohn ist! Hier erlauben mir ja meine Freunde nicht, an seinem Leichname mich auszuweinen."

„Immer noch hatte ein kleiner Schimmer von Hoffnung — zum mindesten für Einige unter uns — sich erhalten; denn die angewandten Arzneimittel wirkten, wenigstens im Hauptsächlichsten, das, was sie bewirken sollten. Aber Nachmittags gegen drei Uhr erlosch auch der Hoffnung letzter glimmender Funke. Die Züge des Todes erschienen immer sichtlicher, doch stets ohne abschreckende Verzerrung, auf seinem Antlitz. Die Aerzte gestanden: es sey nun vorbei mit jedem Aufgebot ihrer Wissenschaft. — „Man wird seiner Kunst gram" (sagte Dr. Geersheim im rührendsten Tone), „wenn man in solchen Fällen nicht helfen kann. Aber nun müssen wir unsre Sorgfalt von dem fast Ausgelittenen auf die leidende Gattin richten, müssen diese wenigstens ihren Kindern zu erhalten suchen; und dies ist nur durch Entfernung von diesem Schauplatze des Jammers möglich, bevor das Röcheln des Erblassenden noch stärker, noch schauderlicher wird." Mir ward es aufgetragen, diese gänzliche Trennung ihr anzukündigen. Ein schweres Geschäft! dem ich mich jedoch auf eine so zarte Weise als nur möglich unterzog. — „Elisa," erwiederte die edle Leidende, „was Sie als Naumann's treuste Freundin von mir ver-

langen, werde ich thun; nur lassen Sie mich meinen Naumann noch Ein Mal sehen!" — Arzt und Anwesende widersprachen; doch, aus eigner Erfahrung mit der Natur des Schmerzes nur allzuvertraut, bat ich selbst, der Trauernden diese Beruhigung zu gewähren. So führte ich sie dann zum Todeslager des besten Gatten. Mit stummem Schmerz, doch mit gesammeltem Geiste sank sie auf die theure Hülle des mit dem Tode Kämpfenden, küßte vielfältig seine erstarrenden Hände, seine erbleichenden Lippen. Geersheim drang auf Endigung dieses Herz-zerreißenden Auftritts. Betäubt führten wir sie von dannen. Erst daheim im Kreise ihrer Kinder ward sie der häufigen Thränenströme mächtig."

„Abends um zehn Uhr besuchte ich zum letzten Mal den gegen seine Zerstörung sich gleichsam sträubenden Körper meines Freundes. Kalter Todes-Schweiß stand schon auf seiner Stirne. Immer noch behielt sein Antlitz die menschenfreundlichen Züge; doch war es wahrscheinlich nur Krampf einer bewußtlosen Zuckung, als seine rechte Hand den Druck der meinigen erwiederte. — Das Herz nach dem höhern Land ewiger Vergeltung gerichtet, riß ich mich von der nun bald entseelten Hülle eines Freundes los, dessen Umgang seit siebenzehn Jahren so lehrreich, so wohlthuend, so erhebend für mich gewesen war. Als ich, in stille Wehmuth versunken, durch den Garten fuhr, wo Naumann den vorigen Abend und die Nacht hindurch hülflos gelegen hatte, — als ich aufblickte zu den Millionen Sternen, die über unsern

Häuptern funkelten, und ein klagendes: Warum? sich mir aufdrängen wollte, — da wurden mir aus jenem Terzett im Vater Unser die himmlisch-beruhigenden Töne: „Wohl ihnen, wohl! und wohl auch uns!" so gegenwärtig, daß ich mit Wahrheit sagen kann, Naumann's Geist wehete darin Trost und Ergebung in meine Seele, — und machte mich fähiger, auch nachher seine Gattin zu trösten."

„Am drei und zwanzigsten Oktober früh um zwei Uhr, — nach einem Todes-Kampfe von zwei und dreißig Stunden, entschlummerte der Unvergeßliche. Sein Leichnam (wiewohl uns nicht die kleinste Hoffnung des Wieder-Auflebens täuschte) ward einige Tage lang in dem Dresdener Todtenhause aufbewahrt. Wie uns in dem nächsten Tagen darauf zu Muthe war, wenn wir die lieblichen Kinder fröhlich umher hüpfen, und dann nur weinen sahen, wenn sie zur Thüre des geliebten Vaters liefen, dort anpochten, diese Thüre aber sich nicht mehr öffnete, und das sechsjährige Röschen, und der fünfjährige Carl dem raschen vierjährigen Moritz, und dem sanften zweijährigen Peter Constantin weinend zuriefen: „Der Vater ist nicht mehr hier! kömmt auch nicht mehr wieder! — er ist bei Gott! — der gute Vater weiß jetzt Alles, was wir thun! wir wollen artig seyn!" — dieß vermag die Feder nicht zu schildern. Ach tief mußten Alle, denen der Theure so schnell entrissen war, des Verses Wahrheit fühlen:

Am Morgen blüht und glänzt die Blume,
Und fällt oft schon am Abend ab.
So sinkt mit seinem Glück und Ruhme
Der Mensch, eh' er sich's denkt, ins Grab.

Seine Beerdigung war, wie er es immer gewünscht hatte, einfach und prunklos. Er ward an der Seite seiner guten Eltern, welche Beide auch im sechszigsten Jahre am Schlagflusse erblichen waren, auf dem Elias-Kirchhofe zunächst dem Blasewitzer oder sogenannten Ziegel-Schlage eingesenkt. Ein steinernes Grabmal mit einer abgebrochnen Säule bezeichnet seine Ruhestätte, und die daran gelehnte Gedächtniß-Platte enthält folgende Zeilen, verfaßt vom Vater des bekannten Dichter Körner:

Nur auf des Meisters Gebot entsteht im Reiche der Töne,
Was den Denker erfreut, wie es den Hörer entzückt.
Aber dies gnügte Dir nicht, an dessen Grabe wir trauern,
Hoch über irdischen Dienst hobst Du den Zauber der Kunst.
Seele sprach zur Seele, die Schranken der Endlichkeit schwanden,
Und in der Seligen Reih'n lohnt Dir die Palme dafür.

Auch Tiedge, der berühmte Sänger der Urania, (in dessen Wohnzimmer unverändert seit dem Tode der Frau Elisa von der Recke das Portrait Naumanns, vom Professor Graff meisterhaft gemalt, bis an sein Ende hing) besang Naumann's Grab mit folgendem Gedichte:

Dumpfe Stille schwebt auf finsterm Flügel
Ueber jenem liedervollen Hügel,
Und betäubt schweigt jede Hymne still;
Stummer Schmerz verhängt die frohe Leyer,
Er verhängt sie mit dem Trauerschleier,
Wenn die Freude sie berühren will.

Doch was stört das öde tiefe Schweigen?
Naumann's Name flüstert in den Zweigen,
Wo die Nymphen einst sein Spiel belauscht.
Naht euch, Nymphen, nahet euch der Stelle,
Wo das Leben einer sanften Welle
Einen Nachhall seiner Töne rauscht.

Zarte Liebe lispelte nicht leiser
Durch die Blüthen junger Myrtenreiser,
Als sein Lied, wenn er die Liebe sang:
Aber mächtig, wie auf höhern Wogen,
Wurden unsre Seelen fortgezogen,
Wenn sein Geist sich auf zum Himmel schwang.

Süßer auch, als seine Melodie'n
Haben seines Lebens Harmonie'n
Ihr, der Freundschaft, haben sie getönt.
Heilig ehrten alle Musen jene,
Aber diese! — diese Herzens-Töne
Hat ein ganzer Himmel jetzt gekrönt.

Naumann's Ruhm, gleich einem milden Sterne,
Leuchten wird er aus der blauen Ferne
Längst entschwundener Vergangenheit.
Was der Stunde huldigt, schwindet eilig,
Nur dem Edlen, Großen öffnen heilig
Sich die Hallen einer Ewigkeit.

Vier Wochen nach dem Absterben Naumann's wurde eine musikalische Todesfeier, vornehmlich durch Begünstigung des Hrn. Hofmarschall Baron von Rack-

nitz, welcher alle Kosten derselben trug, veranstaltet, und zwar in dem, damals sogenannten Hessischen, der Zeit umfänglichsten Saale in Dresden, wobei 600 Billets frei ausgetheilt wurden, und der Kapellmeister Schuster der Aufführung vorstand. Den Anfang machte die Kantate: „Unsre Brüder," die man früher noch nie in Dresden gegeben hatte. Ihr folgte jener Trauergesang, mit dem Naumann einst bei einer Trauerloge, unter Begleitung der Harmonika, die versammelten Brüder überraschte. Er war zweistimmig, von einem Chore beschlossen; ein neuer Text, Naumanns Abschiede anpassend, war ihm unterlegt worden. Das Ende machte jener, oft schon erwähnte, Pilgergesang. Jeder der Spielenden und Singenden schien seine ganze Kunst aufzubieten. Allgemeine Stille, Zufriedenheit und Rührung herrschte dabei.

Gewiß stiften jedes Meisters Werke des Abgeschiedenen Gedächtniß am sichersten; darum folge auch hier noch ein Verzeichniß seiner Compositionen, dessen Vollständigkeit der Herausgeber jedoch nicht zu verbürgen vermag.

I. Für die Kirche.

Der 2. Psalm. Manusc. — Der 3. Psalm, vierstimmig komponirt. Ein nachgelassenes Werk. Ebend. 1804 gestochen. — Der 95. Psalm, nebst einem Heilig u. s. w. im Doppelchor. — Der 96. Psalm. Manusc. seitdem in Partitur gedruckt. — Der 103. Psalm. Manusc. desgl. nun in Partitur gedruckt. — Der 111. Psalm. lateinisch à 4 voc. e. B. C. für die Faschische Akademie 1796 geschrieben. Mscp. — Der 149. Ps. (so wie der

95.), für die Gemeinde zu Herrnhut. — La Passione di Gesu Christo, von Metastasio in Padua; Oratorium, für Dresden, zweifache Composition; — Isacco figura del Redentore, von Metastasio, für Dresden. — Giuseppe riconsciuto, von Metastasio, für Dresden, (Joseph, reconnu par ses frères). — St. Elena al Calvario, für Dresden. — Davide nella Valle di Terebinto. Oratorium 1794, für Dresden. Manusc. — Betulia liberata. Oratorium, für Dresden. Manusc. — Canto de Pellegrini dell' istesso Oratorio, aggiustato per Arpa o Cembalo. Dresden 1798 gestochen. (Doch ist auch dieses ganze Oratorium von ihm in Musik gesetzt) — Il figlio prodigo. Oratorium von Migliavecchа, für Dresden. Manusc. — La morte d'Abel. Oratorium, für Dresden. Manuscr. — Zeit und Ewigkeit, für den Mekkelnburg-Schwerinschen Hof. — Unsre Brüder, nach Rhode. — Messa solenne, in As., in Partitura. Op. posthum. Wien, 1804. gestochen. — Offertorium solenne: Lauda Sion Salvatorem, in Circumcis. Domini. Op. posthum. Ebendas. gestochen. — Missen, seit 1766 für die Dresdener Hofkirche geschrieben, an der Zahl XXVII. — Das Vater Unser, von Klopstock, 1799.

II. Für das Theater.

Achille in Sciro, nach Metastasio zu Palermo, 1768. — La Clemenza di Tito, nach Metastasio für Dresden, bei der Vermählung des damals regierenden Kurfürsten Friedrich August. — Isola disturbate, zu Venedig. — Isola disabitata, nach Metastasio, 1773, für ein Privat-Theater zu Venedig. — Il Solimanno, nach Migliavecchа, fürs Theater St. Benedetto zu Venedig. — Armida, nach Bertadi zu Padua, auf dem Teatro nuovo. — Ipermestra, nach Metastasio, fürs Theater St. Benedetto zu Venedig. — Il Vilano geloso, eine komische Oper nach Bertadi, zu Dresden. — L' Ipocondriaco, eine komische Oper nach Bertadi, zu Dres-

den. — Elisa, Opera serio-comica, nach Mazzola, zu Dresden — Osiride, ernsthafte Oper, nach Mazzola, zu Dresden, bei der ersten Vermählungs-Feier des Prinzen Anton. — Tutto per Amore, Opera serio-comica, nach Mazzola, zu Dresden. — Amphion in schwedischer Sprache, nach Adlerbeth zu Stockholm. — Cora, in schwedischer Sprache, nach Adlerbeth, zu Stockholm. — Gustav Wasa, in schwedischer Sprache, nach Kellgre'n, zu Stockholm. — La Reggio d' Imenéo, nach Migliavecha, zu Dresden, bei der zweiten Vermählung des Prinzen Anton. — Orpheus, in dänischer Sprache, nach Madame Biehl, zu Kopenhagen. — Le Sort de Medéa, grand ballet pantom. avec le Program. 1788, nach Filistri, zu Berlin. — La Dama Soldato. Op. buffa, nach Mazzola, für Dresden 1791 geschrieben. Ist auch fürs Klavier gestochen, unter dem Titel: Raccolta di Arie, Duetti, Cori etc. aggiustata per il Combal, dell' Op. La Dama Soldato. Dresden, bei Hilscher. 1792. Dann noch Supplemento 1 et 2. Auch ist der Gesang: Vino vecchio, daraus zu London besonders gestochen worden. — Protesilao. Opera ser. nach dem Abt Servator, für Berlin, 1793, ganz durchkomponirt. — Amore giustificato. Opera buffa. 1792, für Dresden, bei der Vermählung des Prinzen Maximilian. — Aci e Galatea, osia i ciclopi amanti, seine zu Dresden am 25. April, 1801. aufgeführte, letzte Oper.

III. Für die Kammer.

Canzonette des Herrn Abt Metastasio: Ecco quel fiero istante, Leipzig, 1781. — Freimaurer-Lieder mit Melodieen in Musik gesetzt, Leipzig 1781. — Vierzig Freimaurer-Lieder, zum Gebrauch der französischen und deutschen Tafellogen. Berlin, 1782. — Sammlung von Liedern beim Klavier; enthält 12 deutsche, 12 italienische, und 12 französische Lieder. I. Aufl. 1784. II. Aufl. 1794. in Leipzig. — Ode an den Mai, von

Clodius, in Form einer Cantate fürs Klavier. Berlin. — Einige Arien in Robert und Calliste für Madame Hellmuth. — Elegie von Hartmann, für Wenige, für's Klavier. — Die Lehrstunde von Klopstock, Klavierauszug. — Lina und die Eule. 1784. — VI. Sonates pour l'Harmonica, qui peuvent servir aussi pour le Pianoforte. II Tom. 1786 und Dresden 1792. — XII. von Elisens geistlichen Liedern. 1787. — An die Völker, von Wiesinger, für Klavier und Gesang. Dresden, 1794. — Blumenstrauß für Lina. Leipzig. 1794. — Ouverture de Medée, pour le Clav. av. l'accomp. d'un Violon. — Concert pour le Clavecin ou Pianoforte, avec l'accompagnement de deux Violons, deux Cors, Viole et Basse, Darmstadt, 1793 etc. — Concerto pour le Clav. in B. Darmstadt, 1794. — Die Ideale von Schiller, mit Klavierbegleitung. Dresden, 1796. — Six Ariettes avec l'accomp. du Pianoforte ou Violon par M. le Comte de Hartig, Franz. Text. — Six Airs avec l'accomp. du Pianoforte par Mr. le Comte de Hartig, mit franz. Text. — Airs françois pour Pianof. et Guit. Hamburg, 1797. — Six Ariettes avec l'accomp. de la Harpe par Mr. le Comte de Hartig, mit Ital. Text. — Die Gräber, von Klopstock. 1798. — XXIV. neue Lieder Elisens, 1799. — Sechs Quartetten für Flügel, Flöte, Violin und Bass. Op. I. Berlin. — Sechs Clavier-Trios mit einer Violine, Op. II. Berlin. — Deux Sinfonies à grand Orchestre des Operas Cora et Elisa. Op. III. Berlin. — III. Sonat. p. l. Clav. avec Viol. et B. Op. 1. Paris. — VI. Sonat. p. le Pianof. ou l'Harmonica. Op. 4. — Cantatina an die Tonkunst mit Begleitung des Pianof. Bei Kühnel. — Six Duos faciles p. deux Viol. à l'usage des commençants. Chez Kühnel. — Skalen mit untergelegtem Baß, zur Uebung der Stimme u. s. w. Leipzig, 1805.

Mit Recht ist's zu bedauern, daß es den wiederholten Bemühungen der Hinterlassenen und Freunde Naumann's nicht gelungen ist, eine Sammlung seiner vorzüglichsten Compositionen im Druck bewerkstelligen zu können. Seine, ihn lebenslang tief betrauernde, Wittwe, welche in der Frau Elisa von Reck die theilnehmendste vertrauteste Freundin, und in ihrem Curator, dem Stadtrichter Fehre, einen redlichen sorgsamen Rathgeber fand, in der Erziehung ihrer noch so zarten Kinder die treueste Mutterliebe bewieß, und mit ihnen auch ihr irdisches Vaterland noch einmal besuchte, folgte dem Verewigten nach Verlauf mehrerer Jahre zu den seligen Chören ihrer himmlischen Heimath nach.

Als nun gerade hundert Jahre seit Naumann's Geburt verflossen waren, wurde sein Geburtstag an seinem Geburtsorte auf eine einfache, aber erhebende Weise gefeiert. Die Theilnehmer versammelten sich an dem reitzenden Elbufer zu Blasewitz in einem Gartensalon, welcher mit Guirlanden und dem oben gedachten, von Immergrün umflochtenen, Brustbilde Naumann's geschmückt war. Der Gesang-Verein des Orpheus aus Dresden begann die Feier mit der Motette Naumann's: „Lobe den Herrn, meine Seele u. s. w." Der Local-Schulinspector, Diaconus M. Leonhardi, hielt sodann einen geschichtlichen Vortrag, worin er vorzüglich aus dem frühesten Lebenslaufe Naumann's die hauptsächlichsten Momente hervorhob und darlegte, welche in nächster Beziehung auf diesen Ort stehen, und seiner Eltern, so wie seinen eignen frommen Sinn beurkunden. Das

Chor der Dresdner Kreuzschule sang hierauf die Arie von Naumann: „Unerforschlich sey mir immer“ u. s. w. Die Versammlung bildete im Garten unter angemessener Musik des Chores der Dresdner Communal-Garde einen Zug, welchem sich auch der älteste und jüngste Sohn Naumann's, Beide Professoren der Berg-Akademie in Freiberg, nebst einem Enkelsohne anschlossen, — (der mittelste Sohn Naumann's, Professor der Medicin an der Universität zu Bonn, war durch die weite Entfernung an der persönlichen Theilnahme verhindert) — begab sich in die Mitte des Dorfes, während dem die Schulkinder, geführt vom Orts-Schullehrer, unter Instrumental-Begleitung einige Liederverse sangen, umringte die daselbst zwischen zwei grün- und weißen Fahnen gegrabene Vertiefung in einem Kreise, und stimmte hier wiederum einen besonders hiezu gedichteten Gesang an. Hierauf machte der Local-Schulinspector bemerklich, wie gerade dieser Ort sich dazu eigne, das Andenken Naumann's auf die künftigen Geschlechter fortzupflanzen, und eröffnete den Versammelten, daß sich mehrere Verehrer Naumann's zur Gründung einer Naumannschen Stiftung vereinigt hätten, welche bestehen solle:

1) in einem Denkmale, nämlich in einem, nach dem Entwurfe des Professor Semper würdig ausgestatteten, Gebäude, welches der Gemeinde zum Schulhause dienen solle, dessen sie noch entbehre;
2) in einem Fonds, von dessen Zinsen jährlich an Naumann's Geburtstage für die Schulkinder des Ortes ein jugendliches musikalisches Gesangfest

veranstaltet, ein kurzer Vortrag über Naumann's Lebensgeschichte gehalten, eine Vertheilung von Prämien an die fleißigsten Schüler und Schülerinnen Statt finden, eine einfache Ergötzlichkeit bereitet, ein Honorar an den Schullehrer für seine, mit dieser Feier verbundene, Mühwaltung verabreicht, das Gebäude in gehörigem Zustande erhalten, und eine kleine Volks- und Schulbibliothek angelegt werden solle; und dafern es möglich werde,

3) in der Besitzung und Einrichtung des kleinen Naumannschen Stammhauses zu einem Orts-Armen- Kranken- und Leichen-Hause, woran es der Gemeinde ebenfalls noch mangele.

Sodann rühmte der Local-Schulinspector, daß dieser Stiftung die erste Unterstützung durch die Königliche Huld und Milde zu Theil geworden, indem Sr. Majestät der König mittelst Rescriptes v. 14. Januar dieses Jahres genehmigt habe, „daß von der Königlichen musikalischen Kapelle eine große geistliche Musik, aus Compositionen des verstorbenen Kapellmeisters Naumann bestehend, im Laufe dieses Jahres aufgeführet, und der Ertrag zu dem, von der Gemeinde zu Blasewitz beabsichtigten, Baue eines zugleich als Denkmal Naumann's zu betrachtenden Schulhauses daselbst, bestimmt werde.“ Hierauf erklärte Ebenderselbe, daß die Hohe Kreis-Direction und Schul-Inspection die Legung des Grundsteines an diesem Platze genehmigt habe, und forderte im Auftrage des Superintendenten, dessen Vices er bei der Vollziehung dieser Feierlichkeit vertrat, den dasi-

(196

gen Gemeinde-Vorstand auf, die Grundstein-Legung unter den üblichen Gebräuchen zu bewerkstelligen, welches denn auch unter Begleitung von Blasinstrumenten und Abfeuerung von Böllern geschah. Nachdem der Local-Schulinspector ein feierliches Gebet gesprochen, und der Orpheus-Verein die Motette von Naumann: „Des Herrn Gnade währet" gesungen, zogen nun die Versammelten unter Instrumental-Begleitung und dem Gesange der zwei ersten Verse vom Liede: „Nun danket Alle Gott" u. s. w. zu dem, mit Kränzen und einem bunten Geflecht von:

N. d. 17 April. 1741.

gezierten, alten Stammhause Naumann's hin, vor dem sich wiederum ein Kreis bildete, in welchem vom Local-Schulinspector noch eine kurze Ansprache in Betreff dieses Hauses gehalten, und von den Schulkindern ein besonders hiezu gedichtetes Lied nach der Naumannschen Melodie: „Groß ist der Herr," gesungen wurde. Das Musikchor füllte die Pause mit einem angemessenen Stücke aus, das Chor der Kreuzschule führte ganz vortrefflich den bekannten Pilgergesang aus Naumann's Oratorio: I Pellegrini, aus: „Zagt nicht auf dunkeln Wegen," die Versammlung beschloß die Feier unter Instrumental-Begleitung mit dem Gesange des dritten Verses: „Lob, Ehr und Preis sey Gott" und mit stiller Andacht. — Möge das Andenken Naumanns, als ein Zeugniß, wie auch der Kunstsinn durch Frömmigkeit geheiligt wird, unter den künftigen Geschlechtern noch im Segen bleiben!

161

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Des Sächsischen Kapellmeisters Naumann's Leben in sprechenden Zügen dargestellt

Dresden 1841

Mus.th. 4921
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10600230-4